God
Ger 830.8
wie/Sam
99792

00099792

BOMBAY BRANCH
OF THE
Royal Asiatic Society.
CLASS

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

99762

Neunzehnter Band.

19 V01

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1856.

00099792

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Poetiſche Werke.

Inhalt.

	Seite
Nachlaß des Diogenes von Sinope. Aus einer alten Handschrift	1
Die Republik des Diogenes. An Xeniades	117
Das Hexameron von Rosenhain	149
Narcissus und Narcissa	162
Daphnidion. Ein milesisches Mährchen	207
Die Entzauberung	230
Die Novelle ohne Titel	258
Freundschaft und Liebe auf der Probe	287
Die Liebe ohne Leidenschaft	330
Anmerkungen	353

Nachlaß

des

Diogenes von Sinope.

Aus einer alten Handschrift.

Vorbericht des Herausgebers.

Geſchrieben im Jahr 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewiſſen Abtei B***** Ordens in S** Bekanntſchaft zu machen, welche, Dank ſey dem Genius des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der ſie dotirt, und dem ökonomiſchen Geiſte, der ſie bisher verwaltet hat, reich genug iſt, ſiebzig bis achtzig wohlgenährte Erdenſöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang und in tiefer Sorgloſigkeit über Alles, was außerhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten.

Vermöge einer wohl hergebrachten Gewohnheit hat das Kloſter einen Bücherſchatz, welcher ſich mehr durch Weitläufigkeit, als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchſtens nur eine gewiſſe Art von Kanoniſten, Aſceten und Ordensgeſchichtſchreibern angeſchafft. Von allen andern, beſonders von den Werken des Genies

iſt die Rede nicht. Dieſen letztern wird der Zutritt gar nicht-geſtattet: und, wofern ſich eines derſelben durch irgend einen unglücklichen Zufall in ſo heterogene Geſellſchaft verirren ſollte, ſo hat der Pater Bibliothekar nichts Angelegners, als es ſogleich in einen beſondern Schrank, der allen ſeines gleichen zum Gefängniß beſtimmt iſt, einzuſchließen und zu mehrerer Sicherheit in Ketten ſchmieden zu laſſen. Zum Gebrauch, den dieſe würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben ſie auch in der That keine gute Bücher und, wenn wir die Wahrheit ſagen ſollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund iſt, warum die Vermehrung derſelben in ihren Augen unter die überflüſſigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlaſſen will, dem Kloſter erſparen muß. In der That vermuthe ich, daß bloß eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Beſitze zu ſtören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daß ſie ſich, wenn ſie daraus vertrieben würden, ihres Schadens auf eine unſern guten Mönchen weniger gleichgültige Art erholen möchten, der Beweggrund iſt, warum man die ſo genannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man ſie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlaſſen ſucht.

Dem ſey, wie ihm wolle, das unbegreifliche Schickſal wollte, daß ich in dieſer nämlichen Bibliothek etwas

fand, was ich am wenigſten da geſucht hätte, und was in der That ſo außerordentlich ſcheint, daß ich beſorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wiſſensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich ſagen, daß er dem Anſehen nach kaum dreißig Jahre haben mochte. Meine Freude über dieſen Fund war, wie billig, außerordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freunde, und ich fand, daß der wackere Pater das Recht, ſeine Gefangenen, ſo oft er wollte, von ihren Ketten los zu ſchließen und ſich mit ihnen in ſeinen Nebenſtunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wußte. Er war noch nicht, was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an, in ſeinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bei einem zweiten Beſuch im Kloſter einen beträchtlichen Theil desſelben ſchon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung ſehr betrogen. Seine Obern, was ſie auch ſonſt ſeyn mochten, waren doch nicht ſo dumm, daß ſie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben ſollten, was dieſen Mann in meinen profanen Augen ſchätzbar machte. Man erſchrak darüber. Seit ſieben oder acht Jahrhunderten hatte ſich der Fall nicht ein einziges Mal begeben, daß ein Mönch dieſes Kloſters hätte klüger ſeyn wollen, als ſeine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine ſolche Neuerung

haben! Man überſah ſie beim erſten Blick, man erſchrak davor und glaubte nicht ſchnell genug eilen zu können, einem ſo großen Uebel vorzubauen. Mit einem Worte, der ehrliche ** wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeiſter wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beſte, dümmſte und mit ſich ſelbſt und ihrer Dümmheit vergnügteſte Seele von der Welt. Außer ſeinem Brevier und Marx Rumpels Kochbuche hatte er in ſeinem Leben nichts geleſen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die ſich mit dem unnützen Bücherleſen die Augen verderben mögen. Weil man doch von Allem gern eine Urſache angibt, ſo half er ſich damit, daß er behauptete, die Wiſſensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherleſen ſey weder mehr noch weniger, als einer von den ſubtilen Fallſtricken, wodurch der leidige Satan die Seelen in ſeine Gewalt zu ziehen ſuche. Unwiſſenheit war, ſeiner Meinung nach, der wahre Stand jener ſeligen Einfalt und Armuth an Geiſte, welchen die herrlichſte Belohnung in jener Welt verſprochen iſt; und er pflegte zu ſagen, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte; kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchſuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieſer war, anzutreffen.

Meine angeborene Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein ſind, machte, daß ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar eben ſo gut bekannt war, als mit ſeinem Vorfahrer. Ich ſchmählte auf den Febronius und lobte das alberne Buch des Herrn von***; mehr brauchte es nicht, mich bei ihm in die beſte Meinung von der Welt zu ſetzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu ſagen, noch eine andere Abſicht, ohne welche ich vielleicht ſo gefällig nicht geweſen wäre. Es ſtanden ein paar Schränke voll Handſchriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke ſeyn ſollten. Ich konnte mir vorſtellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch ſehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geſchöpf war, ſo gefällig, daß er mir ſeine Schränke aufſchloß. Ich fand, was ich mir eingebildet hatte, ſchön geſchriebene Gebetbücher, Legenden, magre Chroniken von Erſchaffung der Welt an, Quaestiones metaphysicales de principio individuationis, de formalitatibus, etc. Commentarios in libros sententiarum, in parva Naturalia Aristotelis, Abbreviationes Decretorum und hundert andere dergleichen Leckerbiſſen, welche mich nicht ſehr lüſtern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff, alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Ausſehen eines dünnen Codex in Quartformat oder vielmehr der nämliche

Instinct, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine beinahe bloß maschinenmäßige Art antrieb, ihn hervor zu ziehen, um zu sehen, was es seyn möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Name Diogenes und einige andere, die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich, ungeachtet des schlechten Lateins, aufmerksam. Ich überlas eines oder zwei von den kleinsten Capitel und war nun vollkommen überzeugt, daß ich vermuthlich auf die beste unter allen diesen Handschriften gestoßen sey.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeister dieses literarischen Gefängnisses nicht merken zu lassen, wie wichtig mir dieser Fund war, so kostete mir es wenig Mühe, die Erlaubniß von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchlesen mitzunehmen. Und nun weiß der geneigte Leser so gut als ich selbst, wie ich zu der alten Handschrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Uebersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift, ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreizehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damaligen kaiserlichen Cabinet ablehnte: Sie sind alt genug: denn, soviel ich weiß, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen. So viel getraue ich mir zu behaupten,

daß ſie wenigſtens nicht viel jünger iſt, als einige Ueberſetzungen von Ariſtoteliſchen Büchern aus dem Arabiſchen. Denn, ſoviel ich aus dem noch übrigen Bruchſtücke der Vorrede erſehen konnte, gibt der Verfaſſer vor, dieſes Werkchen aus einer arabiſchen Handſchrift, die er in der Bibliothek zu Fetz gefunden und abgeſchrieben habe, in ſo gutes Latein, als man damals zu Salamanca zu lernen pflegte, gedolmetſchet zu haben.

Da ich fand, daß ein beträchtlicher Theil dieſer Handſchrift aus Geſprächen des Diogenes mit ſich ſelbſt und mit Andern beſtehe, ſo erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laertius, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter Anderm auch Dialogen geſchrieben haben ſollte. Und nun brauchte ich nichts weiter, als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß dieſe Dialogen ohne Zweifel unter den griechiſchen Handſchriften geweſen ſeyen, welche der berühmte Khalif Al-Mamon zu Bagdad mit großen Koſten zuſammen ſuchen und ins Arabiſche überſetzen ließ; daß ein Exemplar dieſer arabiſchen Ueberſetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen ſey, welche unter der Regierung des mauriſchen Sultans Al-Manſur errichtet worden ſeyn ſoll; und daß dieſes Exemplar vielleicht das nämliche geweſen, aus welchem mein Ungenannter ſeine Ueberſetzung verfertiget habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertationen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollte es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige seyn, der von dem Charakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nämlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laertius und dem Athenäus zufolge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der ironische Sokrates von dem zügellosen Aristophanes, der Harlekin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters und ein launiger, aber feiner und wohl gesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Compilator der Lebensbeschreibungen der Philosophen und dem waschhaften Grammatiker, der in seinem Gelehrten-Gastmahle den alten Weisen so viele ungereimte Geschichten anheftet, zu glauben wäre, so müßte Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigste, tollste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen seyn, der jemals die menschliche Gestalt verunziert hätte; und es wäre solchen Falls nichts

unbegreiflicher, als wie eben dieser hündische Mensch so vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte sagen und thun können, und woher die Hochachtung gekommen seyn sollte, welche selbst die Weisesten unter ihnen für ihn geheget haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häßliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaßt haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genüget hier, dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich größere Gewicht zweier weiser Männer des griechischen Alterthums entgegen zu setzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Kappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dieß ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet und in der That der Xenophon dieses zweiten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab: Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zwei und

zwanzigste und vier und zwanzigste Capitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein großes und sogar liebenswürdiges Bild er von unserem Philosophen macht. Sie werden finden, daß er in dem ersten der angezogenen Capitel — worin er von dem echten Cynismus handelt, und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertiget — an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen gibt, daß Diogenes ein solcher Mann gewesen sey, wie er den wahren Cyniker schildert; — und daß er in andern, wo er sich über den eigenen Charakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freimüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt, durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaß, bei aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung bemächtigt. Und, gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daß ihn Arrian nur von der schönen Seite gemalt hätte, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß er in dem wirklichen historischen Charakter des Diogenes den Grund dazu gefunden haben mußte; denn man wählt keinen Thersites zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann malen will.

Die zweite Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegen stelle, ist der Philosoph Demonax,

deſſen Charakter uns Lucian (ein ſehr glaubwürdiger Mann, wenn er Gutes von Jemand ſagt, denn das begegnet ihm ſelten genug) in einer eigenen Abhandlung mit xenophontiſchem Geiſt und plutarchiſcher Naivetät geſchildert hat. Wenn dieſer weiſe Mann gleich kein Sectenſtifter noch ein großer Verehrer metaphyſiſcher Speculationen war, ſo wird doch Niemand, der geleſen hat, was uns Lucian von ihm erzählt, in Abrede ſeyn, daß er das günſtige Urtheil verdiene, das dieſer ſcharfe und mißtrauiſche Beurtheiler des moraliſchen Werths der menſchlichen Dinge von ihm fällt. Iſt aber das Anſehen dieſes Demonax feſtgeſetzt, ſo muß auch ſein Urtheil von Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Mährchen und Gaſſenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abſchätzige Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet iſt. Lucian führet etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweiſen. Wir begnügen uns, zwei davon abzuſchreiben. Die Rede war einſt von den alten Philoſophen, und welcher unter ihnen am meiſten Hochachtung verdiene. Ich, meines Orts, ſagte Demonax, ich verehre den Sokrates, bewundere den Diogenes und liebe den Ariſtippus. Und, da man ihm zu Olympia eine Bildſäule aufrichten laſſen wollte, lehnte er dieſe Ehre aus dem Grunde ab: „damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildſäulen geſetzt zu haben.“

Wenn gegen ſolche Zeugniſſe noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne doch, ohne die ganze Autorität des Alterthums wider ſich zu haben, nicht leugnen, daß Diogenes überhaupt unter ſeinen Zeitgenoſſen in ſchlechtem Anſehen geſtanden und vielmehr für einen närriſchen Sonderling, als für einen weiſen Mann gehalten worden ſey; ſo können wir dieſes zugeben, ohne daß er das Geringſte von der Achtung verlieren ſoll, die uns das günſtige Urtheil der kleinern Zahl für ihn gegeben hat. Was für einen Begriff müßten wir uns von Sokrates ſelbſt machen, wenn wir ihn nach demjenigen, den Ariſtophanes in ſeinen Wolken auf die Schaubühne brachte, oder nach der Anklage des Anytus und nach dem Endurtheil ſeiner Richter beurtheilen wollten? Man müßte wenig Kenntniß der Welt haben, wenn man nicht wüßte, daß etliche wenige Züge von Sonderbarkeit und Abweichung von den gewöhnlichen Formen des ſittlichen Betragens hinlänglich ſind, den vortrefflichſten Mann in ein falſches Licht zu ſtellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jakob Rouſſeau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb ſo ſonderbar iſt, als er ſcheint) ein Beiſpiel, welches dieſen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufſätzen werden wir den Diogenes ſelbſt über dieſen Gegenſtand an mehr als einem Orte ſo gut raiſonniren hören, daß ſchwerlich Jemanden, der ſich nicht zum Geſetz gemacht hat, nur ſeine eigene

Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bei Allem dem gestehe ich doch gern, daß der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu seyn scheint: es sey nun, daß ihn der lateinische Uebersetzer wirklich aus dem arabischen, und der arabische aus einem griechischen Original gedolmetschet habe, oder daß einer von den vorgeblichen Uebersetzern selbst der Urheber dieses Werkchens sey. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und, um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daß auch ich, eben sowohl als die beiden Uebersetzer, meine Vorgänger, vielleicht eben so viel aus Nothwendigkeit, als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe beinahe das nämliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß der erste arabische Uebersetzer, gesetzt auch, daß er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser

sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheißen haben: Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas. Ich denke, es sey dem lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu sagen, seiner Schreibart nach muß er ein armer Stümper gewesen seyn; ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität (wie Salamanca damals war), in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Uebersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daß da vermuthlich ein feiner Gedanke oder eine glückliche Wendung oder irgend eine andere seines gleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen seyn müsse; an vielen Stellen ist er sogar unverständlich, ohne sich das Mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt, daß er Leser haben würde oder, (wie ein ehemaliger französischer Uebersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde und nicht für das Publicum — schlecht übersetzt. Dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich der Welt das elendeste Geschenk, das sich denken läßt, gemacht haben würde, wenn ich mich durch

die Ehre, der Herausgeber einer alten lateiniſchen Handſchrift zu ſeyn, hätte verleiten laſſen, die ſeinige, ſo wie ſie war, abdrucken zu laſſen.

Ich gab mir alſo, weil doch dieſer Diogenes ſo viel zu verdienen ſchien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuſchmelzen und, nach meinem beſten Können und Wiſſen, ſo deutſch reden zu laſſen, wie ich mir einbildete, daß ihn wenigſtens ein erträglicher griechiſcher Sophiſt aus Alciphrons Zeiten möchte haben griechiſch reden laſſen.

Zuſatz.

Dieſes kleine Werk erſchien im Jahre 1770 zum erſten Male unter dem Titel Dialogen des Diogenes. Man hat das Wort Dialogen hauptſächlich deßwegen unſchicklich gefunden, weil die eigentlichen Geſpräche nur den wenigſten Theil des Ganzen ausmachen; als welches meiſtens aus zufälligen Träumereien, Selbſtgeſprächen, Anekdoten, dialogiſirten Erzählungen und Aufſätzen, worin Diogenes bloß aus Manier oder Laune abweſende oder eingebildete Perſonen apoſtrophirt, zuſammengeſetzt iſt. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts Erhebliches entgegen zu ſetzen hatte, fand alſo für gut, bei

gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten lateiniſchen Handſchrift, Diogenis Sinopensis Reliqua, beizubehalten; ein Titel, wozu dieſes Werkchen ein deſto größeres Recht hat, weil in der That (da die unechten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden ſind, nicht in Betrachtung kommen) außer demſelben ſonſt nichts von dieſem berühmten Cyniker übrig iſt.

Der ehemalige griechiſche Titel Σωκρατης μαινομενος (Socrates delirans, ein aberwitzig gewordener Sokrates) iſt aus dem zweifachen Grunde weggeblieben, erſtlich, weil er griechiſch iſt, und dann, weil dieſer halb ehrenvolle, halb ſpöttiſche Spitzname, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben ſoll, auf den Diogenes, der ſich uns in dieſen Blättern darſtellt, ganz und gar nicht zu paſſen ſcheint. Dieſer iſt zwar ein Sonderling, aber ein ſo gutherziger, frohſinniger und (mit Erlaubniß zu ſagen) ſo vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag; und gewiß, wer nicht Alexander iſt, könnte ſich ſchwerlich etwas Beſſeres zu ſeyn wünſchen, als ein ſolcher Diogenes.

1.

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereien — meine Thorheiten, eure Thorheiten und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das Erste seyn, was ich euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden oder Häute oder Palmblätter hätten! — und in Ermanglung deren möcht' es weißes Blech, Marmor, Elfenbein oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehemals zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war, dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicher Weise hab' ich von allen diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder, noch Griffel, noch irgend ein andres Werkzeug dazu habe, als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ich's, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben wäre wohl das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand ſchreiben? — Es ging' an; ich kenne zwei bis drei hundert junge und alte Schriftſteller (nichts von einigen Tauſenden zu ſagen, die ich nicht kenne), denen ich, weil ſie doch nun einmal ſchreiben wollen — oder ſchreiben müſſen — dieſe Methode beſtens empfohlen haben wollte. Allein ſie hat bei Allem dem ihre Unbequemlichkeiten. —

Dummkopf! daß ich mich nur einen Augenblick beſinne, eh ich ſehe, daß meine Tonne geräumig genug iſt, eine ganze Iliade zu faſſen, inſofern ich klein genug ſchreiben könnte. An meine Tonne will ich ſchreiben! — Ihre Seitenwände ſind ohnehin ſo nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Malereien; — in der That gar zu kahl. — Bin ich nicht ſo gut, als der Wurm, aus deſſen geſponnenem Schleime man dieſe Gewebe macht, womit unſre neuen Argonauten ihre Säle behängen? — Der Wurm ſpinnt ſich ſein Haus ſelbſt; ich beneide ihn darum; das iſt mehr, als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eigenen Hirngeſpinnſten tapezieren, und das will ich, wenigſtens ſolange dieſes Stückchen Kreide dauert.

In der That, es ſollte mich verdrießen, wenn unter allen zweibeinigen Thieren ohne Federn auf dieſem Erdenrund oder Erdenei oder Erdenteller — was es iſt, mögen die Herren ausmachen, die ſonſt nichts zu thun haben und nicht müßig ſeyn können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfniſſe hätte, als ich.

Es iſt eine vortreffliche Sache, keine Bedürfniſſe zu haben oder, wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigſtens nicht mehr zu haben, als man

ſchlechterdings haben muß und ſich ſo wenig damit zu thun zu machen, als nur immer möglich iſt. Anfangs, inſofern ihr nicht dazu geboren ſeyd, koſtet's einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht ſich der Thor, der ſich in den Kopf geſetzt hat, reich zu ſterben? Wie viel Mühe gibt ſich der Thor Phädrias, ſein Mädchen erſt zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel koſtet's einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? Oder einem andern, ſich in die Gunſt eines Satrapen einzuſchmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die ſie anwenden, ſich tauſend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen ſie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten ſie ſich auf ihr ganzes Leben in den Beſitz einer Glückſeligkeit ſetzen, die ſo nahe als möglich an die göttliche reicht.

Denn, daß die ſeligen Götter es darum ſeyen, weil ſie nichts zu thun haben, als ſich ewig mit Ambroſia zu füllen, ewig in Nektar zu berauſchen und den Weihrauch in die Naſe zu ziehn, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Prieſter — wie ich. Sie ſind ſelig, weil ſie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünſchen, Alles in ſich ſelbſt finden; — und ſo bin ich's auch, ſoviel es ein armer Schelm von einem Erdenſohne ſeyn kann, der Brod oder Wurzeln haben muß, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigſtens ein Faß, um ſich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen ſeiner Gattung, wenn er Menſchen pflanzen will.

Bei Allem dem bin ich zufrieden, es ſo weit gebracht zu haben, daß ich gegen Hunger und Durſt nur Wurzeln, gegen die Blöße nur einen Mantel von Sackleinwand, gegen Wind und Wetter nur mein Faß nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören eure ernſthaften Leute nicht gern ſprechen, und ein weiſer Mann denkt ſo wenig daran, als er kann; — und muß er daran denken, nun, ſo hat unſere gute Mutter Natur auch dafür Rath geſchafft; wie ich euch mit einem hübſchen Beiſpielchen beweiſen könnte, wenn ich nicht beſorgte, ihr möchtet — eiferſüchtig werden.

2.

Wenn ſich Jemand in den Kopf ſetzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weiſe zu werden — als, zum Beiſpiele, ſein Glück dadurch zu machen oder ſich bei der Welt in Achtung zu ſetzen oder ſich ihrem Tadel zu entziehen, — ſo wollte ich ihm unmaßgeblich gerathen haben, ſich hinzuſetzen und es bleiben zu laſſen. Denn ich will meine Taſche und meinen Stecken, das iſt, mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (inſofern ihr kein Pythagoräer ſeyd) ſetzen, daß ihr eure Mühe dabei auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben; und dann müßte mich Alles betrügen, oder ihr werdet dieſe Ehre eurem Gelde oder eurem Stande oder eurem Amte oder eurer Frau oder eurer Schweſter oder eurer guten Miene oder eurer Kunſt zu ſingen, zu tanzen,

die Flöte zu ſpielen, durch einen Reif zu ſpringen, Hirſenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem Andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben: — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunſt, wirklich zu Weisheit, ſo wird ſich's die Welt nicht ausreden laſſen, euch für eine Art von Narren zu halten; welchen Falls ihr wohl thun werdet, es (wofern ihr könnet) wie Diogenes zu machen — nämlich, gerade weil Diogenes weiſe iſt, ſo iſt Diogenes kein Narr und bekümmert ſich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er euren Beifall ſuchte, er, der euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gaſtmähler zu geben, keine perſiſchen Weine und keine ſchöne Frau vorzuſetzen hat, — ſo müßte er eure Handmühlen drehen oder in euern Bergwerken graben oder eure Nymphen ins Gehäge treiben oder eure Verdauung durch ſeine Schwänke befördern; und, mit eurer Erlaubniß, von Allem dieſem, und was dem ähnlich iſt, findet er für gut, ſich ſelbſt zu dispenſiren, weil er das Mittel ausgefunden hat, eures Beifalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es ſchon eine andere Beſchaffenheit. Auch ohne eben ſchön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byſſus gekleidet zu ſeyn oder nach Lavendel zu riechen oder einen friſirten Kopf oder überall einen Kopf (inſofern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, gibt es — Dank ſey eurer Gutherzigkeit, ihr angenehme Geſchöpfe! — ein unfehlbares Mittel, euren Beifall zu verdienen, und — kurz, wir verſtehen einander, denke ich: und

wenn jemals meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen eure gute Meinung entziehen zu wollen; so hoffe ich, es werden immer noch einige unter euch edelmüthig genug seyn, mich in ihren Schutz zu nehmen und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daß Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sey.

3.

Uebrigens, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megära, Sicyon u. s. w. — und ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir euch zu sagen, daß ich die Ehre, von einem Stamme mit euch Allen zu seyn, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigsten Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu euren Diensten seyn können, so gestehe ich offenherzig, daß ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich euch, ohne ein Oedip zu seyn, hätte vorher sagen können: „daß es euch hinten nach gereuete, so gehandelt zu haben;" — und daraus schloß ich schlechtweg: „ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen."

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich euch gelegenheitlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube, daß ihr auf einmal tragen könnet.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurück zu gehen, kann ich nicht umhin,

den Einfältigen zum Besten zu erinnern: daß — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth und vielleicht auch in der Stadt selbst sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm seyn könnte. Denn ich merke wohl, daß sie bei dieser kleinen Kurzweil eine große Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft oder in Verspottung derselben ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genießen dabei des Vortheils, den derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davon zu tragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunruhigen zu wollen: so soll Alles, was ich bis zu Nro. 4 sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer dießfallsigen Zuständigkeiten und bloß zum Besten derjenigen gesagt seyn, welche mich gerne kennen möchten und die Gelegenheit nicht haben, deßwegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daß ich vor vielen Jahren ausdrücklich darauf studirt habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte, als möglich wäre."

Ich fand, „daß dieß unter gewiſſen Bedingungen ganz wohl angehe,“ und, „daß dieſe Bedingungen in meiner Gewalt lägen.“

Ich bedachte mich alſo nicht lange. Meine Theorie war nicht ſo bald gefunden, als ich that, was die wenigſten von euren Sittenlehrern thun. Ich fing an, ſie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren ſo weit, daß ich, wie ihr ſehet, ſehr bequem in einer Tonne wohne, von Bohnen und Wurzeln Mahlzeit halte und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächſten Brunnen ſchöpfe.

Dafür aber genieße ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig, euch zu betrügen, und bin ſicher, daß ihr mich eben ſo wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von euch, ich fordre nichts von euch, ich beſorge nichts von euch. — Denn was für ein armer Teufel müßte der ſeyn, der mir meinen Stecken und meine Taſche voll Bohnen und Brodkrummen ſtehlen wollte! Sollte ſich, wider Vermuthen, Jemand hervorthun, der arm genug wäre, in ſolche Verſuchung zu fallen, ſo bin ich bereit, ihm beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächſten Walde wieder einen Stecken finden und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andre Taſche machen, ſo iſt der Abgang erſetzt. — Kurz, ich ſehe nicht, warum wir nicht die beſten Freunde ſeyn ſollten. Wornach ihr immer ſtreben möget, findet ihr den Diogenes nie in eurem Wege. Bewerbt euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenſtelle, um eine

Prieſterſtelle, um eine Feldherrnſtelle, um eine Stelle in dem Bette einer ſchönen Frau oder einer reichen Matrone oder einer Dame, die euch für eine Hand voll Drachmen thut, was Platons Penia dem ſchlafenden Plutus, — bewerbt euch um die Gunſt eines Satrapen oder eines Königs oder einer Königin oder um eine Krone ſelbſt oder gar um einen Platz unter den Göttern — (ihr wißt, daß auch der zu kaufen iſt) — kurz, bewerbt euch, warum ihr wollt, Diogenes wird niemals euer Nebenbuhler ſeyn. Diogenes iſt der unſchädlichſte, unbedeutendſte Menſch von der Welt, — ausgenommen, daß er euch bei Gelegenheit die Wahrheit ſagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu eurem Vergnügen beiträgt, ſo dächte ich doch, er verdiente immer, daß ihr ihm Luft und Sonnenſchein unentgeltlich angedeihen ließet und erlaubet, ſich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht ſein Großvater gepflanzt hat.

4.

Sagte ich euch nicht vorhin, daß Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — deſſen Narrheiten ich übrigens nicht beſſer zu machen begehre, als ſie ſind — nicht ganz ſo närriſch ſey, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen ſeiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Menſch affectirt, ein Sonderling zu ſeyn," ſprechen ſie: — und Sie, meine Herren und Frauen, affectiren, ehrlich und tugendhaft zu ſeyn.

„Er hat ſeinen hölzernen Becher weggeworfen, da er einen Bettler ſah, der aus der hohlen Hand trank." — Dieſer Zug

iſt, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig verzeichnet. Der Becher mußte weggeworfen werden, weil er einen Leck bekommen hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, ſo ſah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiſer Mann findet immer Gelegenheit, etwas zu lernen; und ich verſichre Ihnen, Madame, daß ich von Ihrem Schoßhündchen die ganze Philoſophie des Ariſtipp gelernt habe.

Aber, geſetzt, ich hätte den Becher weggeworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldnen Becher trinkt, weil er den unſchuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann ſeyn, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte, wie ich.

„Diogenes iſt ein Miſogyn.“ — Ha, ha, ha —

„Er nimmt ſich heraus, allen Leuten zu ſagen, was ſie nicht gern hören.“ — Iſt es meine Schuld, wenn ſie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Faſſe.“ — Es iſt, wie Sie ſehen, eine Tonne und für einen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Geſetzt nun, daß ich eine Probe hätte machen wollen, daß im Nothfall auch die engſte Wohnung für einen ehrlichen Mann groß genug iſt? — Ich weiß es, guter Xeniades, daß, wenn mich jemals Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen ſollte, Diogenes unter deinem freundſchaftlichen gaſtfreien Dache ſein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, ſey, in dieſen heitern Sommertagen, der grüne Raſen mein Faulbettchen, mit weichem Gras und Blumen

gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein: der umwölbende Himmel ist meine Decke; und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt, wie er.

„Aber, was für eine Grille, sagen sie, die Wände eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen?" — Gut! Es soll eine Grille seyn: haben Sie etwa keine Grillen? Oder sind meine Grillen nicht eben so gut, weil sie die meinigen, als Ihre Grillen, weil sie die Ihrigen sind?

Indessen sehen Sie hier die Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde. So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen, wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts Besseres aufopfern muß. Der gute Xeniades, dem sie zugehört, glaubt, daß sie desto besser seyn werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurück gebe. — Du sollst deinen Willen haben, guter Xeniades.

5.

Sie lag, ein wenig zurück gebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schoßhündchen.

Gegenüber saß ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beim Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschließen, wenn man sich nicht stark

genug fühle, einer schönen Versuchung mit offnen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schließen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm (zum Unglück) ein kleiner Fuß in die Augen, wie man sich den Fuß einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war nichts für — euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schoßhund, dann wieder den Fußteppich; aber der schöne kleine Fuß hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach, mit stotternder Stimme, von allem Andern — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schoßhund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegen über hing) — die Hälfte eines sehr weißen und sehr reizend gerundeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schoße, schmiegte sein rechtes Vorderpfötchen an den schönen Busen an und sah mit halb offnem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küßte das

Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler und ſteckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Menſch hatte keine Kraft mehr auf den Boden zu ſehen, und — ich ſchlich mich fort.

Unterwegs ſah ich Ariſtippen, mit Roſen bekränzt und ganz Arabien um ſich her düftend, von einem Gaſtmahle des reichen Klinias wohl bezecht zurückkehren. Er ſchwamm in einem weiten ſeidenen Gewande, ſchimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionyſen zu Syrakus gemacht hatte; ein kleiner Hof von muntern Jünglingen ſchwärmte um ihn her, und, wie Bacchus unter Faunen und Satyren, ging er in ihrer Mitte und lehrte ſie — ſeine Weisheit.

Beim Anubis, dem Schutzgott aller Schoßhündchen! ich will meinen Stecken und meine Taſche verloren haben, wenn Ariſtipp ſeine Weisheit nicht von Danaens Schoßhunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Großen, liebkoſet ihren Leidenſchaften oder befördert ihre geheimen Wünſche, ohne zu thun, als ob ihr ſie bemerket; — ſo werden ſie euch den Mund mit Honigplätzchen füllen: das iſt das ganze Geheimniß.

„Nichts mehr als das?“ — Kein Jota!

6.

Glaubet mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Kröſus, und wie ihr Alle heißet, — es iſt

nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung, daß ich euch niemals werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht; ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer inneren Ueberzeugung, welche sich nichts von mir einreden läßt, daß ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit, wie die eurige, zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schön gebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wollüstigen Geräthschaften der Ueppigkeit angefüllt; — eure Gärten gleichen den Gärten des Alcinous und der Hesperiden; — eure Säle dem Saal, wo Homers unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — eure Knaben sind schön wie Ganymed, eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — euer Leben ist ein immerwährendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugangbar; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält euch auf; euer Gold überwindet Alles.

Ein Sophist würde vielleicht viel gegen alle diese Vortheile einzuwenden haben — Aber von mir habt ihr keine Chicane zu besorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Sträußermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich hasse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt," sagt Xenokrates: — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Phryne nicht so mißvergnügt von dir aufgestanden seyn. War Alcibiades nicht tapfer? Konnt'

er nicht, wenn es seyn mußte, eben so gut auf hartem Boden unter freiem Himmel schlafen, als im Schoße der schönen Nemea? Ließ er sich nicht die schwarze Suppe der Spartaner eben so gut schmecken, als die niedlichen Gerichte des üppigen Tissaphernes? Keine Einwürfe, ich bitte euch, die nur von einer Seite wahr sind, und die man mit tausend Beispielen widerlegen kann! — Gestehen wir die reine Wahrheit! Guter Wein aus Cypern schmeckt, insofern ihr nicht durstig seyd, besser als Brunnenwasser, die strengen Sittenlehrer mögen einwenden, was sie wollen; und eure Tänzerinnen aus Jonien oder eure Mädchen von Skio sind, mit Allem dem, ganz artige Geschöpfe. Eure Galerie mit den Gemälden der Zeuris und Polygnotus, der Parrhasius und Apellen behangen, bezaubert ungelehrte Augen und befriedigt den verweilenden Kenner. — Sollet ihr denn nicht glücklich seyn? Sollten wir nicht alle nach eurem Zustande streben? Der Genuß alles Schönen und Angenehmen sollte nicht glücklich machen?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel, — es ist, däucht mich, mehr als ein Zweifel — aber ich besorge, euch verdrießlich zu machen, wenn ich ihn sage. Er würde zu Erörterungen führen, und mein Zweck ist verfehlt, sobald ich euch lange Weile mache. — Ihr habt zu thun, wie ich sehe? — einen Besuch bei der schönen Philänion abzulegen oder bei der jungen Gemahlin des alten Strepsiades? — Ich will euch nicht aufhalten; ich lege mich indessen dort in den Schatten hin und träume was, bis ihr wiederkommt.

7.

Dieſen Augenblick ertappe ich mich bei einer häßlichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit biſt du noch entfernt, ſo weiſe zu ſeyn, als du närriſch ausſieheſt! — Ungeduldig darüber zu werden, daß du von einem Menſchen, der dir Ehre anzuthun glaubt und nicht zu wiſſen ſchuldig iſt, daß du eben träumen willſt, in deinen Träumereien geſtöret wirſt! — Fi! das hätteſt du von einer langbeinigen Spinne, von einer Weſpe oder Horniſſe leiden müſſen. — Ich will euch den ganzen Handel erzählen.

„Du biſt müßig, Diogenes?“ ſagte er.

Nach meiner Gewohnheit, antwortet' ich.

„So ſetze ich mich zu dir.“

Wenn du nichts Beſſers zu thun haſt.

„Auf der Welt nichts, — außer daß ich auf dem Markte ſeyn ſollte. Die Sache des armen Lamon wird entſchieden. Sein Vater war ein guter Freund unſeres Hauſes. Ich denke, er wird Mühe haben, ſeinen Feinden dießmal zu entwiſchen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir geſtern vorgenommen, für ihn zu ſprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt. — — “

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauſes? — und der arme Lamon iſt in Gefahr?

„Wie ich dir ſagte, mein Kopf iſt heute zu nichts gut. Wir ſchmauſeten geſtern beim Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philoſophen, die ſich erſt zankten, hernach beſoffen,

hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten Alles, was zu einer vollständigen Kurzweil gehört. —"

Das iſt Alles ganz hübſch, wenn du willſt — aber der arme Lamon!

„Wer kann ſich helfen? Er dauert mich, wie ich ſage. Er iſt ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine ſehr tugendhafte Frau!"

Und eine ſchöne Frau vermuthlich?

„Sie kam geſtern, mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwei Kinder, zwiſchen drei und fünf Jahren, bei ſich — liebliche kleine Geſchöpfe. Sie war nicht ſehr geputzt, aber ihre Geſtalt und Miene überraſchte mich. Sie warf ſich mir zu Füßen; ſie ſprach mit Hitze für ihren Mann: — Es iſt unmöglich, daß er ſchuldig ſeyn kann; er iſt der ehrlichſte Mann, der zärtlichſte Vater, der beſte Freund; gewiß, er kann nichts Unedles aus Vorſatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: ſie widerlegte mich. Ich ſtellte ihr die Schwierigkeit vor, da er ſo viele Feinde hätte. — Er habe ſie bloß, weil er mehr Verdienſte als Vermögen habe, ſagte ſie. — Ich zuckte die Achſeln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geſchöpfe fingen auch an, da ſie ihre Mutter ſo heftig reden und weinen ſahen, ſchlangen ihre kleinen Arme um ihre Knie und fragten ſie ängſtlich: Wird uns dieſer Mann unſern Vater nicht wieder geben? — Ich verſichre dich, die Scene war rührend; ich hätte fünfzig Minen um einen guten Maler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemälde daraus gemacht hätte —"

Wirklich? — Konnteſt du in jenem Augenblick einen ſolchen Gedanken haben?

„Ich verſichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth geweſen. In meinem Leben ſah ich die Schönheit in keiner rührendern Geſtalt. Ihr Buſen ſchlug unter ihrem Halstuche ſo ſtark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich ſagte ihr: Madame, ich will das Möglichſte verſuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen, wie Sie ſind? — Ich muß jetzt zu Klinias; er gibt dieſen Abend ein Feſt; aber ich will mich vor Mitternacht losreißen. Kommen Sie um dieſe Zeit wieder; mein Kammerdiener ſoll Sie in mein Cabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das Meiſte wird von Ihnen ſelbſt abhängen. — Kannſt du dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte ſich mit einem Zorne, der ſie noch zehnmal ſchöner machte, — ich hätte ſie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verließ ſie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr Alles ſagte, was man ſagen kann; aber ſie wollte ihn nicht anhören. Kommt, meine Kinder, ſagte ſie, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem ſie die kleinen Geſchöpfe an ihren Buſen drückte; der Himmel wird für uns ſorgen, — und wenn auch er uns verläßt, ſo können wir ſterben. — Du ſiehſt, daß ich Urſache hatte, ſie eine ſehr tugendhafte Frau zu nennen.“

Wie ich ſehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon! — O Chärea, Chärea — iſt's möglich? —

„Du biſt in der Laune zu moraliſiren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, — wie ich dir ſagte. Ich muß mich zerſtreuen. — Willſt du mit mir zur Thryallis gehen? — Mein Maler nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr. Es wird ein treffliches Stück werden!"

Ich danke für dießmal. — Der arme Lamon und ſeine ſchöne tugendhafte Frau mit den zwei lieblichen Kindern hat ſich meiner ſo ſehr bemächtiget, daß ich zu nichts Anderm gut bin. Dein Maler würde mir keinen Strich recht machen können und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea, gehe und überlaß mich meinen einſamen Gedanken!

Nein, ich will nicht denken; unſinnig müßt' ich werden, wenn ich in dieſem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die ſich eindrängen wollen.

Ihr wißt doch, daß dieſer Chärea einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth iſt?

8.

Wie ſchön dieſe Grasmücke zwitſchert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfriſcht, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieſes Gebüſche legen und mich jedem Vergnügen überlaſſen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Lebens beſtreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und verſuchen? — Das will ich!

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Anſehen, keine Anhänger, Niemand, dem an meiner Freundſchaft gelegen iſt. — Ich bin hier fremd. — Lamons Sache betrifft ſein Amt, das gemeine Weſen; — ich würde nicht einmal die Erlaubniß zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigſtens als Fürſprecher für ihn reden? — Aber wir ſind nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine ſo ſchöne Frau ſoll nicht umſonſt die Füße eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

9.

Ich wußte noch nichts Eigentliches von Lamons Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein ließ. Unterwegs ſtieß ich auf einen ſeiner Richter, der mir ſagte, warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedrungen, der auf Lamons Amt ein Auge hat. Er ſollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen ſeyn. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweiſen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte und dieſes Geld zu den Geſchäften der Republik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute ſeinem Freunde und wurde betrogen.

Das war ſein ganzes Verbrechen. — Aber ihr hättet das Ungeheuer ſehen ſollen, das ſeine Ankläger daraus machten!

Lamon antwortete ihnen mit der Erſchrockenheit eines ehrlichen Mannes, der ſein Schickſal in den Händen ſeiner Feinde ſieht und weiß, daß ſein Urtheil ſchon beſchloſſen iſt,

eh' er noch zu reden anfängt. Er ſprach wenig und übel. Laß mich für dich reden, Lamon, ſagte ich und fing an.

Sie wollten Lärm machen, aber da half mir meine Bruſt; ich überſchrie ſie und fuhr fort. Ich ſprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der ſchönen Frau und der zwei lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich ſchonte ſeine Feinde nicht, — und die Richter beſtach ich mit Anpreiſung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menſchlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteilichkeit, ihres Haſſes gegen die Unterdrückung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobſprüche und meine Zuverſicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemälde der ſchönen Frau und der zwei kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten ließ. — Lamon wurde losgeſprochen. Ich ſchlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

Wie ſchön der Abend iſt! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir ſelbſt zufrieden, ich habe dem Rufe der Menſchlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die ſchönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie ſüß werden ihre Umarmungen ſeyn! — Ich genieße ſie, ohne ſie zu ſehen.

Und wer iſt nun an dieſem Abend glücklich? Chärea, Klinias, Midas, Sardanapalus, Krösus — oder ich?

10.

Gönnet mir, daß ich mich der Empfindung überlasse, die mich glücklich macht, — und überleset inzwischen die drei vorher gehenden Nummern noch einmal — wenn ihr wollt, — und so langsam oder flüchtig ihr wollt.

11.

Wirklich ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herab wölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiß ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien! rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indeß hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind sie fertig. Auf einmal rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemälde!

Wenn ihr es erst so lebhaft vor euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Phantasie ausgemalt, vor mir steht! Sie hat einen feinen warmen Pinsel, das versichr' ich euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für eure Reizungen

man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein Andrer gegeben habe, euer entbehren zu können; ohne daß ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervorschliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien, — ihr denkt, ich habe das Gemälde selbst erfunden, und das wundert euch. Ich will euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben, als ich bin. — Es ist eine hübsche Copie.

Chärea hat das Original, von Apelles, den sie den Maler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Namen selbst zu geben, weil er fühlt, daß er's ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. Es ist göttlich, rief der entzückte Chärea: ich muß es haben; ich laß' es keinem Könige. — Kennst du, Diogenes, das Myrthenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Saale, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich diese Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe.

Chärea kaufte das Gemälde um vier attische Talente.

Vier attische Talente! rief ich, um drei halb nackte Mädchen und drei oder vier kleine nackte Buben auf einem Stück Leinwand!

Aber siehe nur, wie schön sie sind! rief Chärea; — wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen charakteristischen Reize, jede durch sich selbst schön und dennoch durch eine Art von Wiederschein von ihrer Nachbarin verschönert!

Es iſt wahr, Chärea — Aber ihr andere reiche Leute habt Unrecht, dieſe Künſtler ſo theuer mit ihren Werken zu machen. Zehn Minen wären immer genug für einen Maler. Er ſoll auch das Vergnügen, das er unter einer ſo ſchönen Arbeit genießt, für etwas rechnen! Vier Talente, Chärea! für eine Augenluſt, die in wenig Wochen ihren Reiz für dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hätteſt du mit dieſer Summe machen können!

12.

Nach einiger Zeit kam ich auf ein großes Gut, das dieſer Chärea am korinthiſchen Meere beſitzt. Ich fand da einen ſeiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weißen Haaren, der traurig vor ſeiner Thür ſaß und ſich die Augen auswiſchte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daß ich mich zu ihm ſetzen dürfte, und fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers.

„Ach, Fremdling, ſprach er, ich habe meine Tochter verloren! — Ein Kind von vierzehn Jahren, das beſte, angenehmſte Mädchen, das jemals geweſen iſt. Alle junge Leute in der Gegend ſagten, daß ſie einer Oreade gliche, wenn ſie an Feſttagen mit andern Mädchen ihres Alters im Reihen tanzte. Ich hatte meine Luſt daran, ſie tanzen zu ſehen. — So war ihre Mutter ehemals geweſen! — Es war ein gutes Mädchen; häuslich, arbeitſam von der beſten Mutter erzogen — ach! die ich jetzt glücklich preiſe, daß ſie den grauſamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muſcheln ſuchte, um eine kleine Grotte

in unſerm Garten auszuſchmücken, worin ich in der Mittagshitze zu ruhen pflege.“ —

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemäldes. Aber ſeine Tochter hätte zehnmal weniger liebenswürdig ſeyn können, als er ſie beſchrieb, ohne daß ich weniger Antheil an ſeinem Schmerze genommen hätte.

Armer Vater! rief ich und wiſchte die Augen; aber war denn kein Mittel, Eure Tochter wieder zu bekommen? War's nicht möglich, ſie los zu kaufen?

„Ach! antwortete er ſeufzend, ich verſuchte Alles. Sie forderten zwei Talente. Das Mädchen iſt ſchön, ſagten ſie: ein Satrape des großen Königs würde uns noch mehr für ſie bezahlen. — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieſer Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unſinnig. In dieſer Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — Er iſt unermeßlich reich, dacht' ich; deine Thränen, deine weißen Haare werden ihn erweichen. Wie oft gibt er zwei Talente aus, um ſich eine vorüberrauſchende Luſt zu machen! Vielleicht bewegſt du ihn, daß er eben ſo viel thut, ſich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater ſein Kind, die einzige Freude ſeines Alters, wieder zu ſchenken! — Ich warf mich zu ſeinen Füßen. Aber Alles war umſonſt. — Ich hätte beſſer auf meine Tochter Acht geben ſollen, ſagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es ſagte; und wie kalt er dabei ausſah! Ich darf nicht daran denken!“

Der alte Mann weinte, da er's ſprach; und ich — wenig fehlte, daß ich wie Ajax Oileus zu raſen angefangen hätte.

Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem Ersten, der jemals gemalt hatte, und allen Malern, seinen Nachfolgern, und allen Angehörigen der Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daß eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen, Gutes zu thun, unempfindlich macht. Die armen Leute! Sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Phantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit — haben so viel Forderungen zu machen, daß ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich auf eure Paläste, Gärten, Gemälde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, eure Gastmähler, Concerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papagaien gönnen, wenn es nur von mir abhinge, nicht daran zu denken, daß zehntausend arme Geschöpfe eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigung des Wetters und der unfreundlichen Jahrszeit erwehren können, — weil ihr in marmornen Palästen wohnt; nicht haben, womit sie ihre Blöße decken, — weil eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern; nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil ihr in einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich hass' es, diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge, ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber was wollt' ich nicht thun, wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert

eurer Gattung. — einen Einzigen zur Menſchlichkeit zu bekehren!

13.

Ich bitte dich, Chärea, dich und alle deine Brüder, ſagt mir nichts davon, daß ihr durch den Gebrauch, den ihr von euren Reichthümern macht, den Fleiß, die Künſte, die Handlung unterhaltet und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie ihr ſagt, das Leben des Staats beſtehe.

„Tauſende und Zehntauſende, ſagt ihr, leben dadurch, daß wir bauen, Gärten anlegen, ein großes Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben u. ſ. w.“

Darüber iſt kein Streit zwiſchen uns. Aber, wenn ihr euch ein Verdienſt daraus machen wolltet, ſo könnten der Seidenwurm und die Purpurſchnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichſten und wohlthätigſten Geſchöpfe in der Welt zu ſeyn; denn wirklich leben etliche Millionen Menſchen von der Arbeit, die ihnen dieſe beide Arten von Gewürme verſchaffen.

Nichts iſt billiger, als daß ihr eure Reichthümer, ihr möget ſie nun geerbt, erworben, erſchlichen, erkuppelt, geraubt oder gefunden haben, zur Belohnung derjenigen anwendet, die für eure Trägheit, Eitelkeit und Ueppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es gibt Leute, die nun gerade nichts beitragen können, deine Sinne oder deine Phantaſie

zu kitzeln, und die darum nicht minder Anſpruch an deinen Ueberfluß haben. Der Unglückliche, dem du mit einem kleinen Theil davon die Ruhe wieder geben kannſt, die ſein thränenbenetztes Lager flieht; — die unſchuldige Schönheit, welche du von der Schmach, einem Parrhaſius zum Modell ſeiner leichtfertigen Täfelchen zu dienen, und von einem noch ſchimpflichern Mißbrauch ihrer Reizungen mit der Hälfte deſſen, was dir ein ſolches Täfelchen koſtet, befreien könnteſt; — der verlaſſene Waiſe, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederſchlägt, und aus welchem deine Hälfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen großen Mann, einen Ariſtides, einen Sokrates, erziehen könnte; — haben dieſe alle kein Recht an deinen Ueberfluß?

Ihr Söhne des Glücks könnt ſonſt ſehr fertig rechnen. Rechnet doch einmal, wie viel tauſend Geſchöpfe eurer Gattung darben müſſen, damit einer von euch jährlich vierzig oder fünfzig Talente verzehren könne? Solltet ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haß von euch abzuwälzen, den der Anblick eurer Wollüſte und Verſchwendungen dem größten Theil eurer Mitbürger einflößen muß, der mit der ſauerſten Arbeit ſeinen Kindern kaum ſo viel Brod erwerben kann, als ihr täglich euren Hunden zur Suppe reichen laßt? —

Denkt ein wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

14.

Wie? es ſollte alſo nicht auch ſchöne Seelen geben, wie es ſchöne Geſichter gibt, die der Kunſt nichts ſchuldig und gerade darum nur deſto ſchöner ſind?

Ich widerlegte einſtmals einen Sophiſten, der die Bewegung aus der Welt hinaus demonſtrirte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich euch auf die nämliche Art beweiſen, daß es ſolche ſchöne Seelen gibt?

Ich werde euch vielleicht zu ſchiefen Urtheilen Anlaß geben; doch denkt davon, was ihr wollt; unſre Meinungen von einander können euch und mich nicht ſchlechter machen, als wir ſind. Ueberdieß erkläre ich hiermit, daß ich mein Geſchichtchen allein der ſchönen Pſyche und ihres gleichen erzähle. Ich kann Niemanden verbieten zuzuhören; aber das verſichre ich, daß ich keine Sylbe darum mehr noch weniger ſagen werde und wenn mir der ganze hohe Rath der Amphiktyonen zuhörte.

Ich hielt mich ehemals (wie ihr wißt — oder auch nicht wißt) zu Athen auf, um vom Plato reden und vom Antiſthenes leben zu lernen. Einsmals fügte ſich's, daß ich Abends, zwiſchen Dämmerung und Nacht, ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herum ſchlenderte. Es war ſchon dunkel in der Halle, außer daß der ſtark erleuchtete Saal eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hülfe dieſer ſchwachen Helle ſah ich einen Schatten auf mich zuſchleichen, der ſich im Annähern in eine weibliche Geſtalt, und dieſe in die liebliche Figur eines Mädchens von ſechzehn Jahren ausbildete. Sie war ſo leicht bekleidet, daß einem Theil ihrer Füße und einem Buſen, wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb; und

ihre langen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nacken.

Dieſer Anblick ſetzte mich in einige Verwirrung; aber das wär noch nichts. Das Mädchen breitete ſeine aufgeſtreiften Arme, deren Weiße aus der Dunkelheit hervor glänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus und ſank mit dem Geſicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung ſtieg aufs Aeußerſte.

Jedoch faßt' ich mich ohne langes Beſinnen. Ich ſchlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte ſie zugleich mit mir ſelbſt um und führte ſie gerades Weges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgſam ließ ſie ſich führen, ohne ein Wort zu ſagen. Sie ſchien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich ſetzte ſie auf eine Art von Ruhebett, das, im Vorbeigehen zu ſagen, nichts weniger als geſchickt war, wollüſtige Ideen zu begünſtigen. Ich machte Licht; und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerkſamkeit, die er zu verdienen ſchien.

Das Mädchen flößte mir — ich weiß nicht was ein, das mich weichherziger machte, als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemiſch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungeſtört genießen könne, gab ich ihr, unter dem Vorwande, daß es kühl ſey, eine Art von Mantel, womit ſie ihren Buſen und ihre Füße bedecken konnte.

Sie ſchien mich mit einiger Verwunderung anzuſehen. Sie verſuchte etwas zu ſagen; aber ein Strom von Thränen erſtickte ihre Stimme. Ich nahm ſie in meine Arme, küßte

ſie, bat ſie mit der ſanfteſten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir faſſen. — Sie ſchien ſich aus meinen Armen winden zu wollen, aber ſo ſchwach, daß ein Andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte in ihren halb erloſchenen Augen die Merkmale einer ſchönen Seele zu ſehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umſtände, — und der ſchöne Buſen, und was Vater Homer ihre Roſenarme und Silberfüße genannt haben würde, — arbeiteten, die Wahrheit zu ſagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überließ mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und ihr werdet aus dem Erfolg ſehen, ob ich mich betrogen habe.

Das Erſte, was das Mädchen nöthig zu haben ſchien, war einige Erfriſchung; denn ſie hatte das Anſehen einer gänzlichen Erſchöpfung. Ich eilte alſo — Aber in der That, ich bitte euch um Verzeihung; ich vergeſſe, daß ich dieſes Nachbild eines Originals, an deſſen kleinſte Züge ich mich mit Vergnügen erinnere, nicht für mich ſelbſt mache.

Das Mädchen kam, nachdem ſie etwas Speiſe und ein wenig Wein gekoſtet hatte, ſo gut wieder zu ſich ſelbſt, daß ſie mir ihre Geſchichte erzählen konnte. Mit niedergeſchlagenen Augen hob ſie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Weſen kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

15.

„Die ſchöne Lais iſt meine Mutter. Ich wurde bei ihr erzogen und lebte in dieſer frohen Unwiſſenheit meiner ſelbſt,“

die das Vorrecht der Kindheit iſt, bis ich denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte, ſich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man ſagte, daß er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum ſieben Jahre alt, da er ſtarb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild deſſen, der nicht mehr war; und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu ſagen. Ich grämte mich ſehr darüber, aber ich mußte meine Thränen verbergen; die bloße Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im Uebrigen hielt ſie mich den andern Mädchen gleich, die ihr aufwarteten und wir hatten Lehrmeiſter im Singen, Tanzen und Lauteſpielen."

Du ſpielſt die Laute, kleine Grazie? (rief ich) und ſingſt — Hier iſt eine Laute; ich bitte dich —

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit, ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie ſang mir Anakreons ſüßeſtes Liedchen, — rathet ſelbſt, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln ſchien.

O Weisheit! O Antiſthenes! wo waret ihr damals? — Für mich eben ſo, als ob nichts, das euch gliche, jemals in der Welt geweſen wäre.

Ich ſuchte meine Seele auf den Lippen der ſchönen Sängerin.

Laß mich in meiner Erzählung fortfahren, ſagte ſie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Geſicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daß ich wenigstens eben so sehr erröthete, als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen Lais einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne Lais sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinfür als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbei. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. Glykon hatte Ursache, mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu seyn; aber, wenn die Liebe das ist, was in Sappho's Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. Glykon würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft mußt' ich ihm das Lied an Phaon singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemal wurde er unwillig, nichts von Allem, was ich sang, in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daß seine Liebe lauer zu werden anfing. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt gewesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange —"

Kurz (denn ich merke, daß ihr zu gähnen anfangt) die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich euch ſagte, erzählte ſehr artig, — weil die kunſtloſe Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton und ein gewiſſes — wie nennt ihr's? das ich ſehr ſtark empfand, aber nicht beſchreiben kann, ihre Geſchichte intereſſanter machten, als ſie es an ſich ſelbſt war. — Denn in der That, meine Herren, ihr habt Recht; es war (Dank ſey euren Bemühungen!) ein ſehr alltägliches Mährchen. — Ueberdieß öffnete ſich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und ihr begreift, daß eine ſolche Kleinigkeit in gewiſſen Umſtänden keine Kleinigkeit iſt.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber euch kann es unmöglich ſo ſeyn. Ich laſſe mir und euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünſche, im Vorbeigehen, daß alle Erzähler — Dichter oder Geſchichtſchreiber — die Gütigkeit haben möchten, ſich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

16.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daß ſie mir in dieſer nämlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem ſo verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen ſey.

Ich denke, ich könnte dieſe Lücke eurer eigenen Einbildungskraft auszufüllen überlaſſen. Wenn ihr euch vorſtellt, daß Glykon ſie endlich, ſeiner neuen Buhlſchaft zu Gefallen, an einen ſeiner Freunde, — dieſer, weil ſie ihm nicht wohl begegnete, an einen Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einen

Mädchenhändler verkauft habe, dem ſie, da er ſie wieder an einen alten Seefahrer von Epheſus gegen levantiſche Waaren austauſchen wollte, geſtern Nachts entlaufen ſey und ſich den folgenden Tag über unter den Ruinen eines alten eingefallenen Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder ſo was dergleichen, — ſo hättet ihr nahe zu an die Wahrheit gerathen.

Dem ſey, wie ihm wolle, die junge Lais befand ſich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu ſeyn, mich ihrer, ſo gut ich immer könnte, anzunehmen. Ich war damals nicht viel reicher, als ich dermalen bin. Mitleiden und guter Rath war das Beſte, womit ich ihr dienen konnte.

Vielleicht kann das, was ich ihr ſagte (wenn anders eine Abſchrift dieſer Schreibtafel auf die Nachwelt kommen ſollte) in vielen Jahrhunderten einem jungen Geſchöpfe nützlich ſeyn; es ſey nun, daß ſie ſich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Perſonen ihres Geſchlechts und Alters, — in der Ungewißheit, was ſie mit ihrem Herzen anfangen ſolle, — befinde. In dieſer Vorausſetzung widme ich hiermit den nächſtfolgenden Abſchnitt dem ſchönern und zärtlichern Theil der Nachwelt zu behutſamem Gebrauch, mit der Bitte, die Philoſophie, die ich ſie darin lehre, für ſich allein zu behalten und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das Geringſte davon merken zu laſſen.

17.

Das Vergangene, ſagte ich zu dem Mädchen, war die Folge des Unglücks, die ſchöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe dich, es in jeder andern Abſicht zu vergeſſen,

als insofern deine Erfahrung dir fürs Künftige nützlich seyn kann. Dieß allein muß nun dein Augenmerk seyn; es wird meistens von dir selbst abhangen. Ein so schönes Geschöpf — ich konnte mich nicht verhindern, sie auf die Stirn zu küssen, indem ich es sagte, — ist ganz gewiß zu etwas Besserm gemacht, als einem Glykon zum Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber, launisch, wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern.

Es hat den Anfang damit gemacht, daß es mich in deine Hände fallen ließ, sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuß?

Deine Zukunft, fuhr ich fort, wird von dem Gebrauch abhangen, den du von dem einen oder dem andern machen wirst. Weil es Namen von schlimmer Vorbedeutung gibt, so wollen wir immer damit anfangen, deinen Namen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) großmüthig genug seyn wird, dich unter der Aufsicht einer alten Freigelassenen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo du, mit Allem versehen, was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es gibt eine gewisse Art sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In kurzem werden die Liebhaber so dicht, wie die Bienen um einen Rosenstrauch, um deine Hütte flattern.

Ihre Abſicht — merke dir's wohl, gutes Mädchen! — iſt weder ſchlimmer noch beſſer, als dich ſo wohlfeil zu haben als möglich: die deinige muß ſeyn, dich ſo theuer zu verkaufen, als du kannſt. Dein eignes Herz wird dir hierin vielleicht am hinderlichſten ſeyn. Wehe dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenſtand gerührt würde, wobei nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine Schöne hat tauſend Dinge zu verſchenken, die von keiner Erheblichkeit ſind; aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben. Solange du dieſes Palladion erhältſt, wirſt du unbezwinglich ſeyn. Bemühe dich, allen deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne einen zu begünſtigen. Theile die Gnaden, die du, ohne dir ſelbſt zu ſchaden, verſchenken kannſt, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick ſey ſchon eine große Gunſt; und den Zwiſchenraum vom Gleichgültigen zum Aufmunternden und von dieſem zum Zärtlichen fülle, wenn es ſeyn kann, — und ich dächte, ein ſchönes Mädchen ſollte es können — mit hundert andern aus, die ſtufenweiſe ſich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte dich, bei dieſem Spiele deine Abſicht merken zu laſſen: das wäre ſo viel, als wenn du ſie warnteſt, ſich in Acht zu nehmen. Gleich ſchädlich würde es ſeyn, wenn du die Meinung von dir erweckteſt, als ob dein Herz nicht gerührt werden könne. Laß einem Jeden, der es werth zu ſeyn ſcheint, einen Strahl von Hoffnung, daß es möglich ſey, dich zu gewinnen; aber dabei richte alle deine Bewegungen ſo ein, daß es immer in deiner Macht bleibe, denjenigen zu begünſtigen, der zärtlich und ſchwach genug iſt, ſich und ſein Glück deinen Reizungen auf

Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohl verſtanden, daß, nach bedächtlichſter Abwägung aller Umſtände, der Mann und ſein Glück das Opfer werth ſey, das du ihm dagegen von dir und deiner Freiheit machſt. Einen ſolchen, wenn die Wunde, die ihm deine Augen geſchlagen haben, zu ſchwären anfängt, kannſt du mit gehöriger Vorſicht merken laſſen, daß du fähig biſt, zärtlich zu ſeyn. —

Aber mir fällt auf einmal ein, daß du mir ſagteſt, du könnteſt nicht zärtlich ſeyn.

Sie erröthete — Ich glaubte es, flüſterte ſie.

Ich nicht, ſagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen ſah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in dieſem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

Willſt du nicht fortfahren zu reden? ſagte ſie.

Ich muß vorher wiſſen, ob du zärtlich ſeyn kannſt.

„Und wenn du es wüßteſt?“ —

So muß ich wiſſen, wie ſehr du es ſeyn kannſt.

Ihr Mantel hatte ſich, indem ſie ihn um ihre Knie zuſammen zog, oben ein wenig aufgethan. — Eine ſüße Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damals fünf und zwanzig Jahre alt.

Seine Neugier hätte nun ſchweigen ſollen. — Hatte ſie nicht Urſache dazu?

18.

O! Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, ſo ſtark der Abfall iſt, — nur der Herr eines kleinen Maierhofs, der für dich und mich groß genug wäre; der einen Garten hätte und ein kleines Feld, uns zu nähren, und Gebüſche, unſer Glück vor den Augen des Neides zu verbergen!

19.

Es iſt ein ſchwaches Ding, liebe Leute, um unſer Herz. Und doch, ſo ſchwach es iſt, und ſo leicht es uns irre gehen macht, iſt es die Quelle unſerer beſten Freuden, unſerer beſten Triebe, unſerer beſten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich muß den Mann, der das nicht verſtehen kann oder nicht verſtehen will, — bedauern oder verachten.

Indeſſen wollte ich, daß ſich die Schönen warnen ließen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemals zu verſichern, daß ſie ſich für unfähig hielten, bis auf einen gewiſſen Grad gerührt zu werden.

Ein ſanfter Schlummer unterbrach die Unterweiſungen des Freundes und die Lehrbegierde des Mädchens.

20.

Wie ſchwer haſt du dir's gemacht, allzu ſchwacher Schüler des weiſen Antiſthenes, in deiner Unterweiſung fortzufahren, wo du ſie gelaſſen hatteſt!

Liebſte Glycerion, ſagte ich endlich, ſo ſehr ich dich liebe, ſo muß ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Haſſes haben ſoll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr ſehen.

„Nicht mehr ſehen? — Und warum nicht?"

Weil meine Gegenwart deinem künftigen Glücke hinderlich wäre.

„Was für einem Glücke? — Iſt's dein Ernſt? Kannſt du an unſre Trennung denken?"

Ich muß! Meine Umſtände — —

„Werd' ich deinem Glücke ſchädlich ſeyn, Diogenes?"

Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen. Ich wär' es, der dem deinigen im Lichte ſtände.

„Wenn dieß dein Beweggrund iſt, ſo höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünſche mir kein andres Glück, als bei dir zu ſeyn. Du verdienſt eine Freundin, an deren Buſen du die Ungerechtigkeit des Glücks und der Menſchen vergeſſen kannſt. Denke nicht, daß ich dir zur Laſt fallen werde; ich kann weben, ſticken, ſpinnen —" Vortreffliches Geſchöpf! — Lange widerſetzt' ich mich. Aber Glycerion blieb entſchloſſen.

Sagt nun, ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hatt' ich mich geirret, da ich die Zeichen einer ſchönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beſchworen den Bund ewiger Freundſchaft. Wir entfernten uns von Athen. Die Welt wußte nichts von uns,

und wir vergaßen der Welt. Drei glückliche Jahre — Meine Augen laſſen mich nicht fortfahren. —

21.

Sie iſt nicht mehr, die zärtliche Glycerion! — mit ihr verlor ich Alles, was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab iſt das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiß den Ort, als ich. Ich habe ihn mit Roſen bepflanzt, die ſo voll blühen, wie ihr Buſen, und nirgends ſo lieblich düften. Alle Jahre im Roſenmonde beſuch' ich den geheiligten Ort. Ich ſetze mich auf ihr Grab, pflücke ein Roſe — So blütheſt du einſt, denke ich, — und zerreiße die Roſe und verſtreue die Blätter auf dem Grab umher. — Dann erinnr' ich mich des ſüßen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab herab rollt, befriedigt den geliebten Schatten.

22.

Wenn ihr nicht gerührt ſeyd, ſo iſt es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verloren — oder habt keine zu verlieren — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiß ein hübſches Mährchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es euch beluſtigen. Es ſteht euch von Herzen zu Dienſte.

Aber da kommt der gute Xeniades und nimmt mir die Schreibtafel.

23.

Du biſt eine ſo gute Art von Sterblichen, ſagte Xeniades, nachdem er die Geſchichte der Glycerion geleſen hatte. Ich kann es nicht ausſtehen, daß die Welt dich in einem falſchen Lichte ſehen ſoll.

D. Und warum ſieht ſie mich in falſchem Lichte?

X. Vergib mir, mein Freund; ich ehre dich ſo herzlich, daß ich mich ſelbſt überzeugen möchte, du habeſt keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xeniades? — Bin ich nicht ein Menſch? Darf ich nicht ſo gut Thorheiten und Fehler haben als andre?

X. Du willſt mich nicht verſtehen, Diogenes —

D. Ich verſtehe dich wohl, aber ich kann eine gewiſſe Art von Gleißnerei nicht leiden, die ich in unſrer Familie — ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha — herrſchen ſehe. Iſt die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menſchlichen Natur, ſo geſteht Jedermann, daß er die ſeinigen auch habe, daß er deren viele habe. Aber gebt dieſen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Namen, leſet das ganze Regiſter von Stück zu Stück ab und haltet bei jedem Umfrage; ſo wird ſich kein Menſch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich haſſe ſie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgültig ſcheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Man nennt mich deßwegen einen Sonderling und, wer nicht ſo höflich ſeyn will, einen Narren. — Gut! Ich bekenne mich dazu. Das iſt nun meine

Schellenkappe. Schadet ſie Jemanden? — Ich ſehe ganz Korinth mit Thorheiten und Laſtern erfüllt, die ihren Beſitzern, andern ehrlichen Leuten und dem gemeinen Weſen ſelbſt verderblich ſind. Man ſieht ihnen ruhig zu; und mir will man nicht zwei oder drei Grillen zugeſtehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeißfliege, Schaden hat!

X. Aber das wirſt du mir doch eingeſtehen, daß ein vortrefflicher Mann es deſto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Geſetzt, Xeniades, daß dieß möglich wäre, ſo iſt die Frage, ob eine ſo große Vollkommenheit nicht das unfehlbarſte Mittel wäre, ſich einen allgemeinen Abſcheu zuzuziehen? Wehe dem Manne, der ſo weiſe wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu ſeyn! Wie ſollten ſie ihn erträglich finden? Wie ſollten ſie ihm ſeine Vorzüge verzeihen können? Er muß ſich die Freiheit, ihrer ungeſtört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichſam den allgemeinen Genius dieſer ſublunariſchen Welt verſöhnt und den übrigen Thoren das Recht gibt, ſich über ihn luſtig zu machen. — Aber wirklich räum' ich dir ſchon mehr ein, als ich ſchuldig bin, mein lieber Xeniades, indem ich dir zugebe, daß dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, ſo ſchlechthin Thorheit oder Grille ſeyn müſſe. Ich bin bereit, wenn du gerade nichts Beſſeres zu thun haſt, dir das Gegentheil zu beweiſen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinthier an mir ausſetzen, und ich will dir ſagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie ſagen, zum Beiſpiel, Diogenes ſucht aus Hochmuth was Beſondres darin, ſich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen anderen Leuten zu unterſcheiden.

D. In allen dieſen Punkten handelt er nach ſeinen Grundſätzen; er ſucht alſo nichts — als mit ſich ſelbſt übereinzuſtimmen; und das iſt freilich ſonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinthier dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens ſo zuverläſſig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt ſtreiten, wo es ſo ſchwer iſt, einander zu überzeugen. — Geſetzt, ſie hätten Recht, ſo hieße das weder mehr noch weniger, als ihr Hochmuth finde nicht gut, daß der meinige eine andre Maske trage, als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht eure reichen Wollüſtigen, ſelbſt für ihren eigenen Vortheil beſſer thun, wenn ſie wenigſtens in der Mäßigkeit meinem Beiſpiele folgten? Wie viele von ihnen befinden ſich bei der wohl ſchmeckenden Giftmiſcherei ihrer Köche ſo wohl, als ich bei der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen Allen, wenn er dem Komus nur zehn Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärke und Geſchmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen ſind, gemacht werden ſollen?

Dieſe äußerſte Mäßigung hat, nachdem ich ihrer einmal gewohnt bin, nichts Beſchwerliches mehr für mich; und verſchafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem ſchalen Vergnügen, meinen Gaumen zu kitzeln, gewiß in keine

Vergleichung kommen. Denn, seitdem ich diese Lebensart führe, die euch so armselig vorkommt, bin ich immer munter und zu Allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbewölkt, meine Vernunft unbefangen, mein Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir zu Gebot, und es hängt nicht von meinem Magen ab, ob ich ein Genie oder ein Dummkopf, ein angenehmer oder ein unerträglicher Gesellschafter für mich selbst und Andere seyn soll. Die Schönheiten der Natur verlieren ihren Reiz nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost ertragen, hungern und dursten, Wind und Wetter ausdauern, solang es die Natur eines Menschen ausdauern kann. Kurz, ich bin zu Erduldung aller Arten von Arbeit und Schmerzen geschickter, und empfinde das Reizende der Wollust selbst desto lebhafter, je seltner ich sie koste. Laßt eure verzärtelten, mädchenhaften, nervenlosen, wetterlaunischen, kränkelnden und schmachtenden Sybariten, denen ein geknicktes Rosenblatt auf ihrem weichlichen Lager schon Schmerzen macht, laßt sie herbei schleichen und sich in allen Stücken mit mir messen! — Es ist übrigens nicht mehr als billig, mein lieber Xeniades, als daß es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vortheile über uns Andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun, sprich selbst, sollte ich, dem Nasenrümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigner Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so Unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn

Jedermann nach deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen; — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey nicht bloß, daß wir leben, sondern daß wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es ließe sich vielleicht Manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob Alles in der Welt um unsertwillen gemacht sey. Der Schluß, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht," ist offenbar falsch: denn ich kann, zum Exempel, einen Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloßen Gebrauch, den wir davon machen, schon mißbrauchen? — Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab' es auch zu Beantwortung deines Einwurfs nicht vonnöthen. Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke, mit allen Schöpfungen der Kunst (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann), zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt: so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Zungen, von allerlei Classen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit, eingeladen hätte. Natürlicher Weise würde er recht daran thun, so

vielen und mannigfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und Alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem, was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte und, ohne zu bedenken, daß nicht Alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur einen Magen hat, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, Alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du, daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde?

X. Die Antwort gibt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die alle ihre Speisen aus allen Elementen und Himmelsgegenden zusammen suchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Laßt einen Jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen: so werden wir Alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns Alle wohl befinden, und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre Alles, was daraus entstände, wenn Jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sey immer unbesorgt, Xeniades. Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daß die dermalige Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen

Fall ſetzen, daß mein Beiſpiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem Syſtem zu bekehren: meinſt du, daß es deſto ſchlimmer für ſie wäre? — Ich habe gute Luſt — Aber was iſt's? Hörſt du nicht ein ängſtliches Geſchrei vom Ufer her? — Ich will dir meine Republik ſchuldig bleiben, Xeniades — ich muß ſehen, was es iſt.

24.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Ufer umſchlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Perſon gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben ſchien, das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich ſprang ins Waſſer — Anſtändigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an, das Leben einer menſchlichen Creatur zu retten.

„Es war alſo eine Weibsperſon?"

Ich kann nichts dazu, daß es ſo war; indeſſen — glaubt mir's oder nicht — dacht' ich in dieſem Augenblick nicht mehr daran, als an den Mann im Monde. — Ich lud ſie auf meinen Rücken und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davon zu gehen, wäre unartig geweſen; man muß nichts Gutes halb thun. Ich trug ſie alſo bis zum nächſten Grasplatz, der mit einigen Gebüſchen bewachſen war.

Ihr könnt euch vorſtellen, daß ich während Allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daß die Frau eine ſchöne Frau war. Intereſſirt ſie euch nun weniger, ſeitdem ihr das wißt? — Es ging mir wie euch.

Inzwiſchen war ich noch immer ohne Mantel. Die ſchöne Frau und die Sorge, ſie wieder zurecht bringen, beſchäftigte meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr, daß ich nicht auf mich ſelbſt Acht geben konnte, bis ſie die Augen zu öffnen anfing.

Ich wollte wetten, daß ſie nicht viel geſehen haben konnte, ſo ſchnell ſchloß ſie die Augen wieder zu. Die Verwirrung, womit ſie es that, machte mich ſtutzen; und jetzt ward ich erſt gewahr, daß ich ohne Mantel war.

Ich erzähle euch die Sache mit allen ihren Umſtänden, wie ſie war, ohne das Geringſte zu verſchönern. — Ruhe indeſſen hier an der Sonne und trockne dich, ſo gut du kannſt, ſagte ich; ich gehe einen Augenblick, meinen Mantel zu holen; denn ich will und muß deine Augen ſehen und hören, wozu ich dir noch weiter gut ſeyn kann.

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indeſſen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet, und war im Begriff, ſich hinter dem Geſträuche auch der übrigen zu entladen. Ein großer Buſch hinderte ſie, mich gewahr zu werden, ungeachtet ſie immer ſchüchtern um ſich ſah.

Ich blieb ſtehen und — ſah ihr zu. Ich ſage euch weiter nichts davon, als — daß ich unter hundert jungen Menſchen neun und neunzig und einem hätte rathen wollen, anders wohin zu ſehen oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von fünfzig Jahren, der ſeit mehr als zwanzig Jahren von Salat, Bohnen und Waſſer lebt, darf eine jede

ſchöne Statue anſehen, ſie mag nun aus den Händen eines Alkamenes oder der Natur ſelbſt gekommen ſeyn.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte ſich darein ein, ſetzte ſich an die Sonne, die ſich ſchon zum Untergang neigte, und ſchien ſich umzuſehen, wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorſchein. Sie erröthete, ſchlug die Augen nieder und ſah wie eine Perſon aus, die in Verlegenheit iſt. Ich komme wieder, ſchöne Fremde, ſagte ich (hier klärte ſich ihr Geſicht ein wenig auf, aber die Röthe nahm zu), um zu vernehmen, worin ich dir weiter dienen kann.

Sie ſchwieg eine Weile. Wollteſt du mir, ſagte ſie endlich, den Gefallen thun und ſehen, was aus einer alten Frau geworden iſt, die bei mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe, ſie iſt gerettet.

Ich flog nach dem Ufer. — Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte Niemand Nachricht geben. Die ſchöne Frau weinte, da ich ihr dieſen Bericht brachte; ſie lief ſelbſt ans Ufer, bat die Schiffer, ihre Amme aufzuſuchen, verſprach Belohnungen und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiſte, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerkſamkeit eine andre Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu und war mit Kleidern und tauſend Sachen, die zu Rüſtung einer ſchönen Frau gehören, bepackt. Zum Glücke war Alles unbeſchädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Geſicht; — es war ein ſehr liebliches Geſicht, das verſichr' ich euch. Aber die Amme fand ſich nirgends, und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet, daß sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Namen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir, und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Male schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. Ruhe wohl, schöne Fremde, sagte ich und ging fort.

25.

Nun frage ich alle ehrliche Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber (die Zwitter und Castraten mit eingerechnet), „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr Aergerliches ist?"

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt, wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst, oder die schöne Frau, oder beide zusammen, uns anders hätten betragen sollen, als wir thaten.

Indessen höret, was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar; man sprach drei Tage lang von nichts Anderm, als von Diogenes und der schönen Frau; man erzählte einander die Geschichte; jedes verschönerte etwas daran oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigener Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man urtheilte auch darüber; man untersuchte, was Diogenes und die schöne Frau gethan

hatten, was ſie nicht gethan hatten, aus was für geheimen Bewegurſachen und zu welchem Zwecke ſie es gethan hatten; was ſie unter dieſen oder andern gegebenen Umſtänden hätten thun können oder thun ſollen u. ſ. w. Man ſprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin aus: „daß Diogenes in dieſer ganzen Sache weder als ein weiſer, noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe.“

Eine alte Dame fand ſehr übel, daß er ſeinen Mantel ſo ſpät geholt hätte. Was für eine Unvorſichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindeſten Namen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergeſſen ſeiner ſelbſt ſo weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe ſie ſich noch erholt hatte, ans Ufer hinlegen und erſt, nachdem er ſeinen Mantel wieder umgehabt hätte, an einen bequemern Platz tragen ſollen.

Sie ſind ſehr gutherzig, Madame, ſagte eine andere: ſehen Sie denn nicht, daß man etwas mit gutem Bedacht vergeſſen kann? — und daß es ihm gemüthlich ſeyn mochte, an das Nothwendigſte nicht eher zu denken, als bis es zu ſpät war?

Bei den eleuſiniſchen Göttinnen, ſchwor eine Dritte, er hätte ſich nicht mehr vor mir ſehen laſſen dürfen, wenn ich die Fremde geweſen wäre!

Vermuthlich, nahm die Vierte das Wort, war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturſtande lebt.

Oder ſie ſah ihn für einen Satyr an, — ſagte die Fünfte, eine große dicke Frau, welche die Miene hatte, ſich vor zehn Satyrn nicht zu fürchten.

Ich weiß nicht, warum Sie rathen mögen, ſprach die Sechste. Ich denke, die Sache ſpricht von ſich ſelbſt. Wenn es nun der Geſchmack dieſer Dame ſo iſt? Allen Umſtänden nach war es ohnehin ſo eine Dame von — den Damen, bei denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen ſo gar regelmäßig begegnet oder nicht.

So urtheilten die Damen von der erſten und zweiten Claſſe zu Corinth; die Prieſterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, ſondern ſich nur nach allen Umſtänden erkundigten und, da ſie hörten, daß er ohne Mantel geweſen, als die Dame zum erſten Mal die Augen aufſchlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Geſellſchaften wurde die Sache aus einem andern Geſichtspunkt erörtert.

Warum erſtreckte ſich ſeine Dienſtfertigkeit nur auf die ſchöne Frau? Warum ließ er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie mußte doch, wie der Erfolg zeigte, ſeiner Hülfe eben ſo ſehr benöthiget geweſen ſeyn!

Die Frage iſt um ſo begründeter, ſetzte ein Andrer hinzu, da ſich vermuthen läßt, daß die ſchöne Frau auch ohne ſeine Hülfe das Ufer würde erreicht haben.

Sie ſind ſtreng, meine Herren, ſprach der Dritte: als ob es nicht natürlich wäre, ſich lieber um eine ſchöne junge Frau, als um ihre alte Amme Verdienſte machen zu wollen, ha, ha, he! — Der Mann lachte über ſeinen guten Einfall — Ha, ha, he! —

Zumal, fügte ein Vierter mit einer spitzfindigen Miene bei, da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymphe in puris naturalibus hinter eine Hecke zu gehen.

Ich weiß von guter Hand, ließ sich ein Fünfter vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, daß sie über zwei Stunden allein bei einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche seinen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürren Aste gegen die Sonne haben hangen sehen.

Ich denke nicht gern das Aergste, sprach ein Priester Jupiters, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emphatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — Aber, so wie die Menschen einmal sind, hör' ich nicht gern von großmüthigen Handlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumal ein junges und schönes Frauenzimmer, dabei im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Classe so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wohl wissen, warum eine schöne Frau, insofern sie eine schöne Frau ist, liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme? Ist die Amme nicht eben so wohl ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nämlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht, in vorliegendem Falle, die eine so hülfsbedürftig, als die andere? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wahren Werth der Menschen bestimmt? und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr

Anſpruch an Frömmigkeit und Tugend, als eine alte oder häßliche? — Natürlicher Weiſe iſt eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er weiſe iſt, — und das muß er ſeyn, oder ſeine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr, zu ſtraucheln — würde in einem ſolchen Falle, wo er unter beiden wählen müßte, ſich um ſo mehr für die Amme beſtimmt haben, je reiner bei dieſer ſeine Bewegungsgründe ſeyn konnten, je erbaulicher das Beiſpiel geweſen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabei für ſeine eigene oder ihre Tugend zu beſorgen gehabt hätte.

Vergib mir, Vater der Götter und Menſchen! — aber es iſt mir unmöglich, deinen Prieſter länger ſo gravitätiſch — Unſinn ſagen zu hören. — Du ſollſt Recht haben, Prieſter Jupiters! Es iſt nicht abzuſehen, warum eine ſchöne junge Frau liebenswürdiger ſeyn ſollte, als ihre Amme; ſie iſt gar nicht liebenswürdig! — Die Tugend der alten Amme, das iſt die Sache! Welch ein Kleinod! Dieſes hätte gerettet werden ſollen! Laßt immerhin die ſchönen Frauen ertrinken! Was iſt daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabei! Die Verſuchungen vermindern ſich; was für Beiſpiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären! — Diogenes hat weder als ein weiſer noch tugendhafter Mann gehandelt; man gibt dir Alles zu, was du willſt, Prieſter Jupiters, — nur ſchweige!

26.

Ohne Ruhmredigkeit, das vorhergehende Capitel iſt eines von den lehrreichſten, die jemals geſchrieben worden ſind,

und ich rathe euch wohlmeinend, es mehr als einmal mit aller möglichen Aufmerkſamkeit zu überdenken. Ein nur mittelmäßig ſcharfſinniger Leſer wird daraus, mit geringer Mühe, die Regeln verſchiedener von den brauchbarſten und nützlichſten Künſten abſtrahiren können; — als da ſind, die Kunſt, mit guter Art zu verleumden — die Kunſt, Begebenheiten in ein falſches Licht zu ſtellen, ohne an den Umſtänden etwas Andres als Zeit und Ort zu ändern — die Kunſt, einer gleichgültigen und unſchuldigen Sache einen Anſtrich von Aergerlichkeit zu geben — die Kunſt, individuelle Lügen durch allgemeine Wahrheiten aufzuſtutzen — lauter Künſte, die einen ſehr ausgebreiteten Einfluß in das geſellſchaftliche Leben haben und von einer ſolchen Art ſind, daß diejenigen, welche es darin auf einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig ſo geheim damit thun, als gewiſſe Aerzte mit ihren Arcanis, weil ſie den Nutzen, der daraus zu ziehen iſt, für ſich ſelbſt behalten wollen. — Ich wiederhol' es, es iſt viel daraus zu lernen!

27.

Ich geſtehe dir, Xeniades, ich unterlag der Verſuchung, mich an der großen, dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kennſt ja die Lyſiſtrata, die Gemahlin des albernen Phokas? — Ich ging an einem dieſer Tage, um die Zeit der Mittagsruhe, zu ihr. Die Hitze war ſehr groß. Ich fand ſie in einem kleinen Saal ihres Gartens auf einem Faulbettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mittelding

von Knabe und Jüngling, der einem Maler die Idee zum schönsten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem großen Luftfächer neben ihr und zog sich zurück, wie ich hinein trat. Ich sagte ihr, daß ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine bessere Meinung bei ihr zu setzen, als worin sie, unwissend warum, das Unglück hätte bei ihr zu stehen.

Sie schien nicht zu begreifen, was ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniß nach und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. In der That, setzte ich hinzu, wünschte ich zu wissen, wie Lysistrata in den nämlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?

„Es ist meine Schuld nicht, daß die Gesetze des Wohlstands so streng sind," sagte sie —

Redest du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der bloß von der Meinung der Leute abhängt?

„Ich verstehe mich nichts auf eure Distinctionen," erwiederte die Dame. — „Jedermann weiß, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub' ich, überein, daß es gewisse Regeln gibt, von denen man sich nicht loszählen kann, ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen."

Du zielest vermuthlich auf den Umstand, daß ich ohne Mantel war, wie die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug. Ich gestehe, es war nicht nach den Regeln; allein

die Umſtände müſſen mich entſchuldigen, und ich dachte in der That an nichts Böſes.

„Die Rede iſt nicht von dem, was du dachteſt, ſondern was du thateſt," ſagte ſie lächelnd.

Ich wollte für nichts ſtehen, ſchöne Lyſiſtrata, wenn ich mich mit einer ſo reizenden Frau, als ich jetzt vor mir ſehe, in ſo ſeltſamen Umſtänden befände.

„Ich ſehe nicht, warum du mich ins Spiel ziehen willſt," verſetzte ſie erröthend, indem ſie ihr Halstuch, welches ein wenig in Unordnung war, ſo nachläſſig zurecht machte, daß das Uebel merklich größer wurde, als es geweſen war.

Aber im Ernſt, ſchöne Lyſiſtrata, würdeſt du fähig geweſen ſeyn, einem Menſchen, der dir das Leben gerettet hätte, eine ſolche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendſte Sache von der Welt.

„Nicht ſo ſehr, als du dir einbildeſt. —"

Aber warum das? — Ich müßte mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daß ein Zufall dieſer Art, wobei weder auf der einen noch andern Seite die mindeſte Abſicht war, fähig ſeyn ſollte, ſie aus ihrer Faſſung zu ſetzen.

„Wer ſagt auch das? — Ich wollte nicht, daß ihr euch für ſo gefährlich hieltet: aber was würde aus der Achtung, die man uns ſchuldig iſt, werden, wenn wir ſo geneigt wären, wie deine Fremde, dergleichen Freiheiten, ſo wenig auch Abſicht dabei ſeyn möchte, zu verzeihen?"

Vielleicht, ſchöne Lyſiſtrata, ſah ſie ihren Retter für einen Satyr an, von dem ſich kein ſo zartes Gefühl erwarten läßt?

Sie erröthete zum zweiten Male. — „Du biſt boshaft, Diogenes," ſagte ſie, indem ſie ſich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daß dieſe Bewegung die Draperie ihres linken Fußes in eine gewiſſe Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, ſo wie ſie auf dem Ruhebette lag, zwar ein deſto maleriſcheres Anſehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche ſie, nach der Präſumtion, die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen geſonnen war.

In der That, Lyſiſtrata, ſagte ich, einem Satyr iſt vieles erlaubt, was man einem Andern nicht vergeben würde. — Die Richtungslinie meiner Augen hätte ſie aufmerkſam machen ſollen, wenn ſie weniger zerſtreut geweſen wäre. — Ich wollte dir, zum Beiſpiel, nicht rathen, ſchöne Lyſiſtrata, fuhr ich nach einer kleinen Pauſe fort, dich mit Vorſatz in die Stellung zu ſetzen, worin ich dich wirklich ſehe, wenn du dich in der mindeſten Gefahr glaubteſt, von einem Satyr überraſcht zu werden.

„Wer ſollte ſich einfallen laſſen, ſagte ſie, indem ſie ſich mit einer angenommenen Verwirrung in ſich ſelbſt hinein ſchmiegte, daß die Philoſophen für ſolche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du traueſt mir doch zu, daß ich nicht daran dachte, deiner Weisheit Zerſtreuungen zu geben?"

Ich weiß nicht, was du dachteſt; aber ich weiß, was ich zu thun hätte, wenn ich dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugeſtehen.

Die Dame ſah mich mit einem kleinen Erſtaunen, das nichts Abſchreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in

meinen Augen zu ſuchen ſchien, ob ich wirklich ſo viel fühle, als ich ſagte.

Da Alles ſeine Gränzen hat, fuhr ich mit einem großen Seufzer fort, ſollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu ſehr, ſchöne Lyſiſtrata, als daß ich nicht wünſchen ſollte, dich davon überzeugen zu können.

Ich gab in dieſem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht, als die Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunica. — Sie hatte ihre Augen halb geſchloſſen, und ihr mit Gewalt aus ſeinen Feſſeln ſich drängender Buſen hätte mich ſelbſt beinahe aus meiner Faſſung geſetzt.

O reizende Lyſiſtrata, rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne, ſie zu umarmen, — warum kann ich dir nicht eine gelindere Denkungsart einflößen! Die ſtrenge Tugend, von der du öffentlich Profeſſion machſt, ich verehre ſie — ſie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich dich lieben, wenn du fähig wäreſt, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der dir ſo anſtößig geweſen iſt! Wie bald könnteſt du das, wenn du nur ſelbſt fähiger wäreſt, eine Schwachheit zu begehen!

„Ich verſtehe dich in der That nicht, ſagte ſie; aber — du würdeſt mir einen Gefallen thun, wenn du mich allein laſſen wollteſt.“

„Kannſt du im Ernſt einen ſo grauſamen Gedanken haben? ſagte ich in einem tragiſchen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes ſetzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daß die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen," sagte sie.

Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt, rief ich: ich möchte unsinnig werden, daß ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

Du siehst, allzu reizende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu seyn, als ich aussehe. Aber, gestehe mir, würdest du nicht selbst so gut betrogen worden seyn, als meine Fremde?

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daß ich schwach zu werden anfing und stand auf.

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts, als den Namen Diophant, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. Ich hoffe, Lysistrata, sagte ich, daß ich dich mit der Gewißheit verlassen darf, dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden beigebracht zu haben. Der ehrwürdige Diophant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich dich verlasse, zu bearbeiten, daß es unbillig wäre, ihn

nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche! — Und damit ging ich fort, ohne eines Blicks oder einer Antwort gewürdiget zu werden.

Ich begreife nicht, sagte Xeniades, wie du so viel Gewalt über dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die dir wenigstens so beschwerlich seyn mußte, als der Dame selbst.

Du kannst nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich diese Gleißnerinnen hasse! — so sehr, als ich Unschuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, sie die ganze Verachtung, die sie verdiente, fühlen zu lassen, machte mich zu Allem fähig, ungeachtet ich dir gestehe, daß eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich sie so schrecklich leiden sah, beinahe einen Streich gespielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde.

28.

Wer es nicht selbst oder doch etwas Aehnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied ist, nach dem Hafen zu gehen, weil man da zu thun hat oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehen Jahre auf eine Galeere schmieden zu lassen.

Ich selbst habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden, als dieser Tage, da ich an einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölze gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längs dem Ufer hinzieht und, wie ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist.

Indem ich nichts weniger dachte, als auf eine alte Bekanntſchaft in dieſer wilden Gegend zu ſtoßen, erblickte ich einen Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohlaugig, kurz mit allen Attributen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Hand voll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Waſſer geweichtem Zwieback ſeine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, ſah ich mit einigem Erſtaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh' ich dieſe Stadt zum letzten Mal verließ, ein Vermögen von wenigſtens acht hundert attiſchen Talenten von einem alten Wucherer, deſſen einziger Sohn zu ſeyn er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und ſo allein, bei einer ſo frugalen Mahlzeit? — ſagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter! rief er ſeufzend, dieſe Zeit iſt vorbei, Diogenes! — denn der biſt du, wenn mich anders meine Augen nicht täuſchen."

Ich wünſche, daß ſie dich nie mehr getäuſcht haben mögen, verſetzte ich.

„Du kommſt ſehr gelegen: ich wollte dich aufſuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben."

So haſt du eine vergebliche Reiſe gemacht; denn ich halte keine Schule.

„Ich werde alſo dein erſter Schüler ſeyn. Ich will von dir lernen, wie du es machſt, um in dieſem dürftigen Zuſtande, worin du ſchon ſo viele Jahre lebſt, glücklich zu ſeyn?"

Und wozu wollteſt du dieſe Wiſſenſchaft nützen?

„Wozu? — ich dächte, mein bloßer Anblick ſollte dieſe Frage beantworten.“

Ich ſehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umſtänden vorgegangen ſeyn muß.

„Eine ſehr große, bei allen Göttern, eine ſehr große! Du kannteſt mich noch, da ich Häuſer, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu ſehen —“

Ohne Zweifel hatteſt du auch Bildſäulen, Gemälde, perſiſche Tapeten, goldene Trinkgefäſſe, ſchöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

„Die hatte ich, beim Jupiter! die hatte ich, und beſſer als Jemand zu Athen.“

Ich bedaur' es.

„Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich ſie nicht mehr habe.“

Beides! Aber durch was für Unglücksfälle —

„Ich will dir die Wahrheit geſtehen, Diogenes, — auch iſt es mein einziger Troſt, daß ich meine Reichthümer doch genoſſen habe! — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feſte, Gaſtmähler, Buhlerinnen haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehen glückliche Jahre — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — Zehn glückliche Jahre brächte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu.“

Und dieſe freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von acht hundert Talenten verſchlingen?

„Wenn es noch einmal ſo viel geweſen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüſte zu vertauſchen. Ich geſteh' es, ich war ein unbeſonnener Menſch; ich dachte nicht an die Zukunft."

Und jetzt, da du gezwungen biſt, an ſie zu denken, was ſind deine Anſchläge?

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen."

Du wirſt dir doch mit ſo vielem ausgeworfenen Gelde, ſo viel Feſten und Gaſtmählern Freunde gemacht haben?

„Freunde, ſo viel du willſt; aber, ſeitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich keiner mehr."

Das hätteſt du in der Akademie — oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Geſellſchaft wareſt, von zwanzig ehmaligen Glücklichen, welche ſich bei dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigne Erfahrung ankommen zu laſſen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich ſelbſt machſt, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage iſt, was wir nun anfangen? Du würdeſt doch zufrieden ſeyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

„Welch eine Frage! — Leider! kenne ich nur keine ſo freigebige Weſen. — "

Du irreſt, Bacchides; der Fleiß iſt dieſer hülfreiche Gott! Arbeit und Mäßigkeit ſind ergiebige und unerſchöpfliche Goldgruben, in denen der ärmſte Sohn der Erde graben darf, ſo viel er will.

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, ſo kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt ſeyn, und ich — ich habe nichts gelernt.“

Ich will zugeben, daß du keine Kunſt verſteheſt, die dich nähren könnte; aber du haſt Verſtand, du kannſt reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener —

„Du ſcherzeſt gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menſchen anzuvertrauen, der ſein eignes Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?“

Es dürfte ſchwer halten.

„Zudem muß man eine Menge Dinge wiſſen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will.“

In deinen Umſtänden wenigſtens; ohne Vermögen iſt freilich ordentlicher Weiſe kein andres Mittel, ſich empor zu ſchwingen, als Verdienſte. — Wir wollen dieſen Vorſchlag aufgeben. — Aber du kannſt ja Kriegsdienſte nehmen.

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterſtützung oder perſönliches Verdienſt.“

Wohlan! wenn dir von dem Allen nichts gefällt, ſo ſind noch andre Auswege übrig. — Sie ſind nicht ſo ehrenhaft; aber, wo man ſo wenig Wahl hat — Zum Beiſpiel, reiche Damen, die zu den Jahren gekommen ſind, wo man den Werken der goldnen Venus entweder entſagen oder ſeine Liebhaber erkaufen muß — Du ſchüttelſt den Kopf?

„Ach! Diogenes! Auch dieſen armſeligen Ausweg hab' ich mir geſperrt. — Die Damen, von denen du ſprichſt, fordern viel; — du kannſt dir doch einbilden, daß ein Menſch, der in zehn Jahren acht hundert Talente durchgebracht hat, zu keinem ſolchen Amte taugt. — "

O, die Vortheile des Reichthums! — Ich geſtehe dir, ich bin am Ende meiner Anſchläge.

„Du haſt das Alles nicht nöthig, wenn du mich lehren willſt, wie du es machſt, um in eben ſo dürftigen Umſtänden, als die meinigen, ſo glücklich zu ſeyn, wie du es wenigſtens zu ſeyn ſcheineſt."

Ich bin es in der That; aber laß dir ſagen, daß du irreſt, wenn du mich in dürftigen Umſtänden glaubſt. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, mein guter Bacchides! — reicher, denk' ich, als der König von Perſien — denn ich bedarf ſo wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Dieſe Begnügſamkeit erhält mich ſo geſund und ſtark, wie du mich ſiehſt. Nicht ſelten reiß' ich, aus Mitleiden oder um mir Bewegung zu machen, dem ſchwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand und mahle für ihn.

„Sonderbarer Mann!" — rief Bacchides aus.

Du glaubſt nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Inſtrument, worauf unſre Seele ſpielen ſoll, wohl geſtimmt ſey. Geſund am Leibe, geſund am Gemüthe, geſund im Kopfe, — etliche Grane Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht deſto ſchlimmer befinde, — ohne Sorgen, ohne Leidenſchaften, ohne beſchwerliche Verbindungen,

ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich seyn?. Ist nicht die ganze Natur mein, insofern ich sie genieße?. Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge, du kennest diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu Allem dem hab' ich einen Freund.

„Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet und wohnest, wie man sagt, in einem Fasse —"

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für unser zwei ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager und einen breiten glatten Stein zum Tische.

„Ich nehme dein Anbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst."

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Du sprichst ja, als ob du dir einbildest, ich trage Amulete oder magische Zeichen bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freilich lehren: aber, um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß uns die Natur eine

gewiſſe Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht haſt. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! — Wo nicht, ſo wird uns der Zufall etwan einen andern Ausweg zeigen.

29.

Hilf mir lachen, guter Xeniades; ich habe auf einmal meinen Gaſt und einen Schüler verloren.

Die erſte Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homeriſche Ulyſſes ſelbſt, da er an die phäakiſche Küſte geworfen wurde, kein beſſeres Nachtlager, als ich ihm zubereitete. Man merkte wohl, daß der Menſch auf weichen Polſtern und Schwanenfedern zu liegen gewohnt war. Eine Nachtigall ſang zum Entzücken nicht weit von unſrer Höhle. Höre, ſagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein ſchönes Schlaflied ſie uns ſingt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühſtück von Brombeeren, die wir im Gebüſche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Taſche dazu. Er fand mein Frühſtück in der That ſehr leicht und dachte mit Seufzen an die Mahlzeit ſeines glücklichen Zuſtandes und an die wenige Wahrſcheinlichkeit, auf den Abend eine beſſere zu finden, als ſein Frühſtück war.

Ich fing an, mit ihm zu philoſophiren; ich bewies ihm, daß ein Menſch in ſeinen jetzigen Umſtänden der glücklichſte von der Welt ſeyn könne, ſobald er wolle. Er ſchien mir

aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz anders interessirten, als meine Philosophie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drei junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Mädchen saßen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daß die eine so schöne Arme, wie Juno, die andre einen Wuchs, wie eine Nymphe, und die dritte ein Paar viel versprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich dir jemals eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich, im Nothfall, nicht übel schicken würde, eine Demeter vorzustellen; aber damals war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides, ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen, die er machte. Eh' ich mir's versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. Ich habe einen Fund gemacht, rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — Und

was iſt das für ein Fund? fragte ich. — Ein junger Menſch, ſagte er, der das Vergnügen liebt, oder, was eben ſo viel ſagt, der ein junger Menſch iſt, will ſich dieſen Abend mit ſeinen Freunden in geheim ergötzen; und ſein Vater, ein reicher Filz, ſoll nichts davon wiſſen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgeſchickt, ihm einen bequemen Ort ausfindig zu machen; aber alle, die in den Vorſchlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

Ich ſagte dem Sklaven, ich wiſſe eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er, es ſeinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu ſich bitten laſſen wird.

Du biſt erſt vier und zwanzig Stunden hier, rief ich, und kenneſt die Gelegenheiten ſchon! Darf ich fragen —?

Warum nicht? fiel er mir ins Wort: ich hoffe, du wirſt nicht ſo albern ſeyn, eine Gelegenheit, ſatt zu werden und dich zu beluſtigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unſers Fiſchers iſt groß genug zu unſerm Vorhaben. Der alte Mann iſt weggegangen, ſeine Fiſche, ich weiß nicht wo, zu verkaufen. Das Mädchen mit den verſprechenden Augen ſagte mir ins Ohr, er würde erſt übermorgen wieder kommen.

Und wo ſprachſt du ſie? fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da du auf deiner Streu ein wenig Mittagsruhe hielteſt. Die Mädchen ſind ſo lebhaft, wie das Element, an dem ſie geboren wurden, wahre Nymphen! von der gefälligſten Art, denk' ich; und die Mutter ſcheint der Freude auch noch nicht entſagt zu haben."

Du biſt ein guter Beobachter, Bacchides, ſagte ich; und nun haben wir auf einmal dein Talent gefunden. Gelegenheit

machen iſt an einem Orte, wie Korinth, kein unergiebiges Handwerk und wirklich das einzige, das einem Manne von deiner Art übrig bleibt. Ich ſehe, daß du meiner nun weiter nicht bedarfſt; ich werde dich den Weg, den du gehen willſt, allein machen laſſen. — Gehabe dich wohl, Bachides! — Aber kaum kann ich dir verzeihen, daß du mich durch deine neu angeſponnene Intrigue um mein Sommerhaus bringſt. Es hatte eine ſo ſchöne Lage! — Nun werd' ich es nicht meßr ſehen; denn nicht Alles, was dem Bachides anſtändig ſeyn mag, geziemt dem Diogenes.

30.

Ja, Philomedon, ich behaupte es: der elendeſte Waſſerträger in Korinth iſt ein ſchätzbarerer Mann, als du! — Du wirſt mir meine Freiheit vergeben, — oder, wenn du böſe darüber würdeſt, ſo wirſt du mir doch erlauben, daß ich — nichts darnach frage.

„Das wollen wir ſehen," ſagte Philomedon mit trotziger Miene.

Ich habe ſo wenig zu verlieren, junger Mann, daß es nicht der Mühe werth wäre, mich vor Jemand zu fürchten. — Fi, wer wollte böſe darüber werden, wenn man ihm die Wahrheit ſagt! —

„Unverſchämter Geſelle!" —

Du ſcherzeſt, Philomedon: die Wahrheit von dem, was ich ſagte, fällt ſo ſtark in die Augen, daß dich alle deine Eigenliebe nicht blind genug machen kann, ſie nicht zu ſehen. Der Waſſerträger, ſo ein armer ſchlechter Kerl er iſt, nützt

doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützest du? — Komm, keinen kindischen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrest alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beinahe fünf hundert Drachmen auf jeden Tag.

„Und es verdrießt dich, daß du es nicht auch so machen kannst, Diogenes, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse seyn, wenn du wolltest; aber dazu bist du zu stolz."

Nicht eben zu stolz, Philomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverei gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigner Herr zu seyn, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieße meines Reichthums, und Andre genießen ihn mit mir. Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluß. Ich habe nicht nöthig, erst zu erwerben, was mir das Glück freiwillig zugeworfen hat. Warum sollt' ich nicht eben so gut mein eigener Herr seyn dürfen, als du?"

Der Schluß von mir auf dich geht nicht an; der Unterschied ist zu groß zwischen uns. Du ziehest jährlich zwanzig attische Talente aus dem Staate; ich nichts.

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom Staate; sie sind mein Eigenthum."

Beides geht mit einander. Sie sind dein Eigenthum, es ist wahr; aber nur kraft des Vertrags, welcher zwischen den Stiftern der Republik getroffen wurde, da sie die erste Gütertheilung vornahmen. Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil unter der Bedingung, daß sie so viel, als in ihren Kräften wäre, zum Besten des Staats beitragen sollten.

Dieſer Vertrag dauert noch immer fort. Wer Vortheile aus dem Staate zieht, iſt ihm auch Dienſte ſchuldig.

„Zieheſt du etwa keine Vortheile aus dem Staate?“

Welche zum Exempel?

„Du lebſt doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehſt frei und ſicher unter dem Schutze der Geſetze herum. — Rechneſt du das für nichts?

Es iſt etwas, Philomedon, aber es iſt doch nicht mehr, als mir die Korinthier ſchlechterdings ſchuldig ſind. Das Wenigſte, was ich nach dem Geſetze der Natur an ſie zu fordern habe, iſt, daß ſie mich ungekränkt leben laſſen, wenigſtens ſolange ich ihnen nichts Böſes zufüge.

„Warum ſollten ſie das mir nicht eben ſo ſchuldig ſeyn, als dir, ohne daß ich ihnen mehr Dienſte zu thun brauche, als du?“

Sie ſind es auch; aber du würdeſt übel zufrieden ſeyn, wenn ſie dich damit abfertigen wollten. Du forderſt noch gar viel mehr von ihnen. Andre müſſen deine Felder bauen, Andre deine Heerden hüten, Andre in deinen Fabriken arbeiten, Andre die Kleider weben, die du anziehſt, oder die Teppiche, womit du deine Zimmer belegſt, Andre deine Speiſen bereiten, Andre den Wein pflanzen, den du trinkſt; kurz, Alles, was du nöthig haſt, — und wie viel Bedürfniſſe haſt du nicht! — das müſſen dir Andre verſchaffen: du allein legſt dich hin und thuſt nichts, nichts auf der Welt als eſſen, trinken, tanzen, küſſen, ſchlafen und dir aufwarten laſſen; und dieß Alles kraft deiner zwanzig attiſchen Talente, an die du kein andres Recht haſt, als was dir der geſellſchaftliche

Vertrag und die daher fließenden bürgerlichen Geſetze geben; ein Recht, welches, wie ich ſagte, gewiſſe Pflichten von deiner Seite vorausſetzt, deren Beſchaffenheit du vermuthlich in deinem ganzen Leben nie ſo ernſthaft in Ueberlegung genommen haſt, als den Küchenzettel, über den du dich alle Morgen mit deinem Hausmeiſter berathſchlägſt.

„Mich däucht, Diogenes, du vergiſſeſt, daß Alles, was mir Andre thun, entweder durch Sklaven geſchieht, die ich dafür ernähre, oder durch Freiwillige, die ich dafür bezahle?"

Das wickelt dich noch lange nicht heraus, mein guter Philomedon. — Wer gibt dir ein Recht, Menſchen, welche von Natur deines gleichen ſind, als dein Eigenthum anzuſehen? — „Die Geſetze," wirſt du ſagen; — aber gewiß nicht das Geſetz der Natur, ſondern Geſetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vertrage zu danken haben, auf den ſich die ganze bürgerliche Verfaſſung ſtützet. Denn was anders als dieſe nöthigt deine Sklaven zu einem Gehorſam, den ſie dir bald aufkündigen würden, wenn ſie nicht durch eine ſo furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannſt du dir einbilden, daß unter allen den Freigebornen, welche dir um Belohnung arbeiten, nur ein einziger ſey, der deſſen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfniſſe oder die Begierde, ſich zu bereichern, zu deinem freiwilligen Sklaven machten? Meinſt du nicht, die meiſten, anſtatt durch die beſchwerliche Arbeit etlicher Tage dir kaum den zehntauſendſten Theil deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber an deinem Platze, zwiſchen der lächelnden

Venus und dem Bacchus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten, — (denn auch diese überträgst du deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daß die meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Ueberlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer etliche zusammen träten und sich deines Vermögens mit Gewalt bemächtigten. Was anders sichert dich gegen diese Gefahr, als die bürgerliche Polizei und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Gültigkeit des Vertrags, ich arbeite dir, damit du mich bezahlest, abhängt?

Und gesetzt auch, du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen du, gegen einen kleinen Theil deines Geldes, Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, die ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäßigen Preise verkaufen, daß deine zwanzig Talente kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermal eine Wirkung der Polizei wäre, daß die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkür der Arbeiter und Verkäufer abhangen.

Gestehe also, Philomedon, daß du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon du ein Mitglied bist, so große und wesentliche Vortheile ziehst, daß dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daß der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat, als du. Denn

für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren gibt, thust nichts für sie; oder wenigstens ist dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammen tragen, verzehrt, ohne etwas Anderes dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; und erlaube mir zu sagen, daß du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reiz des Vergnügens nicht mächtiger auf dich wirkte, als das Gefühl deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

Laß uns noch einen Fall setzen, Philomedon, der so möglich ist, daß wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehn tausend Menschen haben unstreitig neunzehn tausend und acht hundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als daß gegen jedes Hundert deines gleichen in ganz Achaja wenigstens zehn tausend sind, welche bei einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese zehn tausend ließen sich einmal einfallen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, daß sie sich ihrer Uebermacht bedienten, euch Reiche aus euren Gütern hinaus zu werfen und eine neue Theilung vorzunehmen? Sobald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, Alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, du würdest keinen größern Antheil bekommen, als der ehrliche Handwerksmann, der deine Füße bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand

würde dich in die Nothwendigkeit ſetzen, entweder zu arbeiten oder — von ſo Wenigem zu leben, als Diogenes; und vermuthlich würde dir das Eine ſo fremd vorkommen, als das Andere.

Es iſt wahr, ich habe einen Fall geſetzt, der, ſo möglich er iſt, dennoch aus vielen Urſachen nicht ſehr zu beſorgen ſcheint. Aber gibt es nicht noch viele andere Zufälle, die dich um dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage Beiſpiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wollteſt du dir in einem ſolchen Falle helfen?

Es iſt alſo klar, daß deine Unnützlichkeit ein eben ſo großes Uebel für dich ſelbſt, als ſie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat iſt, dem du für die Vortheile, die er dir gewährt, verhältnißmäßige Dienſte ſchuldig bleibſt, ohne dich zu bekümmern, wie du deine Schuld bezahlen wollteſt; — kurz, wir mögen die Sache wenden, auf welche Seite wir wollen, ſo fällt die Vergleichung zwiſchen dir und dem Waſſerträger immer zu Gunſten des letztern aus.

31.

„Bei Allem dem, Diogenes, würdeſt du ſchwerlich lieber Waſſerträger als Philomedon ſeyn wollen?“

Wenn ich dir die Wahrheit ſagen ſoll, ſo möcht' ich weder das Eine noch das Andre ſeyn.

„Aber, weil du doch ſo viel von der Gleichheit hältſt, warum forderſt du von mir ſo viel und von dir ſelbſt gar nichts? — Ich ſehe nicht, womit du dem Staate dienteſt: du treibſt weder Kunſt, noch Gewerbe, noch Wiſſenſchaft, du

baueſt und pflanzeſt nicht, du verwalteſt kein Amt, du thuſt nichts, nicht einmal das, was du mir noch endlich zugeſtanden haſt; du biſt nicht einmal eine Hummel im gemeinen Weſen. Womit willſt du deine Unnützlichkeit rechtfertigen?"

Man iſt Niemandem mehr ſchuldig, als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthiern und von allen Griechen und Barbaren zuſammen genommen nichts mehr, als, wie ich dir ſchon ſagte, daß ſie mich leben laſſen. Ich bin ihnen alſo auch nichts weiter ſchuldig. Ich beſitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich ſehe alſo nicht, was Korinth oder irgend eine andere Particular-Geſellſchaft in der Welt an mich zu fordern haben ſollte.

„Wenigſtens hat Sinope, deine Vaterſtadt, ein vorzügliches Recht an deine Dienſte. —"

Gerade ſo viel als Babylon und Karthago. — Da die Natur einmal wollte, daß ich geboren werden ſollte, ſo mußt' ich irgendwo geboren werden; der Ort ſelbſt war dabei gleichgültig. Die Herren von Sinope wären ſehr unhöflich geweſen, wenn ſie meiner Mutter, die eine ehrliche hübſche Frau war, die Freiheit hätten verſagen wollen, ſich meiner in ihren Mauern zu entladen.

„Aber du wurdeſt doch zu Sinope erzogen. — Iſt die Erziehung kein Vortheil? —"

Wenn ſie gut iſt; ich kann mich der meinigen nicht ſonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antiſthenes, ohne daß ich den Athenern deſto mehr Dank dafür ſchuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen, als ich von den Korinthiern. Das Uebrige und,

die Wahrheit zu ſagen, das Beſte [illegible] meiner Erfahrung und mir ſelbſt zu danken.

„Aber waren nicht deine Vorältern Sinopier? Warum ſollte das Vaterland kein Vorrecht an ſeine Bürger haben?“

An ſeine Bürger? Unſtreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines beſondern Staats, wenn ich es nicht ſeyn will. Frei, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten, ſetzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andre Verbindung als das natürliche Band mit denen, durch die ſie uns das Leben gab, und das ſympathetiſche, wodurch ſie Menſchen zu Menſchen zieht. Die bürgerlichen Verhältniſſe meiner Aeltern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand iſt befugt, mich zu zwingen, daß ich mich deſſelben begeben ſoll, ſo lange ich keine Anſprüche an die Vortheile einer beſondern Geſellſchaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates oder als ein Weltbürger leben will.

„Und was nenneſt du einen Weltbürger?“

Einen Menſchen, wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer beſondern Geſellſchaft in Verbindung zu ſtehen, den Erdboden für ſein Vaterland und alle Geſchöpfe ſeiner Gattung — gleichgültig gegen den zufälligen Unterſchied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizei und Privatintereſſe unter ihnen machen — als ſeine Mitbürger oder vielmehr als ſeine Brüder anſieht, die ein angebornes Recht an ſeine Hülfe haben, wenn ſie leiden, an ſein Mitleiden, wenn er ihnen nicht helfen kann, an ſeine Zurechtweiſung,

wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreunde, wenn sie sich ihres Daseyns freuen.

Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hineinziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unserer Handlungen, so lange wir uns bloß als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft ansehen und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar, was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megära als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteiischen, durch keine unechte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löschet, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der Erste, der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß

er ſich nicht in die Leidenſchaften und Abſichten einer beſondern Geſellſchaft einflechten läßt.

Da er ſich angewöhnt hat, außer dem Nothwendigen, was die Natur bedarf, alles Uebrige, was Gemächlichkeit und Ueppigkeit den Günſtlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, ſo hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne Jemandem beſchwerlich zu ſeyn. Im Nothfall verſchafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie ſo unfreundlich ſeyn, einem harmloſen Menſchen, der Niemandem im Wege ſteht, eine Hütte oder wenigſtens einen hohlen Baum zur Wohnung zu verſagen.

Uebrigens iſt ein Weltbürger, wie ich ihn ſchildere, kein ſo unnützlicher Mann, als man ſich gemeiniglich einbildet. Es iſt eure eigne Schuld, wenn ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon, euch zu ſchmeicheln, euch auf Abwege zu verleiten, euch in euren Thorheiten zu beſtärken; er gewinnt nichts durch euren Fall: wer ſollte ſich alſo beſſer dazu ſchicken, euch die Wahrheit zu ſagen, deren ihr am meiſten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn ihr klug genug wäret, guten Rath anzunehmen) der wichtigſte Dienſt, den man euch leiſten könnte.

Zum Beiſpiel, damit du deine Stunde nicht ganz bei mir verloren habeſt, hätte ich gute Luſt, Philomedon, dir eine kleine Lehre mit nach Hauſe zu geben, welche — wenigſtes zehn Talente werth iſt; und von mir könnteſt du ſie umſonſt haben.

„Laß hören, Diogenes!“

Du bist höchstens fünf und dreißig Jahre auf der Welt, Philomedon. Du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die Alles bewundern, was du sagst, und Alles gut heißen, was du thust, um sich alle Wochen zwei oder drei Mal satt bei dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da du einer der reichsten Bürger bist, so ist dir mehr als tausend Andern daran gelegen, daß es dem Staat wohl gehe, aus dem du so große Vortheile ziehst. — Oder traust du deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, daß die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, austheilt, wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch deines Reichthums — und Gelegenheiten dazu wirst du nur zu häufig finden — würde dir die Herzen deiner Mitbürger gewinnen und deine Erhaltung zum Gegenstand der allgemeinen Wünsche machen. Wer wollte sich noch lange besinnen, ob er einen so großen Vortheil um eine arme Hand voll Goldes erkaufen wollte?

„Ob Philomedon diese guten Lehren des wohlmeinenden Cynikers zu Herzen genommen?" — Wir lesen nichts davon; es ist möglich, aber nicht zu vermuthen.

32.

Ein weiser Mann, liebe Leute, ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugigen,

milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder den Söhnen des Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung, Niesewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen!

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter Besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses vorüber rauschende Daseyn gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu reden) ein sehr gleichgültiges Geschenk gemacht.

Weisheit! Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — was seyd ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude? und du, die beste Art ihrer zu genießen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats? — als daß sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist; — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann und

thun ſoll; — und wenn ſie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, Alles dieſes in dem höchſten Grade von Vollkommenheit, der ſich denken läßt, auszuführen, — das iſt, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen und ihnen den Genuß alles Guten zu verſchaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemeſſen haben: was hätte dieſe Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tauſend oder Millionen Menſchen in einen Zuſtand geſetzt, worin ſie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenſtand, etwas Gutes zu befördern oder etwas Böſes zu verhindern oder zu vergüten; — und analyſirt ihr dieſes Böſe und Gute, ſo löſet ſich immer jenes in Schmerz und dieſes in Vergnügen auf.

Warum ſchwitzt der emſige Hausvater, mit ſchwerer Mühe, ganze Wochen durch über ſeine Arbeit? — Um ſich an einem feſtlichen Tage mit ſeinen Hausgenoſſen der Freude zu überlaſſen.

Der müde Tagelöhner verſingt aus voller Bruſt das Gefühl ſeines mühſeligen Lebens. Mit einer Wolluſt, die den Lieblingen des Plutus unbekannt iſt, öffnet er, unter einen ſchattigen Baum hingeworfen, ſeinen ſonnegeſchwärzten Buſen dem kühlenden Zephyr; und, wenn ihr unverhofft das braune Grasmädchen beſchleicht, vergeſſen beide — unter unſchuldigern Scherzen vielleicht, als die eurigen ſind, ihr Meiſter der feinſten Lebensart! — daß es Leute in der Welt gibt, welche glücklicher ſcheinen, als ſie ſich in dieſen Augenblicken fühlen.

Der Nepenthe, mit dem wir ein ſüßes Vergeſſen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einſchlürfen, iſt die Freude.

Wie unglücklich würden wir neun und neunzig von hundert Theilen des menſchlichen Geſchlechts ſeyn, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus dieſem ihrem Zauberbrecher auf die Beſchwerden ihres Lebens fallen ließe!

Wir Griechen ſind ſo ſehr davon überzeugt, daß Freude das höchſte Gut der Sterblichen iſt, daß wir uns, ſo oft einer dem andern begegnet, nichts Beſſers zu wünſchen wiſſen, als Freude.

Was iſt alſo der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieſer wohlthätigen Göttin opfern? — Er iſt krank, wie ich ſagte, oder — er iſt noch was Aergers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürſten zu rathen hätte, ſo würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — ſein Volk in gute Laune zu ſetzen. Kurzſichtige Leute ſehen nicht, wie viel auf dieſen einzigen Umſtand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut Alles, was es zu thun hat, muntrer und mit beſſerm Willen, als — ein dummes oder ſchwermüthiges; und (unter uns geſagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmal mehr, als ein andres; Eure Majeſtäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen laſſen.

Wenn die Athener bei guter Laune ſind, ſo vergeſſen ſie über einer Komödie, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen den Verdruß über eine verlorne Schlacht oder die ſchlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Einkünfte.

Alcibiades machte mit ihnen, was er wollte, weil er das Geheimniß beſaß, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spaß zu machen, über dem ſie das Böſe vergaßen, das er ihnen zufügte. Drückt uns immerhin ein wenig; — wir würden es an eurem Platze eben ſo machen — aber empört unſre Geduld nicht, indem ihr uns verbietet, einen Theil unſrer Plagen wegzuſcherzen. Das hieße, ohne den mindeſten Vortheil auf eurer Seite, unſere Laſt verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindeſten Namen zu geben, ſehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk, das für Witz und lachenden Scherz empfindlich iſt, läßt ſich viel leichter regieren, als ein ſchwerfälliges, und iſt unendliche Mal weniger zu Unruhen, Widerſetzlichkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionsſchwärmerei und politiſche Schwärmerei, dieſe Ungeheuer, welche die ſchrecklichſten Kataſtrophen zu verurſachen fähig ſind, finden bei einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu ſchaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menſchenfeindliche Grille auf, ſo ſcherzt und ſpottet man ſie weg, und ſie wird vergeſſen. Eben dieſe Grille wird unter einem milzſüchtigen Volke, bei einem mäßigen Zuſammenfluſſe befördernder Umſtände, die Gemüther in allgemeine Gährung geſetzt, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfaſſung des Staats in Gefahr geſetzt, und wenigſtens ein halb Duzend der beſten Köpfe gekoſtet haben!

„Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, ſagte der alte Demokritus, wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitätiſches und

aufgedunſenes Anſehen gewinnt. Irgend ein feindſeliger Dämon ſchwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihn. Ich bin kein Tireſias, ſetzte er hinzu; aber ich weisſage einem ſolchen Volke mit der zuverſichtlichſten Ueberzeugung, daß mich die Zukunft keiner Lügen ſtrafen wird: Dumm und barbariſch wirſt du werden, armes Volk! Trebern und Diſtelköpfe wirſt du freſſen und Dinge leiden müſſen, vor denen Natur und Vernunft ſich entſetzen; — und wenn du ſieheſt, daß die Betrüger, von deren gleißneriſcher Miene du dich haſt hintergehen laſſen, ihre Tage in Müßiggang und Wollüſten verzehren, das Mark deines Landes ausſaugen und deine Weiber und Töchter beſchlafen, — wirſt du die Augen zumachen und ſchweigen — oder mit offnen Augen zuſehen und doch ſchweigen und dich bereden laſſen müſſen, du habeſt nichts geſehen "

Glaubt mir, gute Leute! — Doch was bekümmert mich das? — Glaubt es eurer Empfindung — wenn ihr euch dieſe abſchwatzen laßt, ſo kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, ſie, die ſelbſt die Mutter der beſten Freuden iſt, verträgt ſich mit jeder ſchuldloſen Freude."

„Und welche Freuden ſind ſchuldlos?"

Fragſt du mich das, Diophant? — Haſt du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein ſympathetiſches Gefühl? Biſt du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannſt du nichts außer dir lieben? — So will ich dir wenigſtens ſagen, welche Freuden nicht unſchuldig ſind. — Warum erröthеſt du? Fürchteſt du, ich werde dich an das Ruhebett der tugendhaften Lyſiſtrata erinnern? Beſorge nichts! Möchten

dieſe unter deinen geheimen Freuden die verdammlichſten ſeyn! — Die Schadenfreude, Diophant, die Freude, einen Unglücklichen, den du verfolgſt, dich zu deinen Füßen krümmen zu ſehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienſt, das dich eiferſüchtig macht, erſtickt, eine Tugend, die dich verdunkelt, angeſchwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunſtgriffe dich des Ohrs eines Großen bemächtiget oder die Erbſchaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten liſtig weggeſchnappt zu haben; die Freude, Böſes zu thun, damit, wie du uns bereden willſt, Gutes daraus erfolge: ich ſchwöre dir's bei allen Göttern und Göttinnen, Diophant, dieſe Freuden, wenn es gleich die deinigen wären, ſind viel weniger unſchuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche dieſen Morgen vom aufgehenden Tage bei Tanz und Saitenſpiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überraſcht wurden!

33.

Du begreifſt nicht, Eurybates, was ich mit dieſer Schutzrede für die Freude wolle, die dir in dem Munde des Diogenes unerwartet iſt? Ich würde, däucht dir, am wenigſten dabei zu verlieren haben, wenn die ernſthaften Leute, die ſich's zum Verdienſt anrechnen, in ihrem Leben nie gelacht zu haben, die Oberhand in der Welt gewinnen ſollten.

Du irreſt dich vielleicht, Eurybates; — denn ſie würden mir meine gute Laune nehmen wollen; und wenn ſie das könnten, ſo möchten ſie mir eben ſo gut auch das Leben nehmen; ich würde keine Bohne mehr darum geben.

Aber, in der That, ich dachte dabei weniger an mich selbst, als an eure Kinder und Kindeskinder. — Ich hatte bei mir selbst nachgedacht, was daraus folgen würde, wenn eine gewisse Partei von Graubärten in eurem Rathe durchdränge, welche Tag und Nacht über Verderbniß der Sitten klagt und, wie ich höre, neulich den Vorschlag gethan hat, daß man alle die Personen beiderlei Geschlechts aus Korinth wegschaffen solle, deren Profession ist, Andern Vergnügen zu machen. Alle Tempel und Capellen, wo den Göttern der Freude geopfert wird, sollen geschlossen, alle Schauspieler, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen auf einen Tag aus der Stadt verwiesen werden, — wenn es nach dem strengen Sinne dieser Herren ginge, welche sich ihrer eigenen Jugend nicht gerne mehr erinnern und einen vielleicht unbilligen Haß auf Vergnügungen geworfen haben, zu denen sie das Alter oder ihre ehemalige Unmäßigkeit unvermögend gemacht hat.

Ich gestehe dir, Eurybates, ich würde diese fröhliche Bande aus meiner Republik auch verbannen, oder vielmehr, ich werde sie nie hinein lassen, sobald ich Gelegenheit finde, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. — Aber ob ihr sie aus Korinth verweisen sollt, ist eine andere Frage.

Die Perikles und die Sokraten, die Weisesten und Besten zu Athen, versammelten sich des Abends bei der schönen Aspasia. Man sprach von wichtigen Dingen in dem muntern Tone, der die lange Weile verbannt, und Kleinigkeiten wurden durch Witz und Laune interessant. Aspasia war die Seele der Unterredung. Die schönsten Ideen, die klügsten

Anſchläge würden in dieſer Geſellſchaft entworfen, welche nur Erholung und Zeitvertreib zum Zweck zu haben ſchien; und oft fand Aſpaſia Mittel, entfernte Gemüther unvermerkt zu vereinigen oder kleine Mißverſtändniſſe zu heben, welche in der Folge der Republik hätten nachtheilig werden können. Eine niedliche Abendmahlzeit öffnete vollends die Gemüther der Geſelligkeit und Freude. Kleine roſenbegränzte Becher weckten den attiſchen Scherz und das feine Lachen, die Philoſophie lernte von den Grazien ſcherzen, man ſprach Dinge, welche werth waren, von einem Xenophon geſchrieben zu werden; bis die Muſen, unter der Geſtalt lieblicher junger Mädchen, durch Geſang und Tänze die Scene beſchloſſen.

Sage mir nun, Eurybates, würde ſich Athen beſſer befunden haben, wenn es die ſchöne Aſpaſia mit ihren Mädchen fortgeſchickt und die Perikles und Sokraten genöthigt hätte, ihre Abende ernſthafter zuzubringen?

Meinſt du, daß Hellas dieſen mannigfaltigen Ueberfluß von ſchönen Bildern und Gemälden, dieſe Meiſterſtücke idealiſcher Schönheiten, welche den Geiſt zu Begriffen von überirdiſcher Vollkommenheit erheben, beſitzen würden, — wenn keine Theodoten, Phrynen, Danaen und ihres gleichen geweſen wären, welchen der Wohlſtand nicht verbot, ihre Schönheit zur Aufnahme der Kunſt dienen zu machen?

Und was für Ergötzungen wollen wir, wenn wir die Muſen und die fröhlichen Grazien aus unſern Gränzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen ſetzen? — Gar keine? — So müßten wir die menſchliche Natur umſchaffen können! —

Skythiſche Schmäuſe und thraciſche Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.

In kurzem wird euer Witz plump, eure Gemüthsart rauh und ungeſellig, eure Tugend wild, ſpröd und menſchenfeindlich ſeyn. Ihr werdet eurer Jugend eine Gelegenheit zu Ausſchweifungen abgeſchnitten haben; aber, unbekehrt von euren Sittenlehren, werden ſie auf Schadloshaltungen bedacht ſeyn, welche ihnen ſelbſt und dem Staate zehnmal verderblicher ſeyn werden. Die Fremden werden eure Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für ſie haben wird; und der müßige Theil eurer Bürger, dem ihr die unſchädlichſten Mittel, ſeine Zeit zu verlieren, benommen habt, wird in kleine Privatgeſellſchaften zuſammen ſchleichen und aus lauter langer Weile anfangen, die Regierung nach falſchen Begriffen zu bekritteln, Intriguen anzuzetteln und Staatsveränderungen zu träumen.

Ich habe, wie du ſagteſt, bei Allem dieſem nichts zu verlieren: aber, Alles überlegt, dächt' ich, ihr behieltet immer eure Komödianten, Mimen, Gaukler, Flötenſpielerinnen u. ſ. w. mit den kleinen Uebeln, von welchen ihr Daſeyn begleitet iſt. — Es gibt zwanzig Mittel, den Ausſchweifungen, wozu der Hang zum Vergnügen verleitet, Gränzen zu ſetzen. Aber gegen die Uebel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Muſen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Scherzen und Freuden, des Landes verwieſen habt, weiß ich kein Mittel, als — ihr müßtet euch gefallen laſſen, eure Republik nach der ſpartaniſchen oder platoniſchen — oder nach

der meinigen umzuſchaffen; und dabei würdet ihr einige Schwierigkeiten finden!

34.

Was ich von den Leuten halte, die in ſpeculativen Dingen immer entſcheiden, nie zweifeln, nie geſtehen wollen, daß ſie von gewiſſen Dingen nicht mehr wiſſen, als wir Andere? — Von den Leuten, welche euch ganze Wochen lang von Weſen und Naturen, von Atomen und Homöomerien, vom Vollen und Leeren, von Geiſt und Materie, von Urſachen und Zwecken unterhalten und euch die unbekannten Länder, ihre Lage, Größe, Länge, Breite, Luftbeſchaffenheit, Wärme und Kälte, ihre Producte, Pflanzen, Thiere, Einwohner und deren Lebensart, Polizei, ehemalige und künftige Begebenheiten u. ſ. w. ſo genau und zuverſichtlich beſchreiben, als ob ſie eben jetzt mit Gelegenheit eines Kometen oder der Himmel weiß welches andern wunderbaren Fuhrwerks von dannen angelangt wären? — Was ich von ihnen halte?

Ich hörte einſt einen ſolchen vielwiſſenden Schwätzer in der bunten Halle zu Athen zwei volle Stunden von den Geheimniſſen der pythagoriſchen Zahlen ſprechen. Wir liehen ihm unſere Ohren mit großer Geduld und begriffen nichts von dem, was er uns offenbarte; deſſen ungeachtet fand der Pythagoräer großen Beifall. Er verſprach, den folgenden Tag von den ſieben Sphären und von der achten Sphäre und von den erſtaunlichen Dingen, die über der achten Sphäre ſind, eben ſo lang und eben ſo gelehrt zu ſprechen. Ich lachte über meine eigene Narrheit und ließ mich dennoch von der

kindiſchen Neuzier, was der Mann über ſolche Dinge werde ſagen können, noch um zwei Stunden und zehn Drachmen betrügen. — Das ſollen aber auch die letzten Drachmen ſeyn, ſagte ich, wie er fertig war, die ich um Nachrichten von den Dingen überm Mond ausgebe, und wenn ich älter werden ſollte als Tithon!

Nach etlichen Tagen ließ ich in ganz Athen anſagen, daß ein chaldäiſcher Weiſer neu angekommen ſey, welcher ſich im Keramikus zu einer geſetzten Zeit öffentlich werde hören laſſen.

Es verſammelte ſich eine erſtaunliche Menge Volks. Ich hatte mich, ſo gut ich immer konnte, in einen Chaldäer vermummt; ein langer weißer Bart und ein Mantel, mit allen Thieren des Sternhimmels bemalt, that eine vortreffliche Wirkung. Man lechzte vor Erwartung unerhörter Dinge bei meinem Anblick. Alles wurde ſtill, wie ich mich zu räuſpern anfing. Ich fing alſo an und ſprach —

Ich gebe euch zehen Tage oder zehen Olympiaden, wenn ihr wollt, zu errathen, wovon ich ſprach; — ihr werdet eher auf alles Andere rathen —

Vom Mann im Monde ſprach ich.

Ich unterließ nicht, meine Zuhörer in dem Eingang meiner Rede mit einem ſo emphatiſchen Schwunge zu dem, was ich ihnen ſagen würde, vorzubereiten, daß ſie kaum erwarten konnten, bis ich wirklich zur Sache ſchritt. Aber ich muß noch jetzt lachen, wenn ich mir den Ausdruck von Erſtaunen, Ueberraſchung, Ungeduld und zwanzig andern Leidenſchaften wieder vorſtelle, der mir in der poſſirlichſten Vermiſchung aus unzähligen verzerrten Geſichtern entgegen kam, wie ich

ankündigte, daß ich ſie vom Mann im Monde unterhalten würde.

Einer ſah den Andern an und murmelte — Vom Mann im Monde! — Alle ohne Ausnahme ſahen wie Leute aus, die ſich gewaltig in ihrer Erwartung betrogen fanden. — Vom Mann im Monde!

Ja, vom Mann im Monde, rief ich, ohne mich aus der Faſſung ſetzen zu laſſen: von der wunderbarſten, wichtigſten und geheimnißvolleſten Materie, wovon jemals ein Sterblicher zu Sterblichen geſprochen hat; vom Mann im Monde!

„Der alte Knabe iſt ein Narr, rief einer ziemlich laut, oder er hält uns für Narren. — Es könnte wohl beides ſeyn, dacht' ich.

Der dritte Theil der Verſammlung machte Miene, davon gehen zu wollen.

Seyd ihr klug? rief ihnen ein alter hohlaugiger Schuhflicker zu, der ſelbſt ſo ausſah, als ob er aus irgend einem Planeten ausgewandert wäre; konntet ihr von einem Weiſen aus Chaldä weniger erwarten? Sagte er nicht, daß er von unerhörten Dingen reden würde? Man muß ihn erſt anhören, eh man urtheilen kann. Ich habe mehr Leute ſeiner Art geſehen; es ſtecken Dinge hinter ihm, die man ihm nicht an der Naſe anſieht; und gerade, weil die Materie, wovon er ſprechen will, närriſch ſcheint, wollt' ich um meinen Kopf wetten, daß ein Geheimniß unter der Decke liegt. Wer weiß — Kurz, ich will den Mann im Mond kennen lernen — ein Andrer kann auch thun, was er will.

Was der Schuhflicker geſagt hatte, war, dem Anſehen nach, gerade, was der größte Theil der Verſammlung dachte.

Nachdem alſo der Lärm eine Weile gedauert hatte, kam am Ende heraus, daß Jedermann da blieb und wenigſtens hören wollte, was man wohl vom Mann im Monde werde ſagen können?

Ich fuhr fort, ſoviel ich mich erinnern kann, ungefähr wie folget:

„Nach dem, was ich euch angekündigt habe, meine Herren von Athen, ſcheint nichts billiger von mir erwartet werden zu können, als daß ich euch vor allen Dingen eine ſolche Erklärung von dem, was unter dem Mann im Monde zu verſtehen ſey, gebe, vermittelſt deren ein Jeder, ſo oft die wellenförmige Bewegung der Töne, woraus dieſer Name beſteht, ſein Trommelfell erſchüttert, denjenigen beſtimmten Begriff damit verknüpfen könne, der keinem andern Mann in der Welt zukommt, als dem Mann im Monde.

„Dem erſten Anſchein nach eine ſehr billige Forderung; aber in der That, meine Herren, eine Forderung, welche ſo ſchwer zu befriedigen iſt, daß ihr mir eben ſo leicht zumuthen könntet, den Ocean in einen Becher zu ſchöpfen und — wofern es Wein von Thaſos wäre — ihn auf ihre Geſundheit auszutrinken.

„Es gibt viele Dinge in der Welt, die beim erſten Anblick nicht die geringſte Schwierigkeit zu haben ſcheinen; man glaubte ſie ſo gut zu kennen, als die Mutter, die uns geboren hat. Kommt es aber dazu, daß wir den Mund aufthun ſollen, um uns deutlich darüber vernehmen zu laſſen, ſo finden wir uns beinahe in der Nothwendigkeit, ihn unverrichteter Sachen wieder zuzuſchließen, ſo weit wir ihn

aufgemacht hatten. So iſt, zum Beiſpiel, nichts leichter zu ſagen, als: Wir wollen vom Mann im Monde reden! oder — Laßt doch hören, was man vom Mann im Monde ſagen kann! Aber ich berufe mich auf euer eigenes Gefühl, wie euch zu Muthe wäre, wenn ihr euch anheiſchig gemacht hättet, von einem Dinge zu ſprechen, das weder in die Sinne fällt, noch ohne Sinne begriffen werden kann!

„Aufrichtig zu reden, ungeachtet ich als ein Philoſoph verbunden bin, niemals einiges Mißtrauen in die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit meiner Einſichten zu verrathen: ſo ſeh' ich mich doch in keiner geringen Verlegenheit, ob ich von der Wirklichkeit des Mannes im Mond oder von ſeiner Möglichkeit zuerſt reden ſoll. Denn, damit er wirklich ſeyn könne, muß er möglich ſeyn, und, damit er möglich ſeyn könne, muß er wirklich ſeyn. Hier liegt der Knoten!

„Sag' ich, der Mann im Mond iſt möglich: ſo denk' ich entweder nichts bei dem, was ich ſage, — welches freilich das Bequemſte iſt — oder ich ſetze in der That voraus, daß er ſey; denn wie könnt' ich ſonſt ſagen, er ſey möglich. Es iſt gerade ſo viel, als ſagt' ich, der Mann im Mond iſt blau oder großnaſig, oder, er iſt ein guter Mann; — denn bei jeder dieſer Behauptung ſeh' ich voraus, daß ein Mann im Mond iſt, oder es wäre lächerlich zu ſagen, er iſt dieß, oder er iſt jenes; und ich würde im Grund eben ſo viel ſagen als: das Ding, das nicht iſt, iſt etwas.

„Sag' ich auf der andern Seite, der Mann im Mond iſt wirklich: ſo ſetze ich ſeine Möglichkeit voraus, wozu ich doch nicht befugt bin, eh' ich ſie erwieſen habe. Will ich ſie aber

erweiſen, flugs bin ich wieder in dem verwünſchten Cirkel, in welchem ich mich ſo lange von Möglichkeit zu Wirklichkeit und von Wirklichkeit zu Möglichkeit herumdrehe, bis mir der Kopf ſo ſchwindlig wird, daß ich die ganze Welt, den Mann im Mond und meine eigene Wenigkeit aus dem Geſicht verliere und am Ende nicht einmal den Unterſchied zwiſchen meinem eigenen kleinen Ich und dem unendlichen Nicht-Ich mehr erkennen kann.

„Bei ſo bewandten Umſtänden weiß ich Ihnen und mir nicht anders zu helfen, als daß wir uns entweder mit dem einfältigen Behelf, „es iſt nicht klar," ausreden, — und eh' ich mich dazu bequemte, wollt' ich lieber den Kopf verlieren! — oder daß wir einen Anlauf nehmen und mit ſo vieler Dreiſtigkeit, als uns nur immer möglich iſt, geradezu behaupten: der Mann im Mond exiſtire, ſo gut als Hermes Trismegiſtus oder irgend ein anderer Mann in der Welt; eine Behauptung, wobei wir den doppelten Vortheil haben, daß unſere Gegner entweder das Gegentheil beweiſen — oder ſchweigen müſſen, und daß alle Männer außerhalb des Monds um ihrer ſelbſt willen genöthigt ſind, ſich zu uns zu halten; denn wo lebt der Mann, gegen den ſich nicht die nämlichen Zweifel erregen ließen? In welchem Betracht ich geſtehe, daß mir der Beweis des tiefſinnigen Heraklitus noch immer die meiſte Genüge thut, der, um auf einmal aus der Sache zu kommen, ſagt: Der Mann im Mond iſt da, denn wie könnte er ſonſt der Mann im Monde ſeyn?

„Nachdem wir uns ſolcher Geſtalt aus dieſer erſten Schwierigkeit glücklich herausgewickelt haben, ſo entſteht die

andere große Frage: Wenn der Mann im Mond iſt, was iſt er?

„Hier, meine Herren, öffne ich euch die Pforte des metaphyſiſchen Abgrundes. Ein undurchdringliches Dunkel ſcheint hier euren forſchenden Blicken auf ewig Einhalt zu thun. Aber laſſet euch nicht dadurch abſchrecken! Wir ſchauen ſo lange hinein, bis wir etwas ſehen.

„Ich verrathe euch hier ein großes Geheimniß: eure Philoſophen werden böſe auf mich werden; aber ich mache mir nichts daraus. Nur immer hineingeſchaut, meine Freunde! Wir haben kein anderes Mittel, Entdeckungen in den unbekannten Ländern zu machen.

„Seht ihr noch nichts? — Seyd deßwegen unbekümmert! Es liegt bloß daran, daß wir unſere Augen zuvor in die gehörige Verfaſſung ſetzen. Höret an!

„Als ich zuerſt anfing, mich um dem Mann im Mond zu bekümmern, ohne zu wiſſen, wie ich es anfangen ſollte, ging ich bei allen euren Philoſophen herum und fragte ſie, was ſie davon wüßten?

„Der Mann im Mond? — ſagte der Erſte, an den ich mich wandte — es iſt ſo leicht nicht, ihn kennen zu lernen! Wenn Ihr aber entſchloſſen ſeyd, das Abenteuer zu unternehmen, ſo kommt Alles darauf an, daß Ihr ausfindig macht, was er iſt, — und wie er iſt, was er iſt. — Das iſt eben, was ich wiſſen möchte, ſagte ich. — So mußt du nun bei Andern nachfragen, verſetzte jener; denn ich habe dir Alles geſagt, was ich von der Sache weiß.

„Nun ging ich von Haus zu Haus, um zu hören, was die Weiſen im Volk auf meine Fragen antworten würden. Und hier erfuhr ich die Wahrheit des alten Sprüchworts: Viel Köpfe, viel Sinne: ausgenommen, daß ich zuletzt einen guten Theil mehr Köpfe als Sinne herausbrachte.

„Der Mann im Mond iſt kein eigentlicher Mann, ſagten Einige: man könnte eben ſo gut ſagen, die Frau im Mond, ob er gleich, genau zu reden, weder Mann noch Frau iſt. — Denn, wenn er ein eigentlicher Mann wäre, ſo müßte er eine Frau haben, oder wo bliebe der zureichende Grund ſeiner Mannheit? Nun hat man aber nie von einer Frau im Monde oder von der Frau des Mannes im Monde reden gehört! alſo u. ſ. w.

„Die Wahrheit iſt, daß er gar nichts mit uns gemein hat, ſagte ein Anderer.

„Das iſt unmöglich, ſprach der Dritte; er muß uns doch immer ähnlicher ſeyn, als einer Auſter oder einer Seeneſſel.

„Ich beweiſe meinen Satz, verſetzte jener. Alles, was unterm Mond iſt, iſt nicht im Mond, und umgekehrt; und es muß ein Grund vorhanden ſeyn, warum es unterm Mond und nicht vielmehr im Mond iſt, wo es ſich vielleicht eben ſo gut befände; nun ſtimmen alle Leute überein, daß der Mann im Mond — im Mond iſt —

„Wenn er im Mond iſt, zugegeben! fiel ihm dieſer ein: aber ich getraue mir zu behaupten, daß er vielleicht zwei Drittheile vom Jahr in der Venus oder im Mercur iſt, oder daß er ſich wenigſtens den Winter über, der im Monde ziemlich kalt ſeyn mag, anderswo aufhält.

„Fi, sagte jener, wie wolltet Ihr das beweisen können, da warm und kalt nichts Absolutes ist? Natürlicher Weise ist die Organisation des Mannes im Monde seinem Aufenthalte gemäß; und weil dieser (wie alle Astronomen wissen) feucht und kalt ist, so muß auch der Mann im Mond ein ausgemachter Phlegmaticus seyn: ist er aber das, so läßt sich ohnehin nicht begreifen, was man in der Venus, welche der Planet der Liebe ist, mit ihm anfangen wollte.

„Die Herren sprechen sehr zuversichtlich von dem guten Mann im Monde, sprach ein Vierter; und doch bin ich gewiß, daß sie nicht mehr von ihm wissen, als ich — das ist, so viel als — gar nichts. Denn ich behaupte, man müßte wenigstens einen Sinn mehr haben, als die fünf oder sechs, die wir haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihm machen zu können. Nach unserer Art zu reden ist er weder groß noch klein, weder hitzig noch frostig, weder sauer noch süß, weder weiß noch schwarz; — er ist — er ist — das mag er selbst wissen, was er ist!

„Die Meinung dieses letztern führte offenbar zum Skepticismus, der uns Dogmatikern von jeher so verhaßt gewesen ist, als — die Philosophie der Gymnosophisten — der Schneidergilde. Indessen, da ich doch nach Allem, was mir die weisen Männer gesagt hatten, weder mehr noch weniger von der Sache wußte, als zuvor: so beschloß ich einen Versuch zu machen, wie weit mich mein eigenes Nachdenken in dieser äußerst dunkeln Materie führen könnte.

„Wenn es seine Richtigkeit hat, sagt' ich zu mir selbst, daß ein jedes Ding das ist, was es ist, so kann ich ohne

99792

mindeſtes Bedenken zum Grunde legen, der Mann im Monde ſey — der Mann im Monde. Ihr meint vielleicht, damit ſey nicht viel geſagt: aber da würdet ihr euch mächtig irren, meine werthen Herren. Ich habe ſchon viel damit gewonnen, wenn ihr das zugeben müßt! — Denn, wenn der Mann im Mond — der Mann im Mond iſt, ſo iſt er alſo

nicht der Mann im Mercur,
noch im Mars,
noch im Jupiter,
noch im Saturnus; — u. ſ. w. Er iſt auch
nicht der Mann im Thierkreiſe,
noch in der Milchſtraße,
noch im Feuerhimmel,
noch im leeren Raum,
noch im Chaos, — ſondern wirklich und wahrhaftig der Mann im Monde; und da er das iſt, ſo
iſt er auch weder Fiſch,
noch Vogel,
noch Amphibion,
noch Inſect.

„Er kann weder ſchwimmen noch fliegen — wiewohl ich für die Gewißheit des letztern nicht gut ſagen wollte. Denn vielleicht iſt es im Monde möglich, ohne Floßfedern zu ſchwimmen und ohne Flügel zu fliegen, oder er könnte auch Flügel und Floßfedern haben, ohne darum weniger der Mann im Monde zu ſeyn.

„Eben ſo wenig getraue ich mir aus ſeiner bloßen Identität mit ſich ſelbſt, d. i. daraus, daß der Mann im Mond —

nicht der Nicht-Mann im Nicht-Mond iſt — mit völliger Gewißheit zu beſtimmen, ob er

von Eſſen und Trinken lebt, wie wir,
oder von der Luft, wie der Paradiesvogel,
oder von Sonnenſtrahlen, wie der Phönix,
oder von Ideen, wie Platons Geiſter?
ob er ſein Geſchlecht fortpflanzt oder nicht? und erſten Falls,
ob er ein Weibchen ſeiner Gattung dazu nöthig hat?
oder ob er ſich mit ſich ſelbſt behelfen kann, wie unſere Schnecken?
oder ob er ſich durch die Wurzel
oder durch Zwiebeln
oder durch Knoſpen
oder durch Schößlinge
oder durch Eier
oder durch lebendige Junge fortpflanzt?
oder vielleicht, wie der Phönix, immer der einzige von ſeiner Art bleibt und nur von Zeit zu Zeit wieder aus ſeiner Aſche hervorgeht? —
ob er lang oder kurz,
fett oder mager,
blond oder braun,
gut oder bösartig,
gelehrt oder unwiſſend,
ein guter oder ſchlechter Dichter iſt?
ob er gut tanzt,
gut reitet,
gut Ball ſpielt, — u. ſ. f.

„Dieſe und zwanzigtauſend andere Fragen dieſer Art welche ein Jeder, auch mit dem mäßigſten Grade von Witze, ſich ſelbſt machen kann, unter andern auch die nicht ganz unerheblich ſcheinenden:

Was kümmert uns der Mann im Mond?

Was für einen Einfluß hat er auf unſer Wohl- oder Uebelbefinden?

Iſt es auch wohl überall der Mühe werth, ſich den Kopf um ihn zu zerbrechen?

„Alle dieſe Fragen werden (wie ich beſorge) nicht wohl beantwortet werden können, ſolange wir nicht Mittel und Wege finden, den Mann im Monde näher kennen zu lernen; ob ich gleich überhaupt nicht ungeneigt bin, zu glauben, daß er — falls er ſo allein im Mond iſt, wie man vorauszuſetzen pflegt — ziemlich oft lange Weile haben und überhaupt kein Mann von ſehr angenehmer Laune oder lebhaftem Umgang ſeyn mag.

„Doch, wie geſagt, meine Herren Athener, die Ehre, alle nur erſinnliche Probleme, welche ſich über oft beſagten Mann im Mond aufwerfen laſſen, rein und aus dem Grunde aufzulöſen, iſt lediglich demjenigen unter unſern philoſophiſchen Abenteurern aufbehalten, welcher ſinnreich oder glücklich genug ſeyn wird — den Weg in den Mond zu entdecken, wofern einer iſt; oder ſich einen Weg dahin ſelbſt zu machen, wofern keiner iſt; und — was zum wenigſten eben ſo nothwendig ſcheint — den Weg wieder zurückzufinden, nachdem er ſich lange genug da aufgehalten haben wird, um eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen machen zu können; vorausgeſetzt, daß es

überhaupt möglich sey, mit Hülfe solcher Sinne, wie die unsrigen, über einen Mann, wie der Mann im Mond ist, irgend eine Entdeckung zu machen.

„Ihr seht, meine guten Athener, daß ich eure Aufmerksamkeit — nicht gemißbraucht und, Alles wohl erwogen, vielleicht mehr geleistet habe, als ihr billiger Weise von mir erwarten konntet. Wenige meiner Zunftgenossen würden sich so aufrichtig herausgelassen und so wenig Umschweife gemacht haben, um euch auf eine gelehrte Art zu erkennen zu geben, daß sie von einem Dinge sprechen, von dem sie nichts wissen, noch wissen können, d. i. von einem Dinge, welches — was es auch an sich oder für die Bewohner andrer Weltkörper seyn mag, wenigstens für sie — kein Ding ist.

„Uebrigens hoff' ich, dem Mann im Monde selbst, wer er auch seyn mag, durch das, was ich von ihm gesagt oder vielmehr nicht gesagt habe, auf keinerlei Weise zu nahe getreten zu seyn. Er hätte sich vielleicht beleidiget finden können, wenn ich unverschämt genug gewesen wäre, ein System über ihn zu machen und euch mit der gewöhnlichen Dreistigkeit meiner Amtsbrüder seine Figur, Farbe, Bildung, Fähigkeiten, Sitten, Lebensart, Religion, kurz alle seine innerlichen und äußerlichen Bestimmungen vorzudemonstriren. — Aber ich — was konnt' ich Unschuldigers von ihm sagen, als — — gar nichts?"

Hiermit endigte sich meine Rede, und ich schlich mich hinter die Scene, um der Wirkung, welche sie thun würde, desto ungestörter zuzusehen.

Meine Athener, welche vermuthlich geglaubt hatten, das Beste würde noch kommen, machten sehr alberne Gesichter, da sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sahen. Etliche Augenblicke lang standen sie ganz betroffen da, große Augen und halb offne Mäuler nach der Bühne, wo der Chaldäer gestanden hatte, hingekehrt. Aber, nachdem sie sich völlig überzeugt hatten, daß nun nichts mehr zu erwarten sey, erhob sich ein vermischtes Gemurmel, welches immer lauter wurde und zuletzt in ein allgemeines Getümmel ausbrach. Ein Jeder sagte und behauptete seine Meinung von der Sache, von der Absicht, die der Chaldäer bei seiner Rede gehabt haben möchte, ob er gut oder schlecht gesprochen habe, von seiner Miene, von seinem Bart, endlich vom Mann im Monde selbst, und wen er wohl darunter verstanden habe; denn, daß ein Geheimniß unter der Sache stecke, wurde für ausgemacht angenommen. Der Tumult nahm überhand; man zankte sich, man schrie, Alle gaben ihre Stimme auf einmal; und da Viele, welche mit Gründen und Schlüssen nicht so gut zurechte kommen konnten, desto stärker von Schultern und Knochen waren, so wurde man endlich handgemein — kurz, es fehlte wenig, daß der Mann im Monde nicht einen allgemeinen Aufstand in Athen veranlaßt hätte.

Was für Kinder die Athener sind! rief einer von den Klügern, indem er sich in Zeiten auf die Seite machte: merkt ihr denn noch nicht, daß der Chaldäer keine andre Absicht hatte, als euch und eure Philosophen zum Besten zu haben?

35.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tage unter einer Cypresse im Kranion und genoß des Sonnenscheins, welcher alten Leuten in dieser Jahrszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich so eben nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher Andrer, die etwas Besseres als seine Sklaven, aber doch nicht seines gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; aber, da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß Jemand zwischen mir und der Sonne stand.

Bist du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß, — bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer, als anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirn, große funkelnde Augen, mit denen er euch in die Seele hinein sah, eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachten, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte.

Und wer biſt denn du, antwortete ich ihm ganz kaltſinnig, daß du ein Recht zu haben glaubſt, mich ſo zu fragen?

Ich bin nur Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, verſetzte der Jüngling lächelnd: ich geſtehe, es iſt dermalen nicht viel; aber, was es iſt, ſteht dem Diogenes zu Dienſten. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdeſt, ſo komm' ich zu dir, um dir zu ſagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philoſophie auf einen gemächlichern Fuß zu ſetzen. Verlange von mir, was du willſt; es ſoll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr ſeyn, als in meiner Macht ſteht.

Verſprichſt du mir's bei deinem königlichen Worte? ſagte ich.

Bei meinem Worte, verſetzt' er.

Nun, ſagt' ich, ſo erſuch' ich Alexandern, Philipps Sohn von Macedonien, ſo gut zu ſeyn und mir aus der Sonne zu gehen.

Iſt das Alles, ſagte Alexander.

Alles, was ich jetzt bedarf, antwortete ich.

Die Hofſchranzen erblaßten vor Entſetzen.

Ein König muß ſein Wort halten, ſagte Alexander, indem er ſich mit einem gezwungenen Lächeln gegen ſeine Leute wandte.

Er rechtfertigt den Zunamen, den ihm die Korinthier geben, ſagten die Hofſchranzen, und er verdiente, daß ihm auch nach ſeinem Namen begegnet würde.

Das ſollt ihr bleiben laſſen, erwiederte der Jüngling: ich verſichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, ſo möcht' ich wohl Diogenes ſeyn.

Und damit führten ſie ſich wieder ab.

Das Abenteuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernſte, was hätt' ich von ihm begehren ſollen? Ich will mit ſeines gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Menſch gefällt mir. — Weil man doch Könige haben muß, ſo wär' es eben ſo gut, ſolche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe ſetzen wollte; und doch ſchien ihm meine Bitte unerwartet. — Es iſt billig, daß er lieber Alexander als Diogenes iſt; ich dächte an ſeinem Platz eben ſo: aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes ſeyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

Wie viel wird dieſer einzige junge Mann den Griechen von ſich zu reden geben! Er hat ſich von ihnen zu ihrem gemeinſchaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen laſſen. Ein ſchöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz iſt!

Ich wollte, daß er über die Welt zu gebieten hätte und dächte wie Diogenes!

36.

Ich dachte an nichts weniger, als ich geſtern Nachts auf meinem ulyſſiſchen Ruhebette lag, als Beſuch von einem

Könige zu bekommen: auf einmal öffnete ſich das hölzerne Schloß an meiner Hütte, und Alexander, mit einer kleinen Laterne in der Hand, trat ganz allein in meine Zelle.

Ich ſtand auf und hieß ihn willkommen. Du biſt ein ſonderbarer Menſch, ſagte er zu mir: ich ſuche dich, ſo wenig ich Urſache habe, mit dir zufrieden zu ſeyn; denn du hätteſt mich beinahe zu einem närriſchen Wunſche gebracht —

Darf ich fragen, zu welchem?

„Kein König zu ſeyn, damit ich Diogenes ſeyn und Könige ſo demüthigen könnte, wie du.“

Vergib mir, Alexander das war meine Abſicht nicht! Ich lag in der Sonne, wie du kamſt; ſie beſchien mich ſo gut, daß es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu laſſen, das in den Augen eines Königs ſo unbedeutend iſt. Du hatteſt nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde beſinnen können, ohne daß mir was Andres eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchteſt.

„Gut; wenn du der ſonderbarſte Philoſoph biſt, den ich noch geſehen habe, ſo bin ich vielleicht der ſonderbarſte König, den du geſehen haſt. Du gefällſt mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abenteuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit ſagt, — und ich denke, du wäreſt mein Mann!“

Ein jeder Menſch muß ſeine Rolle ſpielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber, wenn du es verlangſt, kann ich dir ſo viel

Wahrheit mit auf die Reise geben, als du brauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts Geringerm um; ich habe Ideen, die ich mir nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Kleinasien, Armenien, Syrien, Medien, Indien, — das wäre wohl etwas! Aber, wenn wir das haben, nehmen wir eben sowohl das Uebrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus einem Stücke gemacht ist; die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als einen Anführer nöthig, und — ich fühle, daß ich gemacht bin, dieser Anführer zu seyn."

Ich wollte nicht dafür stehen, daß dir, wenn du damit fertig bist, der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, um das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus einem Stücke gemacht zu seyn scheint, und wozu du, nach deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, sobald du Meister von diesem Erdenrund bist.

„Ich werde nie Chimären verlangen, Diogenes: mein Project ist groß; aber auch so schön, so leicht auszuführen, daß mich nur wundert, wie ich der Erste bin, dem es eingefallen ist."

Du wirst über mich lachen, Alexander; aber ich versichre dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich, in deinem Alter und mit so günstigen Umständen, ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in deiner Hand, und mit dreißig tausend Griechen muß ein junger

Mann, wie du, mit der ganzen Welt fertig werden können. Aber, wenn du sie nun hast, was willst du mit ihr anfangen?

„Welche Frage für einen Philosophen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist Alles schon in meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolicirten Völker werd' ich in neu angelegte Städte ziehen und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen großen Flüssen, an allen Seeküsten will ich neue Colonien und Handelsplätze anlegen; alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straßen vereinigen; dem ganzen Erdboden einerlei Sprache und mit unsrer schönen Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben; und, damit ich Alles übersehen und die Maschine im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine große Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nationen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Vortheile, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der Amphiktyonen des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz die Hauptstadt der Welt und meine Residenz seyn soll."

Und wie lange, König Alexander, denkst du daß dieses große Werk dauern werde?

„Solang ein Alexander seyn wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerei gleich, Freund Diogenes; aber ich traue dir zu, daß du es für das hältst, was es ist. Gesetzt, die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge oder vielmehr die schwindlige Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in kurzem

der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer seyn: so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlecht dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrecken; und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorübergehenden Traum meines Daseyns durch die größte Unternehmung, die jemals in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben."

Aber die Schwierigkeiten der Ausführung?

„Schwierigkeiten? Dafür laß du mich sorgen! Gib mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!"

Aber die Köpfe, die es kosten wird, bis du so viele hundert Nationen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem deinigen regieren zu lassen?

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid, denn ich bin kein Freund von Würgen und Zerstören. Aber, daß ich um dieser Köpfe willen, die doch ohnehin später oder früher der Natur ihre Schuld bezahlen müßten, meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden! Setz' ich nicht meinen eigenen aufs Spiel? — Zudem sind die Weiber in Hyrkanien und Baktriane so fruchtbar, daß der Abgang unmerklich seyn wird."

O Alexander! (rief ich) du bist nur zwanzig Jahre alt! Andre deines gleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müßiggang, zufrieden beim Trinkfeste die Ersten zu seyn und Anschläge auf die Tugend unsrer Weiber zu machen: und du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht und gehst hin, ihn

auszuführen! — Ich ſehe dich von der hohen Schönheit deiner Idee begeiſtert; du biſt dazu gemacht, ins Werk zu ſetzen, was kleinere Seelen für eine Chimäre halten würden. Ich würde dir und mir ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn ich dich von deinem Vorhaben abzuziehen ſuchen wollte. Geſetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, ſo würd' es gerade ſo viel ſeyn, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schlußreden beweiſen wollte, daß er beſſer thäte, nicht verliebt zu ſeyn. — Geiſter, wie der deinige iſt, erweckt der Himmel, ſo oft er dem Erdboden eine neue Geſtalt geben will. Die Regeln, wonach wir Andere uns zu betragen haben, ſind keine Geſetze für Alexandern. — Ich würde dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athener oder Spartaner oder Kappadocier oder Mede oder Aegypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein andres Intereſſe, als das Beſte des menſchlichen Geſchlechts im Ganzen betrachtet, iſt in meinen Augen groß genug, um zu verdienen, daß es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den großen Gedanken aus, der deine Seele ſchwellt! — Nur vergiß mitten im Laufe deiner glänzenden Unternehmungen nie, daß wir andere Erdenſöhne ſo empfindlich für Schmerz und Vergnügen ſind, wie du ſelbſt; und daß du mit allen deinen Vorzügen ſo hinfällig biſt, wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers oder etliche Tropfen Gift von einem treuloſen Meden in deinen Becher gemiſcht, um alle Entwürfe deiner großen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufſt eine gefährliche Bahn,

Der Menſch kann Alles eher ertragen, als unumſchränkte Gewalt. Der Augenblick, wo du der Verſuchung unterliegen wirſt, dich von deinen Schmeichlern bereden zu laſſen, daß du mehr als ein Menſch ſeyeſt, wird das Ziel deines Ruhms und der Untergang deiner Tugend ſeyn. Dann wirſt du deine ſchönen Thaten durch Laſter beflecken, welche deine Menſchheit nur zu ſehr beweiſen werden. Grauſamkeit und zügelloſe Leidenſchaften werden deine Regierung verhaßt machen, dein Leben abkürzen und dein Reich einem dieſer ſeltnen und weit glänzenden Meteore gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erſtaunen ſetzen, aber wieder verſchwunden ſind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung ſtarren.

Alexander ſaß mit geſenktem Haupte da und ſchien in Gedanken vertieft zu ſeyn, während ich das Alles ſagte. Ich vermuthe, daß er über meinen Sittenlehren ein wenig eingeſchlummert war. Aber bald, nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, ſtand auf und ſagte mir, daß er mit Anbruch des Tages von Korinth abgehen würde. „Im Ernſte, Diogenes, ſetzte er hinzu, kann ich dir zu nichts nütze ſeyn? — Die Korinthier kennen, wie ich ſehe, deinen Werth nicht."

Ich bin zufrieden, wenn ſie mir nichts Uebels thun. Seelen von deiner Art ſind zum Wohlthun gemacht. Ach, Alexander! es ſind in dieſem Augenblicke ſo viele Tauſende, die in Elend und Unterdrückung ſchmachten! Könnteſt du machen, daß dieſe Unglücklichen den Tag deiner Geburt ſegneten, ſo hätteſt du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag.

„Du biſt ein glücklicher Mann, Diogenes! Ich kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Menſch in der Welt biſt, der meine Freundſchaft abweiſt.“

Alexander, ſagt' ich ihm, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht ſagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund ſeyn und kann keine Freunde haben.

„Verwünſcht ſeyſt du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! Ich will nichts mehr davon! Du würdeſt machen, daß ich mich in deine Tonne wünſchte, und die Welt hat genug an einem Diogenes.“

Das weiß ich eben nicht; aber das iſt gewiß, daß ſie unter zwei Alexandern zu Trümmern gehen würde.

„Du ſagſt die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl.“

Die Republik des Diogenes.

An Xeniades.

1.

Ich habe dir meine Republik verſprochen, guter Xeniades, und der Beſuch eines macedoniſchen Jünglings, der auf Eroberung der Welt auszieht, hat mich in die Laune geſetzt, dir Wort zu halten.

Um den ungeheuren Einfall zu haben, aus allen Völkern des Erdbodens einen einzigen Staat zu machen, muß man — Alexander ſeyn. So weit erſtreckt ſich meine Einbildungskraft nicht.

Ich will mir einbilden, ich wär' ein weiſer Zauberer, der mit Hülfe einer magiſchen Ruthe alle ſeine Ideen realiſiren könnte; und hätt' eine noch unbewohnte Inſel vor mir liegen, welche groß und fruchtbar genug wäre, einige hundert tauſend Männer, mit den dazu gehörigen Weibern und Kindern, auf jeden Mann höchſtens zwei Weiber und ſechs Kinder gerechnet, hinlänglich zu ernähren.

Ich ſetze ferner voraus, daß dieſe Inſel — Ja, das iſt eben die Frage, was ich vorausſetzen ſoll? — Ob, zum

Exempel, meine künftigen Unterthanen noch ungezeugt und ungeboren — oder zwar erwachsen aber noch wild — oder ob sie wirklich schon so policirt, so geschickt, so wohl erzogen und fromm seyn sollen, als wir Griechen sind?

Die Sache verdient Ueberlegung.

2.

Alles wohl erwogen, denke ich, ich will sie schon erwachsen nehmen; es würde mir gar zu viele Mühe machen, bis ich so viele Leute gezeugt, geboren und so weit gebracht hätte, daß sie ohne Führband gehen könnten.

Doch — ich vergesse, daß ich ein Zauberer bin! Kann ich sie nicht mit einem einzigen Schlag meiner Ruthe machen, wie ich sie haben will? — Das ist kein geringer Vortheil; aber bei einem solchen Geschäft ist er unentbehrlich. Der Henker möchte eine Republik machen, wenn man die Leute nehmen müßte, wie man sie fände.

Ich hole mir also ungefähr hundert tausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Kolchis zusammen, wo man sagt, daß sie am schönsten wachsen. — Es versteht sich, daß ich sie aus vier- oder fünfmal hundert tausenden ausgesucht habe, — lauter große, starke, voll aufgeblühte Dirnen, mit langen blonden Haaren, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden ausgeschweiften Hüften, kurz mit Allem, was die Kenner zur vollkommnen Schönheit und Gesundheit — einer Kindergebärerin fordern; — von Farbe lauter Lilien und Rosen, und alle im zwanzigsten Jahre.

Dieſe Mädchen verſetz' ich durch einen Schlag meiner Ruthe mitten im Mai in das anmuthigſte Thal am Fuße des Antilibanus. — Meine Geiſter haben indeſſen unter jedem Mandelbaum und Roſinenſtrauch eine Tafel gedeckt: keine Niedlichkeiten von der Art, womit unſere Reichen ſich langſam vergiften laſſen; gute, nahrhafte, ſaftvolle Speiſen und friſches Quellwaſſer dazu, ſo viel ſie wollen.

Sobald Alles fertig iſt, flugs holt mir hundert tauſend hübſche junge Burſche aus Hyrkanien und Baktriane her! — Keine Adoniſſe, keine glatte halb weibliche Ganymede, wie ihr korinthiſche Herren, wer weiß wozu, in euern Gynäceen unterhaltet; — große derbe Bengel, die noch alle ihre Jugendkraft beiſammen haben, gewohnt, in Wäldern herumzuſchwärmen und, wie lauter Herculeſſe, ihren Landsleuten, den Tigern und Pantherthieren, die Häute abzujagen, die um ihre breiten Schultern hangen.

Wie die Mädchen und die Jungen einander anſehen werden, — das könnt ihr euch vorſtellen.

Die Natur mag jetzt vollenden, was ich angefangen habe. — Ihr könnt euch darauf verlaſſen, daß ſie gute Arbeit machen wird.

„Aber, wie? ſagt ihr, — nichts als Brunnenwaſſer dazu? Keinen Wein von Thaſos, von Chios, von Cypern?" — Keinen Tropfen! Glaubt ihr, meine Hyrkanier haben ſolche Stärkungsmittel vonnöthen? Meine Mädchen würden euch ein ſolches Mißtrauen ſehr übel nehmen.

Die Morgenröthe bricht an. — Die Jünglige wachen auf und wollen auch die armen Kinder nicht länger ruhen

laſſen. — Nun, es mag ſeyn, weil es doch das letzte Mal iſt! und dann, meine Geiſter, tragt mir ſie, eben ſo plötzlich als ſie gekommen ſind, wieder in ihre Wälder zurück; ich habe ſie nicht mehr vonnöthen.

Juno Lucina ſteh uns bei! In neun Monaten hab' ich zum wenigſten hundert und dreißig tauſend kleine Bübchen und Mädchen zu erziehen, jedes Mädchen ſo lieblich wie eine Grazie, jeder Knabe ſo ſchön wie der junge Bacchus.

Und nun laßt ſehen, ob ich euch nicht eine Republik daraus machen will, wie noch keine geweſen iſt!

3.

Ich weiß es mir ſelber Dank, daß ich mir die künftigen Einwohner meiner Republik nach meiner eigenen Idee habe machen laſſen, — oder, richtiger zu reden, daß ich es der bloßen unverdorbenen Natur aufgetragen habe, ſie zu machen, wie ſie es ſelbſt für gut befänden. Denn, die Wahrheit zu geſtehen, ich würde in zwanzig Jahren nicht mit allen den Veränderungen fertig geworden ſeyn, die ich mit euren policirten Griechen und Aſiaten hätte vornehmen müſſen, bis ſie nur einigermaßen in meinen Staat getaugt hätten.

Ich wohnte neulich den iſthmiſchen Spielen bei. Welch eine unendliche Menge Volks, von Königen und Königinnen, bis zu — Sklavenmäklern und Citronenmädchen, überſah ich da mit einem Blicke! Wie viele Gattungen und Arten, in faſt unzählbaren Subdiviſionen! — Staatsmänner, Archonten, Räthe, Redner, Advocaten; Heerführer, Oberſte, Hauptleute, bis zu den Helden, die des Tages für achtzehn Pfennige

dienen; Prieſter, Poeten, Geſchichtsſchreiber, Philoſophen, Maler, Bildhauer, Muſikanten, Baumeiſter, Meiſter in allen nothwendigen und entbehrlichen Künſten, Wechsler, Kaufleute, Seefahrer, Juwelenhändler, Spezereikrämer, Weinhändler, Köche, Paſtetenbäcker; Komödianten, Mimen, Seiltänzer, Gaukler, Taſchenſpieler, Beutelſchneider, Schmarotzer, Kuppler; — und unter allen dieſen Kluge, Witzige, Dummköpfe, ehrliche Leute, Spitzbuben, Ehrgeizige, Niederträchtige, Wucherer, Verſchwender, Weichlinge, Narren und Gecken von ſo vielerlei Arten, Gattungen, Geſchlechtern, Figuren, Farben und Zuſchnitt, daß Ariſtoteles in ſeinem ganzen Leben nicht fertig würde, wenn er ſie claſſificiren wollte.

Was für ein mächtiger Gott iſt der Zufall! dacht' ich bei mir ſelbſt. Welcher Philoſoph getraute ſich, aus ſo ungleichartigen Beſtandtheilen ein erträgliches Ganzes zuſammenzuſetzen? — Und dieſer Zufall hat alle unſere kleinen Reiche und Staaten daraus zuſammengeſtöbert; und doch ſeht ihr, daß es nach Geſtalt der Sachen noch ſo ziemlich erträglich darin zugeht.

Indeſſen geſteh' ich, der Fehler mag nun an meiner Republik oder an was Anderm liegen, daß ich die wenigſten von allen dieſen wackern Leuten zu gebrauchen wüßte.

Fürs erſte müßte ich die ganze Claſſe der Staatsleute abdanken; denn meine Republik muß von ſich ſelbſt gehen, wenn ſie einmal aufgezogen iſt, oder ich wollte keine faule Miſpel um ſie geben.

Soldaten? — Meine Leute ſollen glücklich ſeyn, ohne es zu ſcheinen. Man ſoll es nicht der Mühe werth halten, ſie

anzufallen; und vor bloßen Räubern fürchten sie sich nicht. Es sind starke nervige Gesellen, welche die Keule so gut zu führen wissen, als ihr einen Luftfächer; sie sollen euch gewiß die Luft, ihre Weiber und Töchter zu entführen, beim ersten Versuche vergehen machen!

Baumeister? — Paläste, Tempel, Amphitheater werden wir nicht nöthig haben; und um uns von gutem Holze kleine saubere Häuschen zu bauen, wenn Jahrszeit und Witterung uns die freie Luft verbieten, dazu brauchen wir keine Baumeister.

Wir werden uns mit dem begnügen lassen, was die Natur auf unsrer Insel wachsen läßt, und das werden wir Alles für uns selbst brauchen. Wir haben also nichts zu handeln, noch zu tauschen; eure Seefahrer und Negocianten können nur weiter reisen; bei uns ist nichts zu thun.

Eure Wollen- und Seidenfabricanten sollten wir auch entbehren können. — Ich werde dafür sorgen, daß in den Wäldern unsrer Insel der Bären, Wölfe, Lüchse und Füchse so viel seyn sollen, als meine Leute zu ihrer Winterkleidung vonnöthen haben; und für Sommerkleider will ich die ganze südliche Seite mit Wollenbäumen bedecken. Unsre Weiber und Mädchen sollen die Wolle selbst sammeln, spinnen, weben, auch färben, wenn sie wollen, und sich artige, niedliche Gewänder daraus machen; denn sie sind so gern geputzt, als die eurigen.

„Und warum Gewänder?" wird ein Gymnosophist fragen.

Erstlich, weil Luft und Sonne den Rosen und Lilien ihrer Haut schädlich seyn würden; und dann, weil ich nicht

für gut finde, daß ſich die Augen meiner Knaben und Jünglinge mit den Schönheiten ihrer Liebſten ſo gemein machen ſollen, um ſie vom erſten Anblick auswendig zu wiſſen.

Den ganzen Zug der üppigen Künſte, die eurer Prachtliebe und Weichlichkeit dienen, weiß ich zu nichts zu gebrauchen. Ich denke ſogar, daß wir euch eure Maler und Bildhauer laſſen werden. Ich thu' es ungern; aber die Furcht, daß es einem von ihnen etwan einfallen könnte, ſeinem Bildchen eine Capelle zu bauen und ſich ſelbſt zum Prieſter davon zu weihen, überwiegt alle meine Liebe zu dieſen Künſten. Im Grunde kann ich ihrer auch ſehr wohl entbehren. Findet einer von meinen Jünglingen ſeine Geliebte ſo ſchön, daß er ihre Geſtalt verewiget zu ſehen wünſcht: — ſo mag ihm Amor helfen, eine lebendige Copie von ihr zu machen; ſie wird allemal ſchöner und dauerhafter ſeyn, als das ſchönſte Bild, das ein Lyſippus oder Apelles von ihr machen könnte.

Eure Köche, Paſtetenbäcker, Näſchereienkrämer, Parfumierer u. ſ. f. — weg damit! Die Natur ſoll meinen Leuten entweder ſelbſt kochen oder ſie kochen lehren. — Ihr Naſchwerk ſoll ihnen auf Bäumen und Stauden wachſen; — und meine Weibsleute ſollen die reinlichſten, niedlichſten und wohlriechendſten Dinge von der Welt ſeyn, ohne was Anderes dazu nöthig zu haben, als friſches Brunnenwaſſer, einen Strauß am Buſen und Roſenblätter auf ihre Matratzen oder auf den weichen Grasboden, wo ich euch, unter gewiſſen Bedingungen, erlauben werde, ſie im Schlaf zu überraſchen.

Eure Sophiſten, Geſchichtſchreiber, Dichter u. ſ. w. — ſie werden mir vergeben; aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Die Hälfte von ihrer Gelehrſamkeit wäre genug, meine Coloniſten unwiederbringlich um ihr Bißchen Mutterwitz zu bringen. — Zu Dichtern ſoll ſie die Liebe oder die Freude machen. Aus euren Geſchichtſchreibern würden ſie nur Laſter kennen lernen, die ſie nicht kennen ſollen, oder Tugenden, die ihnen zu nichts nütze wären. Von Philoſophie brauchen ſie keine andere, als die Philoſophie des Diogenes, — und dieſe ſollen ſie von ihren Müttern und Ammen lernen! — Alſo, Gott befohlen, meine Herren.

Schauſpieler, Mimen, Tänzer, und was unter dieſe Rubrik gehört; — es mögen in Republiken, wie die eurigen ſind, ganz brauchbare Leute ſeyn! Sie machen das Volk ſeines Leides vergeſſen und deſto beſſer für die Regenten! Aber bei uns taugten ſie nichts. — Tanzen ſoll meine Jugend von der Fröhlichkeit lernen. Laßt ihnen noch was dazu auf einer ländlichen Pfeife aufſpielen, um ſie im Tact zu erhalten, ſo wette ich, was ihr wollt, ihr werdet ſelbſt kommen und ihnen ihre kunſtloſen Tänze ablernen. Ihr werdet ſie auf euren Tanzſälen nachmachen wollen: aber die herzliche Freude, welche die Seele davon iſt, werdet ihr nicht nachahmen können; die muß man fühlen; und um ſie in ihrer ganzen Lauterkeit zu fühlen, müßtet ihr Einwohner meiner Inſel ſeyn. — Mimen würden ſich einem ſo einfältigen Volk, als das meinige iſt, nicht verſtändlich machen können; und Schauſpieler, was wollten ſie uns aufführen? — Tragödien? — Warum ſollte ich die ſchönen hellen Augen meiner jungen

Weiber ohne Noth in erkünſtelten Thränen baden? — Komödien? — Wir werden nicht mehr Narrheit unter uns haben, als ſo viel man ſchlechterdings braucht, um weder gar zu dumm, noch gar zu weiſe zu ſeyn; und das iſt nicht Narrheit genug, um Fratzenbilder hervorzubringen, die ein Parterre wiehern machen. — Kurz, wir wollen ſchon Mittel finden, uns die Zeit zu vertreiben; behaltet immer eure Zeitvertreiber für euch ſelbſt! Und zu dem, womit wollten wir ſie bezahlen?

„Aber Aerzte muß man doch haben?“ — Schlimm genug, wenn ihr ſie haben müßt! — Ich ehre die Hippokraten; ſie ſollen willkommen ſeyn, wenn ſie zu uns kommen wollen; aber zu thun werden ſie wenig finden. — Die Luft auf unſrer Inſel iſt eine geſunde Luft; und bei der einfältigen Lebensart, die wir führen, bei der Mäßigkeit unſrer Tafel, bei der Heiterkeit unſers Gemüths, ohne Sorgen, ohne Kummer, ohne Ehrgeiz, ohne andere als wohlthätige Leidenſchaften und ergetzende Phantaſien, die uns in einem angenehmen Gefühl unſers Daſeyns erhalten, wozu ſollten wir Aerzte bedürfen? — Wir wollen euch zu uns bitten, meine Herren, ſobald wir einer gar zu einförmigen Geſundheit überdrüſſig ſind.

Den ganzen übrigen Troß der Leute, welche von der Behendigkeit ihrer Hände oder der Geſchmeidigkeit ihrer Zunge oder der Beweglichkeit ihrer Hüften oder der Gefälligkeit gegen eure Leidenſchaften, Abſichten und Launen leben, — wollte Gott, daß ihr Mittel fändet, eure Staaten von dieſem Auskehricht zu reinigen! Es gibt allenfalls noch eine Menge

unbewohnter Inſeln, wohin ihr ſie verpflanzen könnet. — Die unſrige iſt ſchon beſetzt.

4.

Sie iſt gerade ſo, wie ſie Ariſtoteles haben will: nicht zu kalt und nicht zu warm, ihre Luft rein und gelinde, ihr Erdreich fruchtbar, ihre Wälder voll Wild, ihre Gehölze voll Lerchen, Nachtigallen und Diſtelfinken, ihre Flüſſe und Bäche voll Fiſche, ihre Anger und Thäler mit Heerden und ihre Felder mit Reiß und Weizen bedeckt.

Ihr ſehet, daß ich Vorrath auf viele Jahrhunderte habe, wenn ſich meine Leute nur eine kleine Mühe geben wollen, den Reichthum zu erhalten, in den ich ſie einſetze.

Weil es mich nur einen Schlag mit einer Ruthe koſtet, ſo habe ich ihnen die Hütten bauen laſſen, worin ſie künftig wohnen ſollen.

Sie ſind alle von gutem Cedernholze gebaut, mit Palmblättern bedeckt, geräumig, gleichförmig, ungekünſtelt und durch den ganzen bewohnbaren Theil meiner Inſel (meiſtens plattes Land) in gleicher Entfernung zerſtreut. Ich habe ihrer ungefähr ſechzigtauſend bauen laſſen; wenn wir künftig mehr gebrauchen, oder wenn die alten baufällig geworden ſind, ſo mögen meine Inſulaner ſelbſt für neue ſorgen.

„Das iſt bald geſagt: — aber dazu werden ſie Aexte und Sägen vonnöthen haben; denn mit den Zähnen, wie die Biber, werden ſie ihre Bäume ſchwerlich zu Balken und Bretern nagen; und um Aexte und Sägen zu haben, müſſen ſie

Eisengruben, Schmelzhütten und Eisenhämmer haben; und um diese zu haben, müssen sie —"

Der Henker hole Alles, was sie haben müßten! Das würde mir meine ganze Republik zu Grunde richten. Sie sollen in Lehmhütten wohnen!

Aber das wäre zu unreinlich, und meine Leute sollen keine schmutzige Leute seyn.

Also in Höhlen und Grotten! — Aber dazu werden wir nicht Felsen genug auf der Insel haben, wenn sie auch alle in lauter Grotten ausgehauen wären; und Städte kann ich aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht bauen lassen.

Ich weiß mir nicht zu helfen; — anders nicht, als daß ich sie ein für alle Mal mit Aexten, Beilen und Sägen versehe und dafür sorge, daß wenigstens alle zwanzig Jahre ein Schiff mit dergleichen Werkzeug — an ihrer Küste scheitern muß.

Hab' ich mir nicht gerade solcher Fälle wegen eine Zauberruthe ausbedungen?

5.

Nun ist es Zeit, daß ich meine Colonie in ihre neue Wohnung einführe.

Ich habe sie, kraft meines magischen Stabes, die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens wegschlummern lassen; und nun erwachen sie sämmtlich, Jünglinge und Mädchen, auf einmal mit dem Wuchs, der Stärke und vollen Blüthe des achtzehnten Jahres, reif zu jedem süßen Gefühl ihres Daseyns und zu dem ganzen kleinen Kreise angenehmer Verrichtungen, in welchen die Natur ihre Thätigkeit einschränkt.

O Amor und du, freundliche Venus, Alles vermehrende Gottheit, — euch ruf' ich jetzt für meine Kinder an! Euch kommt es zu, den süßen und mächtigen Trieb, der, indem ich sie einander entgegenführe, zum ersten Mal in ihrer Brust klopfen wird, zu entwickeln und, was ohne euch ein bloßes Spiel der Fibern wäre, zu Liebe und zärtlicher Empfindung zu bilden.

Man denke nicht, daß ich hier einen Gott aus der Maschine hervorrufe; ich habe des höhern Beistandes, den ich erbitte, mehr als zu sehr vonnöthen. Es ist keine so geringe Sache, hundert und dreißig tausend Leute von achtzehn Jahren auf ihr ganzes Leben glücklich zu machen. Wie es nur darum zu thun war, sie machen zu lassen, dazu hatte ich nichts als den Instinct vonnöthen; sie geriethen nur desto besser. Aber nun, da sie gemacht sind, sie auch glücklich zu machen oder vielmehr, weil die Natur so ziemlich dafür gesorgt hat, zu verhindern, daß sie nicht aus Unverstand und Unerfahrenheit sich selbst unglücklich machen, — das ist der Punkt!

Ich wünschte, meine Zauberkunst möchte sich so weit erstrecken, daß ich eine andre Art, ihr Leben und ihre Gattung zu erhalten, für sie ausfindig machen könnte, als die gewöhnliche. Denn, Alles ohne Vorurtheile überlegt, ist doch nicht zu leugnen, daß das Bedürfniß des Essens und Trinkens und ein gewisses anderes, welches sich gemeiniglich anmeldet, wenn ihr wohl gegessen und getrunken habt, — die wahren Quellen der meisten Uebel unter den Sterblichen sind. Lange schon vor der schönen Helene gab ein Ding, das ich nicht bei

ſeinem rechten Namen nennen darf, Anlaß zu tauſend verderblichen Unordnungen; und wie wenig eigennützige und gewinnſüchtige Laſter blieben übrig, wenn wir — von Luft und Sonnenſtrahlen leben könnten!

Allein das iſt nun nicht zu ändern! Meine armen Pflegekinder, hier nützt euch mein guter Wille nichts; ihr müßt euch nähren und begatten, wie alle andere Erdenbewohner auch. Alles, was ich thun kann, iſt die Natur für euch zu fragen, wie ſie haben wolle, daß ihr das Eine und das Andere thun ſollet. Denn ſo unverſchämt bin ich nicht, daß ich mir einbilden ſollte, es beſſer zu wiſſen — als die Natur.

Fangen wir immer beim Begatten an; es iſt wirklich der angelegenſte Punkt: denn meine Jünglinge und Mädchen ſitzen in dieſem Augenblicke alle unter den Bäumen vor ihren Wohnungen durch die ganze Inſel zerſtreut und werden von meinen dienſtbaren Geiſter mit einer frugalen Mahlzeit von Reiß und Früchten bewirthet, worin künftig ihre gewöhnliche Nahrung beſtehen wird. Nach der Tafel werden ſie zum Tanzen aufſtehen, — und bis dahin muß dieſer Theil unſrer Geſetzgebung ins Reine gebracht ſeyn. Die Sache leidet keinen Aufſchub.

Plato hält die Gemeinſchaft der Weiber für das unfehlbarſte Mittel, ſie unſchädlich zu machen. Das mag in ſeiner Republik gut ſeyn, die aus lauter Ideen zuſammengeſetzt iſt und lauter Ideen zum Endzweck hat! — In der meinigen, wo Alles natürlich zugehen ſoll, würde dieſe Methode nicht gut thun. Die Bevölkerung meiner Inſel würde darunter leiden; unſre Kinder würden in jedem Manne ihren Vater

ſuchen und ihn eben deßwegen nirgends finden, weil es ein jeder Anderer eben ſo gut ſeyn könnte, als dieſer oder jener. Die Liebe, aus welcher die Natur, wie mir däucht, eine Quelle von Glückſeligkeit für uns machen wollte, würde bloß auf Bedürfniß und thieriſchen Inſtinct herabgewürdigt. — Kurz, ich begreife nicht, wie meine Leute bei dieſer Einrichtung ſo glücklich ſeyn könnten, als ich ſie gern machen möchte.

„Aber, ſagte Plato, durch welches andre Mittel willſt du den unzähligen Unordnungen vorbeugen, denen du durch Einführung des Eigenthums unter beiden Geſchlechtern tauſend Pforten öffneſt? — Und ſiehſt du nicht, daß, indem du deine Menſchen in kleine Familien abſonderſt, dein Staat in unzählige beſondere Geſellſchaften zerſtückelt wird, deren jede ein näheres Intereſſe hat, als das allgemeine?"

Das ſehe ich, göttlicher Plato, — ſo wie ich ſehe, daß du allen den Unordnungen, die dir ſo fürchterlich vorkommen, dadurch abhilfſt, daß du die Namen der Dinge umtauſcheſt und die äußerſte Unordnung in deiner Republik zur Ordnung machſt; — und wie ich ſehe, daß du, um das allgemeine Intereſſe deines idealiſchen Staates zu befördern, alle die Empfindungen vernichteſt, wodurch das allgemeine Beſte für einen jeden Einzelnen intereſſant wird, oder, kurz zu ſagen, wofür ein allgemeines Intereſſe ſich denken läßt.

Ich kann nichts dafür, daß die Natur ſo viele Oeffnungen und Ritzen am Menſchen gelaſſen hat, durch welche ſich Irrthum und Verderbniß einſchleichen kann.

Aber bei Allem dem will ich mich zu einem Prieſter der Mutter Berecynthia machen laſſen, wenn das nämliche

wunderliche Ding, wovon ich ſagte, auf meiner Inſel nicht tauſendmal weniger ſchlimme Händel veranlaſſen ſoll, als auf allen euren Inſeln, Halbinſeln und feſten Ländern der ganzen Welt.

Ich habe ungefähr ſechzig tauſend Knaben und zehen tauſend Mädchen mehr als Knaben, — die ich wahrlich nicht der Diana zu weihen gedenke! — Wie? Ich ſollte zehn tauſend ſchöne, friſche, von geſundeſten Blute ſtrotzende Mädchen brach liegen laſſen? — Nicht eine einzige, ſo wahr ich Diogenes, meiner Mutter Sohn, bin!

Nun iſt kein ander Mittel, als entweder für dieſe zehn tauſend Mädchen eben ſo viel neue Jünglinge machen zu laſſen; — und das iſt mir jetzt gerade nicht gelegen: oder, ſie unter alle ſechzig tauſend zu vertheilen; und das wäre wider meinen Antiplatonismus; oder —

Dacht' ich's nicht? — Sie ſind des Tanzens bald müde geworden; Paar und Paar oder drei und drei, wie die Grazien, haben ſie ſich in die anmuthigen Gebüſche geſchlichen, womit ich ihre Wohnungen wie mit Kränzen durchflochten habe. — Nun kann ich mir die Müh erſparen, auf Auswege zu denken! Amor und ſeine Mutter würden meiner ſpotten, und es ginge doch weder beſſer noch ſchlimmer, als ſie es haben wollen. Lieber will ich mir's gutwillig gefallen laſſen.

Alles, o ihr holde Götter der Liebe, ſey demnach eurem Einfluß überlaſſen! Stiftet an dieſem Abend, dem Einweihungsfeſte meiner Republik, ſo viele Bündniſſe, als ihr wollt und könnt. Weder das blinde Loos, noch ein fremder Befehl, dem das Herz ſich ſelten unterwirft, ſoll der Eheſtifter bei

meinen Pflegekindern ſeyn. Ich begebe mich, für jetzt und allezeit, aller Willkür, die ich mir, unter welchem Vorwand es ſey, über ſie anmaßen könnte. Amor allein hat das Recht über ihre Herzen zu gebieten. Ich denke, er wird meine zehn tauſend Mädchen nicht vergeſſen. Kann er zehn tauſend von ihren Schweſtern überreden, ſich mit eben ſo viel Jünglingen in Güte zu vertragen, wer hat was dawider einzuwenden? —

„Aber werden die übrigen fünfzig tauſend Jünglinge nicht eiferſüchtig werden?“ — Nein, wenn jeder ſeine Schöne ſo lieb hat, als ich einſt meine Glycerion.

„Aber wenn das nun nicht wäre?“ —

So mögen ſie ſelbſt zuſehen! Ich kann nicht für Alles Rath ſchaffen.

6.

Wenn ſich doch eure Könige und Fürſten vorſtellen könnten, wie angenehm es iſt, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein ſo vollkommnes Vergnügen gemacht, als die Vorſtellung, hundert und dreißig tauſend liebenswürdige junge Geſchöpfe wenigſtens auf vier und zwanzig Stunden glücklich gemacht zu haben.

Meine Ehegeſetze ſind nun in Ordnung gebracht; in zwanzig Jahren hoff' ich meine Inſel ziemlich bevölkert zu ſehen.

Ob es eine ewige Liebe gibt? — Das weiß ich nicht. So viel iſt gewiß, daß es unbeſonnen wäre, einander ewige

Liebe zu ſchwören, ſo geneigt man mit ſechzehn Jahren dazu iſt; aber ewige Liebe ſchwören müſſen — Nein, meine Kinder, ich will euch keinen Anlaß geben, einander deſto eher überdrüſſig zu werden!

Wem die Freiheit, die ich meinen Inſulanern laſſe, anſtößig iſt, der muß (denk' ich) gewohnt ſeyn, die Welt mit dem halben Durchmeſſer des kleinen Kreiſes zu meſſen, den er um ſich ſelbſt und den Ort, wo er etwas zu bedeuten hat, eine oder zwei Stunden ſcheibenweiſe herumzieht. Es iſt nichts alberner, als Alles lächerlich oder ärgerlich finden, was anders iſt, als bei uns. Im Grunde läuft doch der ganze Unterſchied darauf hinaus, daß ihr euch die Freiheiten ſelbſt nehmt, die ich meinen Unterthanen laſſe, weil ich nicht gern Geſetze gebe, bloß damit ich fein viel zu dispenſiren und zu ſtrafen bekomme.

Ich ſehe nicht, warum die Ehen in meiner Inſel nicht dauerhaft ſeyn ſollten. Ehrgeiz, Intereſſe, Unverträglichkeit der Gemüther, tödtliche Feindſchaft, Unvermögen, oder wie die andern Urſachen eurer Eheſcheidungen heißen, finden bei uns nicht Statt. — Doch erlaube ich meinen Leuten, in gewiſſen Umſtänden einen Tauſch zu treffen, inſofern es mit gutem Willen der ſämmtlichen Intereſſenten geſchieht.

Diejenigen, welche, ohne jemals zu tauſchen, vierzig Jahre mit einander gelebt haben, werden öffentlich mit einem Kranze von Jasmin und Myrten gekrönt und erhalten dadurch das Recht, bei allen Feſten mit einem ſolchen Kranz um die Stirne oben an zu ſitzen und bei den Verſammlungen zuerſt ihre Meinung zu ſagen.

Eine Schöne — (häßliche gibt es überhaupt in meiner Inſel nicht) welche überzeugt werden kann, zwei Liebhaber zugleich zu begünſtigen, wird verurtheilt, drei Monate lang bei allen Feſten und öffentlichen Luſtbarkeiten mit ſechs Daumen hohen ſpitzigen Schuhen und einem achtzehn Daumen hoch aufgethürmten Aufſatz von Ziegenhaaren zu erſcheinen. — Eine Strafe, die in den Augen meiner Inſulanerinnen ſo entſetzlich iſt, daß es auf dem ganzen Erdboden — keine behutſamere Geſchöpfe gibt, als ſie.

Uebrigens iſt auf meiner Inſel nicht erlaubt, ſich in fremde Liebesangelegenheiten einzumiſchen. Der oder diejenige, welche ſich beigehen ließen, einem zärtlichen Paar in eine Grotte nachzuſchleichen oder einem Manne zu verrathen, daß man ſeine Frau mit einem andern hinter einem Roſenſtrauche habe ſitzen ſehen, wird ohne die mindeſte Nachſicht in einen Nachen geſetzt und mit einem guten friſchen Landwinde, unter höflicher Empfehlung an die Tritonen und Nériden, ins hohe Meer abgeſchickt. Eine einzige ſolche übelthätige Creatur würde hinlänglich ſeyn, den Samen der Zwietracht in meiner ganzen Inſel auszuſäen.

Ihr werdet mir einwenden, daß es bei ſo geſtalten Sachen unmöglich ſey, eine Schöne jemals zu überweiſen, daß ſie zwei Männer zugleich begünſtige.

Schwer iſt es, ich geſteh' es, aber nicht unmöglich. Denn es würde unmöglich geweſen ſeyn, von dem Geſetze, deſſen ich eben erwähnte, den Mann oder die Frau nicht auszunehmen, welche ſelbſt unmittelbar bei einem ſolchen Fall intereſſirt wären. Geſetzt, ich ſehe meine eigene Frau mit einem

Andern die Einſamkeit ſuchen, ſo iſt mir (falls ich unhöflich genug wäre, ſie zu überraſchen) nicht nur erlaubt ſie zur Strafe der ſpitzigen Schuhe und der Pyramide von Ziegenhaaren zu ziehen: ſondern ich bin auch berechtigt, ihren Liebhaber anzuhalten, mir, wofern ich anders Luſt zum Tauſche habe, ſeine Frau gegen die meinige abzutreten.

Indeſſen verſichern mich meine Geiſter, welche die Gabe haben, die Begebenheiten der moraliſchen Welt auf etliche Jahrhunderte hinein ſo genau auszurechnen, als unſre Sternſeher die Sonnenfinſterniſſe, — daß dieſer Fall ſich in den erſten fünf und zwanzig Jahren meiner Republik kaum fünf oder ſechs Mal ereignen werde; welches (denke ich) fünf oder ſechs tauſend Mal weniger iſt, als in jedem andern Staate (eine gleiche Anzahl von Einwohnern vorausgeſetzt) in einem einzigen Monat geſchehen könnte.

Amor (für den ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die ich ihm ſchuldig bin) wird mir verzeihen, wenn ich ſage, daß er ſeiner Natur nach ein loſer Vogel iſt, der ſich's ſchlechterdings nicht wehren läßt, von Zeit zu Zeit eine kleine Schelmerei zu begehen. Ich kann ihn nicht anders machen; und ich fordre alle eure Geſetzgeber und Sittenlehrer heraus, ihn anders zu machen, wenn ſie können.

Was blieb mir alſo übrig, als ihm entweder die Flügel gar abzuſchneiden, — und wenn ihr euch dazu entſchließen könnt, ſo ſchneidet ihm eben ſo wohl auch alles Andre ab, was ſich abſchneiden läßt, — oder die Behutſamkeit unter meinem Volke zu einer der vornehmſten Tugenden zu

machen; wie ſie es auch in der That iſt, ihr möchtet leben, wo und in welchen Umſtänden ihr wolltet.

Das Wort Eiferſucht habe ich aus den drei hundert und fünf und ſechzig Wörtern, woraus die Sprache meiner Inſel beſteht, gänzlich ausgeſchloſſen. — Hab' ich unrecht daran gethan?

7.

Ich habe um jede Wohnung in meiner neuen Colonie einen kleinen Hain von fruchtbaren Bäumen und Stauden, einen kleinen Garten, ein Feld mit Reiß und ein Wäldchen von Wollenbäumen anlegen laſſen.

Jede kleine Familie hat Platz genug zum Anbau; je mehr ſie ſich verſtärkt, je mehr Hände zum Arbeiten.

Die Männer beſtellen ihr Feld und ihren Garten oder fiſchen oder jagen in den gemeinſchaftlichen Wäldern; die Jünglinge und Mädchen hüten und beſorgen, ſo lange ſie in den Schäferjahren ſind, die Heerden; und die Frauen beſchäftigen ſich mit dem Innern der Haushaltung; ſie pflegen den Garten, ſie bereiten die Mahlzeit zu, und die Baumwolle gewinnt unter ihren ſchönen Händen alle die mannigfaltigen Geſtalten, worin ſie geſchickt wird, ihnen den Mangel aller perſiſchen und indiſchen Manufacturen zu erſetzen.

Bei allen dieſen Arbeiten, welche nicht mehr ſind, als meine Leute bedürfen, um mit beſſerm Appetit zu eſſen und deſto ſüßer zu ſchlafen, bleibt ihnen noch Zeit genug zu den Vergnügungen, in welchen eigentlich der Genuß des Lebens beſteht.

Der Vater behält Zeit genug, mit ſeinen Kindern zu tändeln und tändelnd ſeinen Knaben den Bogen gebrauchen oder ſein Frühſtück mit dem Wurfpfeil verdienen zu lehren; indeß die jungen Töchter von der ſchönen Mutter den Geſang der Nachtigall nachahmen oder die Lieder irgend eines dichteriſchen Schäfers auf der Cither begleiten lernen.

Des Abends verſammeln ſich gewöhnlich etliche benachbarte Familien unter den Bäumen einer anmuthigen Gegend; Geſang und Scherz verkürzt die geſelligen Stunden; ſie ſehen den Spielen ihrer Kinder zu und erinnern ſich dabei des ſüßen Traumes ihrer eigenen Kindheit.

Ich geſtehe, daß ich viel auf Müßiggang und Ergetzlichkeiten halte. Arbeit iſt ein Mittel zum Zweck unſers Daſeyns; aber ſie iſt nicht der Zweck ſelbſt.

Meine guten Pflegekinder! ihr habt, wenn ich die Zeit, die ihr verſchlaft, abrechne, höchſtens vierzig oder fünfzig Sonnenjahre zu leben! und ich ſollte nicht Alles in der Welt anwenden, damit ihr eures Daſeyns froh würdet?

Der Stiftungstag meiner Republik, der Anfang jeder Jahrszeit und jedes Monats und die Ernte und Weinleſe ſind öffentliche Feſte, wo der Geiſt einer allgemeinen Fröhlichkeit durch meine ganze Inſel weht.

Dieſe Feſte ſind das vornehmſte Mittel, wodurch ich Eintracht, Geſelligkeit und allgemeines Wohlwollen unter meinem Volke erhalte. Es ſind eigentlich die Tage, wonach ſie ihr Leben meſſen. Ich habe ſchon dreizehn Roſenfeſte erlebt, ſagt ein Mädchen, wenn ſie ſagen will, daß ſie dreizehn Jahr alt ſey. — Es ſind die Tage, auf die man ſich an allen

übrigen freuet, und mit deren Erwartung man sich zum Fleiß ermuntert. Die Mädchen und Frauen arbeiten emsiger, um am nächsten Feste in einem niedlichern Anzug zu erscheinen, und die Männer beeifern sich, für einen hinlänglichen Vorrath zu sorgen, um sich nach ihrer einfältigen Art mit ihren Nachbarn gütlich thun zu können.

Ueberhaupt getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich noch ein andres Land in der Welt ist, wo man die Glückseligkeit, unter einem Baume zu liegen und von Nichtsthun auszuruhen, in einem höhern Grad genösse; oder wo an festlichen Tagen die Freude geselliger, sympathetischer, allgemeiner und dabei unschuldiger und sittsamer wäre, als in meiner Insel. Mein Volk ist eine gutherzige, muntre, jovialische Art von Geschöpfen, die sich mit einander freuen, daß sie da sind, und keinen Begriff davon haben, wie man es machen müßte, um einander das Leben zu verbittern, oder warum man es thun sollte. Ich habe ihnen alle Gelegenheit benommen, auf so unnatürliche Gedanken zu kommen.

In der vollkommnen Ueberzeugung, daß jeder Schritt, der sich von der Einfalt und Genügsamkeit der Natur entfernte, sie von der Glückseligkeit entfernen würde, — hab' ich Alles angewandt, um ihnen den Verlust dieser wohlthätigen Einfalt unmöglich zu machen.

Der Erfinder eines neuen Tanzes, eines neuen Liedchens, einer neuen Melodie wird durch das Vergnügen belohnt, das er seinen Gespielen (so nennen sich meine Insulaner unter einander) damit macht. Aber der Erfinder jeder andern Neuigkeit oder Neuerung, welche auf

eine vermeinte Verbeſſerung ihrer Lebensart, ihrer Art, zu wohnen, zu eſſen, zu ſchlafen, ſich zu kleiden, oder ihrer Arbeiten, ihrer Sitten und der Einförmigkeit in Allem dieſem abzielte, würde ſich eben ſo, wie ein Störer der ehelichen Ruhe, die Belohnung zuziehen, in einen Nachen geſetzt und auf ewig in den weiten Ocean verwieſen zu werden.

Das Schöne und Gute fließt in einer einzigen ſanften Wellenlinie zwiſchen unzähligen Abweichungen fort: es iſt ſeiner Natur nach einförmig; wenn man es einmal beſitzt, ſo geht jede Veränderung — ins Schlimmere, eure Sophiſten mögen ſagen, was ſie wollen.

Um ſie vollkommen zu überweiſen, laßt mir nur einen einzigen jungen Athener kommen und ſeht, was er in acht Tagen aus meiner armen Republik gemacht haben wird.

In rauſchendem Purpurgewande, mit Silberblumen durchwirkt, ſchwimmt mein artiger junger Herr daher, von arabiſchen Oelen und Eſſenzen düftend, zierlich gelockt, zierlich beſchuht, kurz, um und um ſchimmernd wie Phöbus Apollo, wenn ihm die Stunden die goldne Pforte des Morgens öffnen. — Was für Ausrufungen er macht, indem er meine Schönen in ihrem einfältigen Putz von ſelbſtgeſponnener Wolle ſieht, die Haare kunſtlos mit Blumen durchflochten, ohne Ohrengehänge, ohne Ringe, ohne Blumen von bunten Edelſteinen in den Locken! Was für Ausrufungen beim Eintritt in ihre Hütten, bei ihren Mahlzeiten, bei ihren Feſten, bei ihren Tänzen! — „Götter, wie reizend würden dieſe Mädchen ſeyn, wenn die Erziehung ihrer glücklichen Anlage zu Hülfe käme! Wie Schade, daß ſo liebenswürdige

Geſchöpfe eine ſo elende Lebensart führen ſollen!“ — — Wir ſind glücklich, junger Fremder! — „Glücklich nennt ihr das? — Arme Geſchöpfe! ich bedaure eure Unwiſſenheit.“ — Und nun beſchäftigt er ſich, ſie aus dieſer Unwiſſenheit zu ziehen, von welcher wirklich ihre Glückſeligkeit abhing. Es wird ihnen ſchwer, ihn zu verſtehen. Aber, was er ihnen nicht beſchreiben kann, das zeigt er vor; ſein Putz, ſein Geſchmeide, ſein Gold, ein ganzer Hausrath von hundert kleinen artigen Geräthſchaften, die er bei ſich trägt, und wovon ſie den Gebrauch ewig nicht errathen hätten. — Dieß macht Eindruck; man fängt an zu merken, daß man unwiſſend, arm, einfältig iſt. Tauſend neue Begierden ſteigen in den betrogenen Seelen auf und ſtören den ruhigen Schlummer ihrer noch unentwickelten Fähigkeiten. Mein gefälliger Verführer bedient ſich der unglücklichen Anlage, die er ihnen zu geben angefangen hat. Er läßt ſich einen Palaſt unter ihnen bauen, er gibt ihnen Gold, Künſte, Wiſſenſchaften, Gewerbe, — er macht ſie auf etliche Tage glücklich; ſie ſehen ihn für eine wohlthätige Gottheit an, und was kann ihre Dankbarkeit weniger thun, als ſich ihm zu Sklaven zu ergeben?

Was wird die Folge davon ſeyn?

In weniger als zwanzig Jahren wimmelt es in meiner Inſel von Handwerkern, Künſtlern, Handelsleuten, Seefahrern, Staatsmännern, Prieſtern, Soldaten, Richtern, Advocaten, Finanzpächtern, Aerzten, Philoſophen, Dichtern, Komödianten, Mimen, Gauklern, Taſchenſpielern, Beutelſchneidern, Kupplern, Spitzbuben und — Bettlern, ſo gut als bei den iſthmiſchen Spielen. Der wohlthätige Athener! Sein

Geſchenk war die Büchſe der Pandora. Wir gaben ihm unſre Freiheit, unſre Ruhe, unſre Geſundheit, unſre ſorgloſe Fröhlichkeit, unſern glücklichen Müßiggang; und er gab uns dafür Bedürfniſſe, Leidenſchaften, Thorheiten, Laſter, Krankheiten, Sorgen, Kummer, hohle Augen und eingefallne Wangen. — Wie glücklich hat er die Republik des Diogenes umgeſchaffen! Seine Inſel iſt nun, Dank ſey euren Künſten und Wiſſenſchaften, was alle eure Inſeln ſind!

Das war es eben, was ich euch beweiſen wollte.

8.

Ich habe euch ſchon ſo viel von meiner Denkungsart merken laſſen, daß es beinahe unnöthig iſt, von der Staatsverfaſſung meiner Republik zu ſprechen. Sie iſt ſehr einfach; ihre Erfindung hat mich keine halbe Stunde Zeit gekoſtet.

Den Unterſchied ausgenommen, den die Natur ſelbſt macht, ſind alle meine Leute einander gleich; — und ſie erſuchen den Ariſtoteles durch mich, nicht übel zu nehmen, daß ſie den Satz: „der Stärkere ſey der natürliche Herr der Schwächern," für einen der garſtigen Sätze halten, die jemals von dem Gehirn eines Philoſophen abgegangen ſind.

Der Stärkere iſt der natürliche Beſchützer des Schwächern, das iſt Alles. Seine Stärke gibt ihm kein Recht, ſie legt ihm nur eine Pflicht auf.

Bei der ungekünſtelten ländlichen Lebensart meiner Inſulaner, bei ihren wenigen Bedürfniſſen, bei der Vorſicht, die ich gebraucht habe, einer gar zu engen Vereinigung unter ihnen vorzubauen, bei dem gerechten Vertrauen, welches ich

in die Güte der Natur ſetze, und bei den wenigen Geſetzen, die ich ihnen eben darum zu geben nöthig befunden habe, — begreif' ich nicht, warum ich einen ſo großen Grad von Verderbniß bei ihnen beſorgen ſollte, daß ich bewogen werden könnte, ihnen im voraus eine künſtliche Polizei zu geben.

Sollten ſich, wider beſſeres Verhoffen, kleine Zwiſtigkeiten unter meinem Völkchen entſpinnen; oder ſollte Jemand, es ſey nun aus Muthwillen oder Eiferſucht oder böſer Laune, ſich ſo ſehr vergeſſen, einem Andern zu thun, was er nicht haben wollte, daß man ihm thäte: ſo wird es ſo ſchwer nicht ſeyn, ohne Advocaten und Richter, ohne erſte, zweite und dritte Inſtanz, Alles gar bald wieder in den alten Stand zu ſetzen.

Gemeiniglich iſt der Handel ſo unerheblich, daß er, mit etwas Geduld auf der einen Seite und mit einer kleinen Wiederkehr zu ſich ſelbſt auf der andern, leichtlich beigelegt werden kann.

Im Nothfall werden ein paar Nachbarn zu Schiedsrichtern erbeten, und man unterwirft ſich ihrem Ausſpruch ohne Widerſpenſtigkeit.

Gewaltthaten ſind unter einem ſo ſanften Volk, als das meinige, nicht zu beſorgen; und allenfalls verlaſſe ich mich darauf, daß die Empfindung des gemeinſchaftlichen Beſten, auf den erſten Ruf, ſo viele Arme bewaffnen würde, als nöthig wäre, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beizuſtehen.

Ueberhaupt hat ein Volk, das durch Sitten regiert wird, keine Geſetze vonnöthen, ſo lang es ſeine Sitten bewährt.

Und haben meine Inſulaner einſt die ihrigen verloren, ſo — ſey ihnen der Himmel gnädig! Die Noth wird ſie alsdann ſo gut Geſetze machen lehren, als Plato und Ariſtoteles; aber was ſind Geſetze ohne Sitten?

9.

Weil kein Volk ohne Religion Sitten haben kann, ſo hab' ich dieſen Punkt bei dem meinigen nicht vergeſſen. Ich habe ihm eine Religion gegeben, die der ungemeinen Einfalt ſeiner ganzen Verfaſſung angemeſſen iſt. Sie iſt, ohne Ruhm zu melden, freundlich, wohlthätig, friedſam und hat überdieß die beſondere Tugend, daß ſie ſich nicht ſo leicht abnützt oder verdirbt, als andere, und daß ſogar ihr Mißbrauch der Geſellſchaft nur in einem ſehr kleinen Grade nachtheilig werden könnte.

Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, nähere Nachrichten von ihr zu geben, wenn ich nicht beſorgen müßte, aus gewiſſen Urſachen alle Prieſter der Götter Jupiter, Mars, Apollo, Mercur, Vulcan und Neptun, und der Göttinnen Juno, Cybele, Diana und Minerva, unzähliger Gottheiten vom zweiten Rang und der unterirdiſchen nicht zu gedenken, meiner Republik auf den Hals zu ziehen; eine deſto gerechtere Beſorgniß, da bekannt iſt, daß Diophant, der Prieſter Jupiters, keiner von meinen Freunden iſt.

Solon, ein ſo weiſer Mann, daß ihr ihm unter euren ſieben Weiſen den erſten Platz gegeben habt, Solon, der Geſetzgeber von Athen, hatte in einem Alter, von welchem man am meiſten Gravität zu fordern pflegt, Muth und Laune genug — — — — — — — — —

10.

„Und wie lange, Diogenes, glaubſt du denn daß das alberne Ding, das du deine Republik nennſt, dauern würde?“

Die nämliche Frage that ich an Alexandern: aber ich beantworte ſie nach meiner Manier. Sie wird ſo lange dauern, bis meine Inſulaner — es ſey nun von dem vorhin gedachten Athener oder durch irgend einen andern Zufall — mit allen den Vortheilen bekannt gemacht werden, die ihr vor ihnen voraus habt. Die Unwiſſenheit, die bei euch eines der größten Uebel iſt, iſt bei meinem Volke die Grundlage ſeiner Glückſeligkeit.

„Aber ſollte es denn nicht möglich ſeyn (ſagt ihr), Witz und Geſchmack, Bequemlichkeit, Pracht, Ueberfluß und alle Vortheile der Ueppigkeit mit Ordnung und Sitten, mit allgemeiner Tugend und allgemeiner Glückſeligkeit zu vereinigen?“

Nichts leichter — in einem Staate, der, wie die Republik des Diogenes, eine — bloße Chimäre ſeyn ſoll.

Ich wünſchte, daß Alexander von Macedonien oder der König von Babylon oder der erſte beſte König, der euch beifällt, die Gnade haben wollte, meine Meinung durch eine Probe zu widerlegen. — Nun! wer weiß, was in tauſend oder zwei tauſend Jahren geſchehen kann!

Das geſtehe ich, daß für einen Zuſchauer, der aus dem Mond oder Jupiter auf unſre Halbkugel herabguckte, die buntſcheckige Geſtalt derſelben, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit von Einwohnern mit dreieckigen, viereckigen, runden und eiförmigen Köpfen — mit gebogenen, platten

und aufgestülpten Nasen — mit langen oder wolligen, weißen, rothen und schwarzen Haaren — mit weißer, brauner, braungelber, olivenfarbner oder pechschwarzer Haut — von langer, mittelmäßiger oder zwergiger Statur; — gekleidet in Gold- und Silberstoffe, Seide, Purpur, Leinewand, Baumwolle, Schafwolle, Ziegenfelle, Bären- oder Seehundhäute; oder ohne Kleider, mit ihren Schürzen oder Trichtern um die Hüften oder gar ohne Trichter und Schurz; — in Häusern von Marmor, Backsteinen, Holz, Schilfrohr, Lehm oder Kühmist; — mit allen ihren Verschiedenheiten von Lebensart, Sitten, Barbarei, Polizei und Tyrannei; mit allem ihrem Glauben an unzählige Arten von wohlthätigen und übelthätigen Göttern und mit allen ihren Larven von falschen Tugenden und eingebildeten oder erkünstelten Vollkommenheiten vor dem Gesichte: — — ich gestehe, sag' ich, daß dieser Anblick für den Zuschauer aus dem Monde (der weiter nichts dabei zu gewinnen noch zu verlieren hätte), ein viel angenehmeres Schauspiel wäre, als der Anblick eines so einförmigen Volkes, wie meine Insulaner.

Diese Vorstellung könnte uns, durch einen einzigen Schritt vorwärts, auf den Gedanken leiten, daß die Menschen nur dazu gemacht seyen, dem Muthwillen irgend einer mächtigern Art von Geistern zur Kurzweil zu dienen; — aber das ist ein so niederschlagender, gelbsüchtiger, hassenswürdiger Gedanke, daß ich es nicht einen Augenblick ausstehen kann, ihn für möglich zu halten.

Ich bin nichts weniger als ein Verächter eurer Künste und Wissenschaften. Sobald ein Volk einmal dahin gekommen

iſt, ihrer vonnöthen zu haben, ſo kann es nichts Beſſers thun, als ſie ſo weit zu treiben, als ſie gehen können. Je weiter ihr euch von der urſprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zuſammengeſetzter die Maſchine eurer Polizei, je verwickelter eure Intereſſen, je verdorbener eure Sitten ſind: deſto mehr habt ihr der Philoſophie vonnöthen, eure Gebrechen zu verkleiſtern, eure ſtreitenden Intereſſen zu vergleichen, euer alle Augenblicke den Umſturz drohendes Gebäude zu ſtützen, ſo gut ſie kann und weiß.

Aber dafür geſteht mir auch, daß eben die Philoſophie, wenn ihre wohlthätige Wirkſamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegen wirkender Urſachen gehemmt würde, euch von Grad zu Grad unvermerkt wieder zu eben dieſer urſprünglichen Einfalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, oder die Wiederherſtellung der Geſundheit müßte nicht der Endzweck der Arznei ſeyn.

In eurem jetzigen Zuſtande, was thun eure Philoſophen, als daß ſie euch ohne Aufhören beweiſen, daß ihr beinahe über Alles unrichtig denkt, beinahe immer unrecht handelt, und daß in eurer ganzen Verfaſſung, Polizei und Lebensart beinahe Alles anders ſeyn ſollte, als es iſt? — Das heißt den Kranken überzeugen, daß er krank iſt. — Ihn geſund zu machen, das wäre der große Punkt! Aber ich wollte wetten, daß es ihnen eben ſo wenig Ernſt iſt, euch geſund zu machen, als es euch Ernſt iſt, geſund zu werden. Ich könnte euch eine ſehr gute Urſache ſagen, warum ich es glaube; aber man muß nicht Alles ſagen, was man weiß.

Ich hoffe demnach, ihr werdet mir — in Erwägung, daß ich nichts dafür kann, wenn mir der Schnee weiß vorkommt — nicht übel nehmen, daß ich unmöglich begreifen kann, wie man mit zehn tausend Bedürfnissen glücklich seyn könne; oder, daß es eine so herrliche Sache sey, als ihr euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.

Bloß aus dieser Ueberzeugung hab' ich mich verbunden gesehen, den Einwohnern meiner Republik, da ich sie machen konnte, wie ich wollte, so viel Bedürfnisse zu ersparen, als möglich war. Ich hätte keine Nacht ruhig schlafen können, wenn ich mir den Vorwurf hätte machen müssen: Wär' es nicht besser gewesen, sie gar nicht zu machen, als sie unglücklich zu machen?

Zufolge dieser Zärtlichkeit für meine Geschöpfe, und damit ich ihnen, soviel an mir ist, alle Gelegenheit, ihre Vervollkommbarkeit zu entwickeln, abschneide, — kann ich demnach nicht umhin, zu ihrem Besten noch einen Schlag mit meiner Zauberruthe zu thun und die ganze Insel auf immer und ewig — unsichtbar zu machen. Alle Mühe, die sich eure Seefahrer jemals um ihre Entdeckung geben möchten, würde verloren seyn; sie werden sie in Ewigkeit nicht finden!

Das Hexameron

von

Rosenhain.

Vorbericht

eines Ungenannten.

Das Zuſammentreffen verſchiedener zufälliger Umſtände brachte in verwichenem Sommer eine auserleſene Geſellſchaft liebenswürdiger und gebildeter Perſonen beiderlei Geſchlechtes auf dem Landſitz des Herrn v. P. im**** zuſammen.

Einige von ihnen hatten ſich ſchon zuvor gekannt, andere ſahen ſich zum erſten Male; man wollte ältere Verhältniſſe enger zuſammenziehen, auch mocht' es (wiewohl noch mit dem Finger auf dem Munde) darauf abgeſehen ſeyn, neue anzuknüpfen, da unter den Anweſenden einige junge Leute waren, über deren bisher noch freie Herzen Amor und Hymen, jeder mit Vorbehalt ſeiner beſondern Rechte, ſich in Güte zu vergleichen nicht ungeneigt ſchienen.

Daß wir die Leſer oder Leſerinnen, denen dieſe Handſchrift in die Hände fallen könnte, mit ausführlichen topographiſchen, maleriſchen und poetiſchen Beſchreibungen

des Schloſſes, der Gärten, des Parks und der übrigen Umgebungen von Roſenhain verſchonen, werden ſie hoffentlich mit gehörigem Dank erkennen, wiewohl es einem Schriftſteller von Profeſſion vielleicht übel ausgedeutet werden möchte. Wir ſetzten dadurch ihre Einbildungskraft in volle Freiheit, ſich das Alles ſo prächtig und reich oder ſo lieblich und romantiſch, in griechiſchem oder gothiſchem, mohriſchem oder ſineſiſchem, in ihrem eigenen oder in gar keinem Geſchmack, vorzuſtellen und auszumalen, wie es ihnen nur immer am gefälligſten ſeyn mag. Man hat ſich an dergleichen Beſchreibungen ſo ſatt geleſen, daß die Neuheit ſelbſt (wenn anders nach Miſtriß Radcliffe und nach Jean Paul noch etwas Neues in dieſer Art möglich iſt) kaum vermögend wäre, einige Aufmerkſamkeit zu erregen. Ueberhaupt dürfte den meiſten Erzählern zu rathen ſeyn, in dieſem und ähnlichen Fällen ihren Leſern lieber zu viel als zu wenig Einbildungskraft zuzutrauen.

Eine vermiſchte, ziemlich zahlreiche Geſellſchaft, welche mehrere Wochen auf dem Lande beiſammen lebt, hat, außer den gewöhnlichen Vergnügungen des Landlebens, noch manche Maßnehmungen nöthig, um die beſchwerlichſte aller böſen Feen, die Langeweile, von ſich abzuhalten.

Die Geſellſchaft, von welcher hier die Rede iſt, hatte bereits ſo ziemlich alle andere Hülfsquellen erſchöpft, als eine junge Dame, die wir (weil die wahren Namen hier

nicht zu erwarten ſind) Roſalinde nennen wollen, auf den alten, ſo oft ſchon nachgeahmten Boccacciſchen Einfall kam: daß jedes der Anweſenden, nach dem Beiſpiel des berühmten Decamerone oder des Heptamerons der Königin von Navarra, der Reihe nach, etwas einer kleinen Novelle oder, in Ermanglung eines Beſſern, wenigſtens einem Mährchen Aehnliches der Geſellſchaft zum Beſten geben ſollte.

Dieſer Vorſchlag fand Beifall und Widerſpruch. Die Aelteſten und die Jüngſten erklärten ſich ſogleich ganz entſchieden, daß ſie, wenn der Vorſchlag durchginge, zwar ſehr gern geneigte Zuhörer abgeben, aber, im Bewußtſeyn ihrer Armuth an den nöthigen Erforderniſſen, niemals eine thätige Rolle bei dieſer Art von Unterhaltung ſpielen würden.

Die beſagte junge Dame und zwei oder drei andere, welche ſogleich auf ihre Seite getreten waren, wollten anfangs eine Weigerung, welche ſie einem bloßen Uebermaß von Beſcheidenheit zurechneten, um ſo weniger gelten laſſen, da ſie ſelbſt, nur im Fall alle Uebrige gleiche Gefahr mit ihnen laufen wollten, Muth genug in ſich zu fühlen vorgaben, ihr Bißchen Witz und Laune auf ein ſo mißliches Spiel zu ſetzen. Als aber jene, Einwendens ungeachtet, auf ihrer Weigerung ſo ernſthaft beharrten, daß es unartig geweſen wäre, länger in ſie zu drängen, gaben die Uebrigen endlich nach, fanden aber doch nöthig,

ſich von der ganzen Geſellſchaft einige Punkte auszubedingen, ohne welche ſie ſich ſchlechterdings in nichts einlaſſen könnten.

Eine dieſer Bedingungen, worauf der junge Wunibald von P. mit einem beinahe komiſchen Ernſte beſtand, und worin er auch von der großen Mehrheit unterſtützt wurde, war: daß alle empfindſame Familiengeſchichten und alle ſogenannte moraliſche Erzählungen, worin lauter in Perſonen verwandelte Tugenden und Laſter, lauter Menſchen aus der Unſchuldswelt, lauter Ideale von Güte, Edelmuth, Selbſtverleugnung und gränzenloſer Wohlthätigkeit aufgeführt werden, ein für allemal ausgeſchloſſen ſeyn ſollten.

Ich bitte ſehr, ſetzte Herr Wunibald hinzu, mir dieſe Ausſchließung nicht ſo auszulegen, als ob ich die Dichtungen dieſer Art, woran wir, denke ich, reicher ſind, als irgend ein Volk in der Welt, nicht nach Verdienſt zu ſchätzen wiſſe. Gewiß haben auch ſie, wie Alles unter der Sonne, ihren Werth und Nutzen; und ich geſtehe gern, daß ich (um nur ein Beiſpiel zu nennen) in den meiſten Erzählungen von Starke eine ſehr angenehme Unterhaltung gefunden habe. Aber man kann ſelbſt des Beſten zu viel bekommen, und immer Unſchuld und Wohlthätigkeit und nichts als Unſchuld und Wohlthätigkeit geſchildert zu ſehen, könnte zuletzt auch dem wärmſten Liebhaber von Unſchuld und Wohlthätigkeit läſtig werden;

zumal da der Abſtich der Menſchen, mit denen wir's in unſerm ganzen Leben zu thun haben, von den Bürgern dieſes herrlichen Landes nirgendswo gar zu auffallend und ſchreiend iſt.

Vielleicht, ſagte die Frau des Hauſes, liegt der Fehler bloß daran, daß man uns dieſe rein unſchuldigen und durchaus immer guten Menſchen in lauter Verhältniſſen und Umſtänden darſtellt, worin ſie wie Menſchen aus dieſer Welt ausſehen ſollen. Da kommt es uns denn vor, als ob uns der Dichter wirklich täuſchen und im Ernſte überreden möchte, es gebe ſolche empfindſame Tiſchler und Schneidergeſellen, ſo edelgeſinnte gewiſſenhafte Taglöhner und Bettler, ſo holdſelige, kunſtloſe, und doch zugleich ſo feingebildete, madonnenartige Pfarrerstöchter und ſo unendlich freigebige und reiche Hof-, Kammer- und Commerzien-Räthe in unſerm lieben deutſchen Vaterlande überall vollauf; und wer kann ſich das weiß machen laſſen?

Verzeihen Sie, gnädige Frau, ſagte die junge Amande B., indem ſich ihr geiſtvolles Geſicht mit einer liebenswürdigen Schamröthe überzog, dieß konnte doch ſchwerlich die Meinung eines ſo verſtändigen Mannes wie Starke ſeyn. Sollte nicht die Abſicht, uns deſto mehr für ſeine Perſonen zu gewinnen und durch die anſchaulich gemachte Möglichkeit, auch in unſern Verhältniſſen ſo edel und gut zu ſeyn, als jene, ein deſto lebhafteres Verlangen, es in der That zu werden, in ſeinen Leſern

zu erwecken, ſollte dieſe Abſicht, die er auf keine andere Weiſe ſo gut erreichen zu können glaubte, nicht hinlänglich ſeyn, ihn zu rechtfertigen?

Ihre Beſcheidenheit, liebe B. (verſetzte Frau von P.) verwandelt in eine Frage, was Ihnen ſelbſt etwas Ausgemachtes iſt. Ich liebe dieſen Glauben an die Güte und Bildſamkeit der menſchlichen Natur, woran ihr Herz und die Unerfahrenheit Ihres Alters gleich viel Antheil hat. Möchten Sie nie Urſache finden, Ihre gute Meinung von der Menſchheit zu ändern! Immer dünkt mich indeſſen, die Verſetzung ſolcher Engelmenſchen in unſere Alltagswelt, wie viel Lebensähnlichkeit ihnen auch ein Dichter zu leihen weiß, diene doch nur dazu, uns deſto gewiſſer zu machen, daß er uns bloße Mährchen erzählt. Meines Erachtens iſt eine der Haupturſachen, warum wir Geßners Schäferinnen und Hirten ſo natürlich finden, weil er ſie uns nicht für unſere Landsleute und Mitbürger gibt, ſondern für Bewohner eines idealiſchen ausdrücklich für ſie gemachten Arkadiens, wo es eben ſo natürlich zugeht, wenn ſie bei aller ihrer Unſchuld und Einfalt ſo artig, wohlgeſittet und zartfühlig ſind, als es natürlich iſt, daß unſre Schafknechte, Viehmägde und Gänſehirten in allen Stücken das vollſtändigſte Gegenbild von jenen darſtellen.

Da gegen dieſe Bemerkung der Frau von P. (vermuthlich aus bloßer Höflichkeit) nichts weiter eingewendet

wurde, ſo blieb es bei dem von Wunibald vorgeſchlagenen Geſetz.

Ich laſſe mir billig gefallen, was den Meiſten gefällt, ſagte Nadine, eine von den jungen Perſonen, welche Roſalindens Antrag unterſtützt hatten. Aber, wenn wir ſentimentaliſche Alltagsgeſchichtchen und idealiſche Familienſcenen ausſchließen, ſo hoffe ich, es werde mir aus gleichem Rechte zugeſtanden werden, gegen das geſammte Feen- und Genien-Unweſen, gegen alle Elementengeiſter, Kobolde, Schlöſſer von Otranto, ſpukende Mönche und im Schlaf wandelnde bezauberte Jungfrauen, kurz gegen alles Wunderbare und Unnatürliche, womit wir ſeit mehreren Jahren bis zur Ueberladung bedient worden ſind, Einſpruch zu thun.

Dieſe zweite Bedingung fand noch lebhafteren Widerſtand, als die erſte. Welcher Dichter oder Erzähler, ſagte man, wird ſich eine ſo reiche und unerſchöpfliche Hülfsquelle verſtopfen laſſen wollen? Die Liebe zum Wunderbaren iſt nicht nur der allgemeinſte, ſondern auch der mächtigſte unſerer angebornen Triebe; und kaum wird eine Leidenſchaft zu nennen ſeyn, die nicht, ſogar in ihrer größten Stärke, der Gewalt des Wunderbaren über unſre Seele weichen müßte. Der Hang zum Wunderbaren iſt, wie man's nimmt, die ſtärkſte und die ſchwächſte Seite der menſchlichen Natur; jenes für den, der ſelbſt wirkt; dieſes für den, der auf ſich wirken läßt. Wer auf keiner

andern Seite zugangbar ist, dem ist auf dieser beizukommen. Wie übel würde also die Hälfte unserer Gesellschaft, die es auf ihre Gefahr übernähme, die andere zu unterhalten, daran seyn, wenn ihr gerade das gewisseste Hülfsmittel, die Zuhörer bei Aufmerksamkeit und guter Laune zu erhalten, untersagt wäre?

Diese und andere Gründe wurden mit vieler Wärme gegen die vorgeblichen Freunde des Natürlichen geltend gemacht, aber von diesen hinwieder mit tristigen Gegengründen eben so eifrig bestritten: bis endlich Herr M., ein großer Bewunderer der neuesten Philosophie, ins Mittel trat und den Vorschlag that: wenigstens die Schutzgeister von dem Bann, welchen Nadine über das gesammte Geister- und Zauberwesen ausgesprochen hatte, auszunehmen. Die neueste Philosophie, versicherte er, sey (gleich der alten platonischen und stoischen) eine erklärte Gönnerin des Wunderbaren und so weit entfernt, Geistererscheinungen für etwas Unnatürliches anzusehen, daß vielmehr, ihr zufolge, die ganze Körperwelt nichts als eine bloße Geistererscheinung, und eigentlich außer den Geistern gar nichts der Rede Werthes vorhanden sey. Er trage also darauf an: den Erzählern, ohne sich einer ungebührlichen Einschränkung ihrer wohl hergebrachten Dichterfreiheit anzumaßen, einen so großen Spielraum, als sie sich selber nehmen wollten, zu gestatten und den Gebrauch, den sie vom Wunderbaren zu machen

gedächten, lediglich ihrer eigenen Beſcheidenheit und Klugheit anheim zu ſtellen. — Herr M. zog im Namen der neueſten Philoſophie eine ſo Ehrfurcht gebietende Stirne zu dieſem Vortrag, daß weder Nadine noch ſonſt Jemand das Herz hatte, ſich dagegen aufzulehnen; und ſo ſchien denn auch dieſer vorläufige Punkt aufs Reine gebracht zu ſeyn.

Die Ordnung, in welcher die Perſonen, die ſich zur thätigen Rolle in dieſem Geſellſchaftsſpiel erboten hatten, einander ablöſen ſollten, wurde jetzt durchs Loos entſchieden und zugleich die Abrede getroffen, daß man ſich künftig, ſofern nichts anders dazwiſchen käme, alle Abende eine Stunde vor Tiſche in der großen Roſenlaube oder im Gartenſaale ungezwungen zuſammenfinden wollte: wo es dann jedesmal auf die gegenwärtige Stimmung der Anweſenden ankommen ſollte, ob man ſich auf dieſe oder eine andere Art unterhalten wolle. Denn bloß, weil die Stunde dazu geſchlagen, und gleichſam zur Frohne, Mährchen anhören zu müſſen, ſchien etwas, das weder ſich ſelbſt noch Andern zuzumuthen ſey.

So weit geht in der Handſchrift, — welche dem Herausgeber ſehr zierlich auf Velinpapier geſchrieben und von etlichen Zeilen mit der Unterſchrift Roſalinde begleitet, zugeſchickt und zu beliebigem Gebrauch überlaſſen worden — der Vorbericht. Die Handſchrift ſelbſt führt den Titel

und beſteht aus ſechs Erzählungen (oder Mährchen, wenn man lieber will), womit die Geſellſchaft auf dem Schloſſe zu Roſenhain an eben ſo viel ſchönen Sommerabenden von ſechs Perſonen, deren wahre Namen hinter romantiſche verſteckt ſind, unterhalten wurde.

Wofern ſie nicht einen ſehr behenden Geſchwindſchreiber bei der Hand hatten, ſo iſt zu vermuthen, daß jedes ſein Mährchen ſelbſt zu Papier gebracht und den andern Mitgliedern der Geſellſchaft Abſchrift davon zu nehmen erlaubt habe. Indeſſen gedachte man anfangs wohl ſchwerlich, aus den anſpruchloſen Zeitkürzungen eines kleinen Kreiſes einander gefallender und daher leicht befriedigter Verwandten und Freunde eine Unterhaltung für die Welt zu machen. Aber, was in ähnlichen Fällen ſchon öfters geſchah, begegnete auch hier; und, wie es immer damit zugegangen ſeyn mag, gewiß iſt wohl, daß die Handſchrift dem Herausgeber nicht zugeſchickt wurde, um ſie unter ſieben Siegeln in ſeinen Schreibtiſch einzukerkern.

Der Abend war ſo anmuthig, der Himmel ſo heiter, die Luft ſo mild und balſamiſch, und der Anblick des Gartens im Zauberlicht des wachſenden Mondes aus den Fenſtern des Speiſeſaals ſo einladend, daß die Geſellſchaft ſich zu einem gemeinſchaftlichen Luſtwandel entſchloß. Man vertheilte ſich zu zweien und zu dreien, entfernte ſich unvermerkt von einander, begegnete ſich eben ſo unverſehens wieder, verlor ſich von neuem und fand ſich endlich, ohne Abrede, wieder vollzählich in der Roſenlaube, die damals eben in voller Blüthe ſtand, beiſammen.

In kurzem gab die lauſchende Stille, die über der Geſellſchaft zu ſchweben ſchien, das Zeichen, daß man ſich zum Hören geſtimmt fühle, und Roſalinde wurde mit einer ſo ſchmeichelnden Ungeduld ihres Verſprechens erinnert, daß ſie ſich der Erfüllung um ſo weniger entziehen konnte, da ſie bereits zwei oder drei Tage darauf vorbereitet war. Sie fing alſo — nachdem ſie der jungfräulichen Göttin der Schamhaftigkeit durch die in ſolchen Fällen gewöhnlichen Entſchuldigungen, Bitten um Nachſicht und dergleichen, das ſchuldige Opfer gebracht — ihre Erzählung folgender Maßen an.

Narciſſus und Narciſſa.

Es war an einem Abend, der vielleicht ſo ſchön war als der heutige, als die Periſe Mahadufa, aus der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeiſter, ſich auf einer aus den ſüßeſten Düften des Frühlings zuſammen geronnenen, leichtſchwebenden Wolke nieder ließ, um einige Augenblicke von einem langen Flug auszuruhen und die Sorgen, die ihr Gemüth verdüſterten, im Anblick der prächtig untergehenden Sonne aufzulöſen.

Verzeihung, ſagte Nadine mit einer Verneigung gegen die ganze Geſellſchaft, daß ich die Erzählung gleich anfangs unterbrechen muß, um mir einen kleinen Unterricht auszubitten, was eine Periſe iſt, und was ich mir bei der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeiſter zu denken habe?

Kommen Sie mir zu Hülfe, lieber Wunibald, ſagte Roſalinde, ſich gegen den jungen P . ., ihren Verwandten und erklärten Liebhaber, wendend; ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich auf dieſe Frage nicht vorbereitet bin, und ich fürchte ſehr —

Fürchten Sie nichts, fiel ihr Wunibald ins Wort; meine Kenntniß der innern Verfaſſung der Geiſterwelt iſt zwar

auch nicht weit her, denn ich habe sie größtentheils nicht tiefer als aus tausend und einer Nacht geschöpft; aber Nadine wird sich auch genügen lassen, wenn ich ihr mit zwei Worten Alles sage, was ich selbst davon weiß: nämlich, daß unter den Peris oder guten Genien ein Geschlechtsunterschied Statt findet, und daß sie größtentheils Schutzgeister der Menschen und, jenachdem sie entweder ganzen Völkern und Ländern oder regierenden Königen und Fürsten oder andern durch große persönliche Vorzüge und eine höhere Bestimmung über die gemeinen Menschenkinder emporragenden Personen zu Beschützern gegeben sind, in eben so viele besondre Ordnungen abgetheilt werden. Diese Peris heißen auch Dschinnen, und das Reich, wo sie zu Hause sind und von einem unumschränkten Monarchen ihres Geisterstammes beherrscht werden, wird Dschinnistan genannt. Daß sie übrigens mit den Elementgeistern des Grafen Gabalis, den Sylphen, Gnomen, Ondinen und Salamandern, nicht zu verwechseln sind, will ich nur im Vorbeigehen bemerkt haben.

Rosalinde nickte Wunibalden ihren Dank mit einem etwas schalkhaften Lächeln zu und fuhr fort: Wenn Herr von P. nicht durch die alberne Art, wie ich meine Erzählung anfing, Gelegenheit bekommen hätte, sich um uns Alle durch Mittheilung seiner Kenntnisse in diesem wichtigen Theil der Geisterlehre verdient zu machen, so könnt' ich mir selbst gram deßwegen seyn, daß ich — was doch so leicht gewesen wäre — den Anlaß zu dieser Unterbrechung nicht vermieden habe. Denn wozu hatte ich denn nöthig, die Perisen und die dritte

Ordnung ins Spiel zu mengen? Brauchte ich doch nur zu ſagen: der Schutzgeiſt Mahadufa habe ſich auf die Wolke niedergelaſſen, ſo war Jedermann zufrieden. Das ſind wir auch jetzt, ſagte Frau von P., wenn Sie ſo gut ſeyn wollen fortzufahren, ehe Jemand in Verſuchung geräth, Sie durch eine neue Frage zu unterbrechen.

Wenn die Rede von Geiſtern iſt, ſagte der Philoſoph M., muß man nicht fragen, ſondern hören und glauben. Durch Fragen kommt man zwar, wie das Sprichwort ſagt, nach Rom; aber das gilt nur von dieſem groben planetariſchen Erdklumpen; in der Geiſterwelt kommt man durch Fragen um kein Haarbreit vorwärts. Alſo wieder auf Ihre duftreiche Abendwolke, zur Schutzgeiſtin Mahadufa, wenn ich bitten darf, mein Fräulein! — Und ich, ſagte der alte Herr von P., verſpreche Ihnen für uns Alle, Sie ſollen nicht wieder unterbrochen werden.

Mahadufa hatte kaum einige Minuten von der Wolke Beſitz genommen, als Zelolo, ein männlicher Genius aus derſelben Ordnung, ſie im Vorüberfliegen gewahr wurde. Wiewohl ſie ſich lange nicht geſehen hatten, erkannte er doch Mahadufen auf den erſten Blick und ſteuerte ſogleich auf die Wolke zu, in der Abſicht, die alte Bekanntſchaft wieder aufzufriſchen. Nach den erſten Begrüßungen fragte Mahadufa, wohin ſein Weg ginge? — Wohin mein Amt mich ruft, war ſeine Antwort; ich habe das Unglück, der Schutzgeiſt eines jungen Menſchen zu ſeyn.

„Du gibſt der Sache ihren rechten Namen, Zelolo; ich weiß auch ein Wort davon zu ſprechen.“

„Zwischen dir und mir gesagt, Mahadufa, ich glaube nicht, daß es in allen Planeten und Kometen, Sonnenwirbeln und Milchstraßen des unermeßlichen Weltalls ein schnöderes Handwerk gibt, als das unsrige. Ich begreife nicht, was der Geisterkönig für ein Vergnügen daran finden kann, uns unter dem vornehmen Titel von Beschützern zu bloßen Zuschauern und Zeugen der unergründeten Thorheit und des ewigen Selbstwiderspruchs dieser närrischen Adamskinder zu machen. Ja, wenn uns noch erlaubt wäre, als mithandelnde Personen im Spiel aufzutreten; wenn wir ihnen in unsrer eigenen Gestalt erscheinen oder eine menschliche annehmen dürften, um ihnen zu rathen, wo sie sich nicht zu helfen wissen, sie zu warnen, wenn sie etwas Dummes, und zurückzuhalten, wenn sie etwas Schlechtes begehen wollen! Aber dürfen wir das? Ist uns doch beinahe alle geistige Einwirkung auf ihr Gemüth untersagt; wenn wir ihnen ja noch einen Gedanken eingeistern dürfen, so ist es unter dem Beding, ihm eine so völlige Aehnlichkeit mit ihren eigenen zu geben, daß sie ihn aus sich selbst gedacht zu haben glauben sollen. Was ist die Folge dieses weisen Gesetzes? So oft ich meinem Zögling einen wirklich klugen Gedanken einhauche, bin ich sicher, daß er ihn als einen thörichten Einfall, der ihm so von ungefähr angeflogen komme, verlachen wird. Ehmals gaben uns wenigstens ihre Träume einen großen und freien Spielraum; aber auch diese Befugniß ist uns neuerlich durch so viele Anhängsel und Einschränkungen erschwert und beschnitten worden, daß entweder wir nichts Gescheidtes aus ihren eigenen Träumen zu machen wissen,

oder sie aus denen, die wir ihnen zuschicken, nicht klug werden können.

Nur allzu wahr, sagte Mahadufa: Unser Dienst, der so ehrenvoll scheint, ist im Grund eine bloße Art, zur Frohne müßig zu gehen. Wie oft hab' ich mich's schon reuen lassen, daß wir aus einem unzeitigen Uebermaß von Mitleiden und Großmuth das alte Reich der Feen zerstören halfen, die uns ehemals durch ihre unverdrossene Geschäftigkeit, Böses, und ihre unverständige Art, Gutes zu thun, so viel zu schaffen machten, daß wir über keine Langeweile zu klagen hatten.

„Diese Hülfsquelle ist nun einmal abgegraben," versetzte Zelolo. „Das schale Vergnügen über unsere sich klug dünkenden Narren und Kindsköpfe zu lächeln, oder das Bißchen Schadenfreude, sie für ihr ewiges starrsinniges Sträuben und Anstreben gegen alle Eingebungen der Vernunft durch die Folgen ihrer eigenen weisen Maßnehmungen gestraft zu sehen, ist am Ende Alles, was uns Schutzgeistern dafür wird, daß wir das herrliche Amt übernommen haben, Mohren zu bleichen und Wasser mit einem Siebe in ein Faß ohne Boden zu schöpfen."

„Und sogar dieses schale Vergnügen," fuhr Mahadufa fort, „kann uns nur dann werden, wenn wir keinen Antheil an unsern Zöglingen nehmen, was bei mir wenigstens der Fall nicht ist; denn ich liebe den meinigen, und diese Liebe macht mich so unglücklich, als Geister unsrer Art zu seyn fähig sind."

Zelolo. „Darf man fragen, wer dein Zögling ist?"

Mahadufa. „Sie ist das einzige Kind eines der vornehmsten und reichsten Häuser in der Hauptstadt des Landes, über dessen

westlicher Gränze wir jetzt schweben; ein Mädchen, an welches die Natur ihre reichsten Gaben verschwendet hat; das schönste, reizendste, talentvollste, das je von der Sonne beschienen wurde; geboren mit den herrlichsten Anlagen zu allen Tugenden und zu Allem, was ein Weib liebenswürdig machen kann."

Zelolo. „Und mit allen diesen Vorzügen macht sie dich unglücklich, sagst du?"

Mahadusa. „Weil sie selbst das unseligste Geschöpf ist, das ich kenne."

Zelolo. „Wie geht das zu?"

Mahadusa. „Stelle dir vor, Zelolo, daß die Unglückliche, die Allen Liebe einflößt, nichts liebt und, wie ich besorge, nichts mehr lieben kann als sich selbst. Ich pflege sie deßwegen nur meine Narcissa zu nennen, wiewohl ihr wahrer Name Heliane ist."

Zelolo. „Ich würde vielleicht unglaublich finden, was du mir sagst, wenn dein Fall nicht von Wort zu Wort auch der meinige wäre. Der junge Dagobert, dessen Schutzgeist von seiner Geburt an zu seyn ich das Unglück habe, ohne verhindern zu können, daß Aufwärterinnen und Aufwärter, Zofen, Schranzen, Schmeichler und Sklaven aller Gattung dem Vater, der Mutter und der ganzen Sippschaft das Werk der Natur in ihm, von seinem ersten Athemzuge an, hemmen und zerstören halfen, dieser unglückliche Jüngling, der einzige Sohn eines der reichsten Großen des Landes, wo ich herkomme, ist Alles, was du von deiner Narcissa sagst. Wenn je ein Menschenkind mit der Anlage, ein edler und guter Mann zu werden, in die Welt trat, so ist er es; aber der arme Mensch

kann, gleich dem Narciſſus der Fabel, nichts lieben als ſich ſelbſt, und ich nenne ihn daher, wenn zwiſchen mir und meinen Freunden die Rede von unſern Schützlingen iſt, nur meinen Narciſſus."

Mahadufa (nachdenkend). „Eine ſonderbare Uebereinſtimmung!"

Belolo. „Du traueſt mir zu, daß ich nichts von dem Wenigen, was uns zu thun erlaubt iſt, unverſucht an ihm gelaſſen habe; aber gegen alle die Mächte, die ſich wider ſeinen Verſtand und ſein Herz zuſammen verſchworen hatten, war keine Rettung. Wenn den ſcharfſinnigſten Köpfen aus dem ganzen Erdenrund ein ungeheurer Preis ausgeſetzt worden wäre, einen Plan zu entwerfen, wie man es angehen müſſe, um aus meinem jungen Fürſtenſohn den Erdkönig aller Gecken zu bilden, dieſer edle Zweck hätte nicht vollſtändiger erreicht werden können, als durch die Erziehung, die er im Palaſt ſeines Vaters und in der großen Welt erhielt, in welche ſeine Geburt und ſeine glänzenden Naturgaben ihm ſehr früh den freieſten Zutritt und die ſchmeichelhafteſte Aufnahme verſchafften. Von ſeiner Kindheit an beeiferte ſich Jedes, ihm liebzukoſen und aufzuwarten; ſeine unverſtändigſten und unbilligſten Wünſche mußten erfüllt, ſeine unartigſten Launen gefürchtet, ſeine wunderlichſten Grillen auf der Stelle befriedigt werden. Alles, was er ſagte, wurde bewundert, Alles, was er that, war recht. Nun, da die Früchte einer ſolchen Ausſaat in üppigſter Fülle ſtehen, wehklagen ſie, daß ihm nichts gefällt, als er ſelbſt, daß er nichts liebt noch achtet, als ſich ſelbſt, von nichts ſpricht, als von ſich ſelbſt, keinen Finger rührt, als

für ſich ſelbſt, kurz, ſich nicht anders benimmt, als ob er das einzige Weſen in der Welt und alles Uebrige bloße Werkzeuge ſeines Vergnügens und Spielwerk für ſeine Launen wäre."

Mahadufa. „Ich glaube die Geſchichte meiner armen Narciſſa zu hören. Dieſe Aehnlichkeit iſt ſehr ſonderbar!"

Zelolo. „Das Schlimmſte für uns iſt indeſſen, daß die Zeit immer näher rückt, wo wir dem König Rechenſchaft von unſern Pfleglingen geben müſſen; und du wirſt ſehen, Mahadufa, daß die Schuld, warum nichts Beſſeres aus ihnen geworden iſt, zuletzt doch auf uns ſitzen bleiben wird."

Mahadufa. „Sey ohne Sorge, Zelolo! Ich hoffe ein Mittel gefunden zu haben, das Alles wieder gut machen ſoll."

Zelolo. „Kannſt du Wunder thun? Oder, wenn du es könnteſt, darfſt du es?"

Mahadufa. „Es ſoll ganz natürlich zugehen. — Rathe doch ein wenig! — Es iſt das einfachſte Mittel von der Welt."

Zelolo. „Ah! Nun verſteh' ich dich! — Sie ſollen zuſammengebracht werden, ſollen ſich ſehen, und der Erfolg, hofft du —"

Mahadufa. „Der Erfolg kann nicht fehlen."

Zelolo. „Aber bedenke, gute Mahadufa, daß ich meinen Narciſſus bereits mit Allem, was auf dreihundert Meilen im Umkreis das Schönſte und Liebenswürdigſte iſt, umgeben habe, ohne mehr damit zu gewinnen, als daß er noch verliebter in ſich ſelbſt geworden iſt, als jemals."

Mahadufa. „Das Nämliche iſt mir mit Narciſſa begegnet. Aber das ſchreckt mich nicht, ſeitdem ich weiß, daß es einen Narciſſus in der Welt gibt. Sie müſſen zuſammengebracht werden, Zelolo! Sie ſind für einander geſchaffen; zwei

Hälften, die ganz in einander paſſen und ſich unverſehens ſo zuſammenſchrauben werden, daß du deine Freude daran ſehen ſollſt. Niemand als Narciſſus kann meine Narciſſa, Keine als Narciſſa kann deinen Narciſſus heilen."

Delolo (ſich vor die Stirne ſchlagend). „Du haſt Recht, Mahadnſa. Laß dich umarmen für den glücklichen Einfall! Du haſt Recht! Wie konnt' ich ſo dumpf ſeyn, das nicht auf den erſten Blick zu ſehen? Aber bei euch Andern iſt der erſte Blick immer der entſcheidende. Laß uns nun keine Zeit verlieren. Mache du deine Anſtalten auf deiner Seite; und bevor der Mond ſein Geſicht zweimal verändert hat, ſoll mein Narciſſus, flimmernd und ſtrahlend wie eine Sonne, an eurem Hofe aufgegangen ſeyn."

Nach dieſer Abrede trennten ſich die Schutzgeiſter wieder, vergnügt über ihr unverhofftes Zuſammentreffen und ungeduldig, ihr Vorhaben aufs ſchleunigſte ins Werk zu richten.

Hier unterbricht der Verfaſſer der Handſchrift die Erzählung auf einige Augenblicke.

Wir hätten ſehr gewünſcht (ſagt er), aber es ſtand nicht in unſerm Vermögen, dieſes Geſpräch der beiden Schutzgeiſter für die Leſer ſo unterhaltend zu machen, als es für Roſalindens Zuhörer durch die Anmuth und Lebhaftigkeit ihres mündlichen Vortrags war; zumal da ſie vermittelſt einer ſeltnen Biegſamkeit der Stimme jeder redenden Perſon einen beſondern, von ihrer eigenen verſchiedenen Ton zu geben wußte und ſie dadurch ſo feſt und richtig bezeichnete, daß

ſie, um die Perſonen anzugeben, keinen Namen zu nennen brauchte. Da dieſer Mangel weder den Augen, noch den Ohren unſrer Leſer zu erſetzen iſt, ſo wollen wir uns auch keinen Kummer deßwegen machen und laden ſie ein, mit uns in die Roſenlaube zurückzukehren und, ſo gut als ihre eigene Einbildungskraft ſie darin unterſtützen will, der ſchönen Erzählerin zuzuhören, die, von der Zufriedenheit ihrer Zuhörer nicht wenig aufgemuntert, in der Geſchichte der beiden Selbſtliebhaber folgendermaßen fortfuhr.

In den meiſten Geſchichten kommt nicht wenig darauf an, daß der Ort und die Zeit, wo und wann ſie ſich zugetragen, genau angegeben werde. Dieß iſt nun zwar bei der, worin ich jetzt befangen bin, keineswegs der Fall; indeſſen, da es uns nun einmal unmöglich iſt, Perſonen und Begebenheiten an keinem Ort und in keiner Zeit zu denken, ſo wünſchte ich (um der Ungelegenheit, die deutſche Stadt, wo, und die eigentliche Zeit, wann ſich meine Geſchichte zutrug, nennen zu müſſen, ein für alle Mal zu entgehen), daß wir als etwas Ausgemachtes annähmen, ſie habe ſich vor ziemlich langen Jahren zu Trapezunt, am Kaiſerhof eines von den Abkömmlingen des weltberühmten Amadis aus Gallien oder des ſchönen Galaor, ſeines Bruders, zugetragen; und wenn wir ſolcher Geſtalt unſre ſo gern zur Unzeit geſchäftige Einbildungskraft über dieſen Punkt eingeſchläfert hätten, wünſchte ich, daß wir uns weiter nicht darum bekümmerten, ſondern uns begnügten, meinen Helden und meine Heldin als bloße

Bürger der Geisterwelt oder geistige Weltbürger anzusehen, mit welchen Alles, was ich von ihnen zu erzählen habe, der Hauptsache nach wenigstens, sich eben so wohl an jedem andern Ort und zu jeder andern Zeit zugetragen haben könnte. Dieses vorausbedungen und zugestanden (denn Alle hatten der Erzählerin ihre Einwilligung lächelnd zugenickt), fahre ich nun mit frohem Muthe und freiern Armen in meiner Erzählung fort.

Sobald Mahadufa nach Trapezunt zurückgekommen, war ihre erste Sorge, mit guter Art Anstalt zu treffen, daß Narcissa-Heliane von dem Daseyn und dem Charakter des schönen Narcissus-Dagobert so viel Kundschaft erhielt, als nöthig war, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie mußte (glaubte Mahadufa) Alles, was ihr von seiner entschiedenen Unfähigkeit, in eine andere als seine eigene Person verliebt zu seyn, zu Ohren käme, nothwendig als eine Herausforderung ansehen, die Unwiderstehlichkeit ihrer Reizungen an diesem Widerspenstigen zu bewähren, und die Ungeduld nach seiner Ankunft (wovon man in Trapezunt bereits als von einer nahe bevorstehenden Sache sprach) würde, dachte sie, die erste aller der Gemüthsregungen und Leidenschaften seyn, welche ihr noch ungebändigtes Herz bearbeiten und für die Liebe empfänglich machen würden. Aber die Perise, wiewohl selbst eine Art von Weib, kannte die Töchter Evens noch nicht genug, um alle Gestalten zu kennen, welche ihre Eitelkeit anzunehmen fähig ist.

Narcissa, welche ganz und gar keinen Begriff davon hatte, wie irgend ein Sterblicher bei ihrem Anblick ungerührt bleiben,

geschweige ihrem Willen, ihn zu besiegen, wofern sie diesen Willen hätte, widerstehen könnte, blieb bei Allem, was man ihr von dem stolzen Narcissus sagte, so gleichgültig, als sie bei dem schalsten und unglaublichsten Ammenmährchen hätte bleiben können, und zeigte nicht die leiseste Spur weder einiger Neugier, seine Bekanntschaft zu machen, noch eines Zweifels, was erfolgen werde, wofern er die ihrige suchen sollte.

Narcissus hingegen hatte durch Zelolo's geheime Veranstaltung nicht so bald Nachricht von Helianen erhalten, als er sich unverzüglich anschickte, eine Reise von mehreren hundert Meilen zu unternehmen, in keiner andern Absicht, als die hoffährtige Schöne für ihren Uebermuth zu züchtigen und von der Unmöglichkeit, ihm zu widerstehen, durch die Erfahrung zu überzeugen. Seine Ungeduld, sich selbst diese Befriedigung zu geben, wurde durch ein Bildniß der schönen Heliane, welches Zelolo ihm in die Hand spielte, so sehr erhöht, daß, wer ihn nicht näher kannte, nichts Anderes hätte vermuthen können, als dieses Bild habe bewirkt, was man bisher für etwas Unmögliches gehalten, und er eile, von der feurigsten Liebe beflügelt, sein Herz zu den Füßen seiner Ueberwinderin zu legen.

Narcissus erschien unter seinem gewohnten Namen Dagobert am Hofe von Trapezunt mit einem Glanz, der seinen Mitbewerbern auf einmal den Muth benahm, sich mit ihm in einen Wettkampf einzulassen. Der zuversichtliche Stolz, womit er sich der allgemeinen Bewunderung, als eines ihm gebührenden Zolles, bemächtigte, wurde gleichwohl durch die Artigkeit seines Betragens und die Anmuth, die Alles, was

er that und ſprach, begleitete, ſo ſchön gemildert, daß man kaum daran denken konnte, ihm Anſprüche ſtreitig zu machen, an welche ſo viele blendende Vorzüge ihm ein entſchiedenes Recht zu geben ſchienen; und da er über all dieſes noch einen fürſtlichen Aufwand machte und der freigebigſte aller Menſchen war, erhielt er allgemeinen Beifall am Hofe von Trapezunt. Die Männer ſelbſt fanden es lächerlich, ihn beneiden zu wollen, und die Frauen — ſoll ich's ſagen? — die Frauen — genug, es war keine Dame in Trapezunt, die Kaiſerin Nicea ſelbſt nicht ausgenommen, die nicht entweder ziemlich öffentliche Anſtalten gegen die Freiheit ſeines Herzens machte oder ſich nicht wenigſtens, in vollem Vertrauen auf die Probhaltigkeit ihrer eignen Tugend, um das Vergnügen, von ihm unterſchieden zu werden, beeiferte.

Narciſſa allein machte die Ausnahme; Narciſſa war die einzige, die ſich ſo betrug, als ob ſie weder Augen für ſeine Vollkommenheiten, noch das mindeſte Verlangen hätte, von ihm bemerkt, geſchweige ausgezeichnet zu werden. Nicht, als wäre ſie von ſeinem erſten Anblick nicht eben ſo ſtark betroffen worden, als er von dem ihrigen; aber beide waren es weniger darüber, was ſie ſahen, als was ſie erwartet hatten und nicht fanden. Narciſſus zweifelte ſo wenig daran, daß der erſte Eindruck, den er auf Narciſſa zu machen gewiß war, entſcheidend ſeyn werde, daß er ſich ihr mit einer Miene darſtellte, welche ihr in der kraftvollen Geiſterſprache der Augen mit aller nur möglichen Stärke ſagte: Fühlſt du die Gegenwart deines Ueberwinders? Gibſt du nicht jeden Gedanken auf, ihm einen vergeblichen Widerſtand zu thun? —

Aber Narciſſa, die ſeinen Blick nur zu gut verſtand, blitzte ihm die Antwort in eben derſelben Sprache ſo behend entgegen, daß ſie ſeiner Frage ſelbſt zuvorzueilen ſchien: Wie? Mir erkühnſt du dich, mit ſolchen Anmaßungen in die Augen zu ſehen? du verwirrſt dich nicht? dein Blick ſtürzt nicht vor dem meinigen zu Boden? Eitles Geſchöpf! wie freu' ich mich, daß es in meiner Macht iſt, dich zu demüthigen!

So kurz auch die Dauer dieſes erſten Augengeſprächs war, ſo ſchien es doch entſcheidend zu ſeyn und auf beide einerlei Wirkung zu thun. Ohne einander auszuweichen und (was ſich von ſelbſt verſteht) ohne ſich jemals von der Linie der feinſten Anſtändigkeit, auf ihrer Seite, und der ritterlichen Galanterie, auf der ſeinigen, nur ein Haar breit zu entfernen, benahmen ſich beide ſo gleichgültig, ſo abſichtslos, ſo froſtkalt gegen einander, daß ſie ſich in der Rechenſchaft, ſo jedes ſich ſelber darüber gab, beinahe nothwendig irren mußten. Narciſſa, der allgemeinen Huldigung aller Herzen ſo gewohnt als des Athemholens, glaubte den Prinzen, der ihren Reizen ſo offenbar Trotz bot, viel zu tief zu verachten, um ſich durch ſeine Gleichgültigkeit beleidigt zu finden, und verdoppelte gleichwohl, ohne ſich recht bewußt zu ſeyn, in welcher Abſicht, Alles, was die Kunſt vermochte, den Zauber ihrer Reize unwiderſtehlich zu machen. Narciſſus hingegen, der ihre Kälte für eine Wirkung ihrer ſchwer beleidigten Eitelkeit, im Grund aber für bloße Verſtellung hielt, zweifelte nicht, daß er nur einige Tage ſtandhaft auszuhalten brauche, um ſie ein gutes Theil geſchmeidiger zu finden. Aber darin hatte er falſch gerechnet: Narciſſa wurde, ſo

däuchte ihm, mit jedem Tage liebenswürdiger und — kälter; er ſelbſt hingegen bildete ſich zuweilen ein, er fühle eine Art von Ahnung in ſich, daß ſie ihm gefährlicher werden könnte, als ſein Stolz ſich geſtehen wollte. Ob dieſe Ahnung vielleicht ein Werk Zelolo's war, kann ich nicht ſagen; genug, ſie erſchreckte ihn, und er glaubte nicht genug Vorſichtsanſtalten dagegen machen zu können. Er warf ſich in einen Strudel von Zerſtreuungen aller Gattung, vernachläſſigte Narciſſen bis an die Gränze der Unhöflichkeit, ſchien ſich, in Hoffnung ihre Eitelkeit zu kränken, bald um dieſe, bald um jene Dame zu bewerben, die einigen Anſpruch an eine ſolche Auszeichnung machen konnte, kurz, verſuchte Alles, was ein Liebhaber ſeiner ſelbſt in einem ſolchen Fall verſuchen kann, um ſeinem Stolze den Triumph zu verſchaffen, den ihm der Stolz einer nicht weniger in ſich ſelbſt verliebten Schönen vorenthielt. Aber Narciſſa, es ſey nun, weil ſie wirklich nichts für ihn fühlte oder ihn nicht eher genug gedemüthigt zu haben glaubte, als bis er ſich ihr auf Gnad und Ungnade gefangen geben müßte, beharrte bei ihrem wirklichen oder angenommenen Kaltſinn mit einer ſo freien und ruhigen Unbefangenheit, daß Narciſſus, durch den ſchlechten Erfolg ſeiner Maßnehmungen in eine ihm ganz ungewohnte Verlegenheit geſetzt, mehr als einmal in Verſuchung gerieth, den großen Zauberer Arkelaus um Beiſtand anzurufen, wenn er nur gewußt hätte, wo er anzutreffen wäre.

Das Wahre indeſſen — was er aber freilich (aus einer Urſache, die in unſern Tagen ſchwerlich Statt fände) ohne

Hülfe des beſagten Zauberers unmöglich wiſſen konnte — war, daß die ſchöne Narciſſa, bei aller ihrer Kälte und anſcheinenden Unaufmerkſamkeit, ſich mehr, als ſie ſelbſt gewahr zu werden ſchien, mit ihm beſchäftigte. Hermeline, die vertrauteſte ihrer Dienerinnen, hätte ihm viel davon erzählen können, wenn ſie nicht zugleich die treueſte, verſchwiegenſte und unbeſtechlichſte aller Zofen im ganzen trapezuntiſchen Kaiſerreich geweſen wäre. Hermeline war in der That die einzige Perſon in der Welt, mit welcher Heliane von dem Prinzen Dagobert ſprach; aber mit ihr ſprach ſie auch von nichts Anderem. Hermeline hörte zwar kein Wort aus dem Mund ihrer Gebieterin, woraus ſie berechtigt geweſen wäre, zu ſchließen, daß er ihr mehr als der gleichgültigſte aller Menſchen ſey: aber ſie ſprach doch von ihm, ſie lachte, ſcherzte und ſpottete über ihn, erkundigte ſich nach Allem, was er that und nicht that, und Hermeline erhielt ſogar den Auftrag, ſeinen vertrauteſten, aber nicht ſo unbeſtechlichen Kammerdiener durch ihre Nichte, die ſeine Geliebte war, über die geringſten Umſtände ſeines täglichen und nächtlichen Lebens auszuholen. Aus welchem Allem Hermeline, ohne ſich das Mindeſte gegen ihre Dame merken zu laſſen, den Schluß zog: daß ſie im Grunde doch wohl einigen Antheil an dem Prinzen Dagobert nehmen könnte.

So ſtanden die Sachen zwiſchen Narciſſus und Narciſſa, als die Schutzgeiſter Zelolo und Mahadufa, welche dieſe Zeit her Alles ſeinen eigenen Gang gehen ließen und, nach ihrer Gewohnheit, bloße Zuſchauer dabei abgegeben hatten, ſich wieder zuſammenfanden, um einander ihre Beobachtungen

mitzutheilen und gemeinſchaftlich zu überlegen, was etwa zu thun ſeyn möchte.

Dein Mittel, Mahadufa, ſagte Zelolo, wovon wir uns beide ſo viel verſprochen hatten, ſcheint nicht anſchlagen zu wollen.

Wie ſo? fragte die Periſe.

„Die Sache zeugt von ſich ſelbſt. Unſre beiden Narciſſen ſind noch ſo weit aus einander und ſo verliebt in ſich ſelbſt, als jemals.“

Das ſollt' ich nicht meinen; oder wie ſteht es mit deinem Prinzen?

„Ich muß bekennen, er ſcheint wohl allmählich ein wenig mürbe zu werden. Er hat Augenblicke, wo er ganz nahe daran iſt, ſich ſelbſt zu geſtehen, daß es ihm nicht möglich ſeyn werde, die unſichtbare Kette, an die ſie ihn gelegt hat, zu zerreißen, wie übel ſich auch ſein Stolz gegen ein ſolches Geſtändniß geberdet. Aber dieſes Geſtändniß ihr zu thun, ſolange ſie ihn ſo ſchnöde behandelt, wie bisher? — Nimmermehr! Eher thut er den Sprung vom leukadiſchen Felſen, eh' er ſich ſo tief erniedriget.“

Auch hat er dieß nicht nöthig, Zelolo. Alles müßte mich täuſchen, oder die Liebe hat ihr Netz um beide Widerſpenſtige geworfen, und Narciſſa iſt ſo gut darin gefangen, als er.

„Was haſt du für Urſachen, dieß zu glauben?“

Sehr bedeutende. Sie beſchäftigt ſich alle Tage mehr in ihren Gedanken mit ihm; ja, es iſt ſchon ſo weit gekommen, daß er der einzige Gegenſtand iſt, der ihre Phantaſie beherrſcht, und auf den ſich Alles bezieht, was ſie denkt und

thut. Für ihn umgibt ſie ſich mit allem Glanz und Schimmer, den die Kunſt der Natur leihen kann; ſeinetwegen wünſcht ſie ſich noch ſchöner, wenn's möglich wäre, machen zu können, als ſie iſt; ſeinetwegen erſcheint ſie überall, wo ſie ihn zu finden hofft —

„Um ihn durch die kälteſte Verachtung zum Wahnſinn zu treiben!"

Wenn dieß auch wäre, ſo bedenke die Abſicht, warum ſie es thut. Welchen andern Zweck kann ſie dabei haben, als ſein Herz mit Gewalt zur Uebergabe zu zwingen, da es ſich in Güte nicht ergeben will? Fängt ſie nicht ſchon an, ſobald ſie ſich wieder allein fühlt, ihre Laune an Allem auszulaſſen, was ſie unter die Hände bekommt? Muß ſie ſich nicht ſogar in Geſellſchaft die äußerſte Gewalt anthun, um ihren Unmuth über ſein Betragen gegen ſie zu verbergen, wiewohl es ſo höflich iſt, als eine gleichgültige Perſon nur immer verlangen kann? Ich ſchwöre dir, Zelolo, ſie hat Augenblicke, wo ſie ſich in eine Tigerin verwandeln möchte, um mit Zähnen und Klauen über ihn herzufallen.

Wenn dieß, ſagte Zelolo lachend, ein Zeichen ſeyn ſoll, daß ſie ihn zu lieben anfängt, ſo geſteh' ich, daß ich von der Liebe dieſer Evenstöchter keinen Begriff habe.

Das möchte wohl wirklich der Fall bei dir ſeyn, Zelolo. Indeſſen behaupte ich auch nicht, daß ſie ihn bereits liebe. Alles, was ich für den Anfang wünſchte, war bloß, daß Narciſſus ihr nicht gleichgültig ſeyn möchte. Von dem Augenblick an, da ſie ihm zu zürnen anfing, ihn zu haſſen, zu verabſcheuen glaubte, war ich ruhig, und was ich

bedaure, iſt nur, daß dieſe Leidenſchaften noch zu vorüberrauſchend ſind.

„Ich beſorge ſehr, Narciſſus wird ſich an einer Liebe, die dem Haß ſo ähnlich ſieht, nicht genügen laſſen.“

Dieß iſt ſeine und deine Sache, Zelolo; ſeht zu, wie ihr es weiter bei ihr bringen könnt!

„Ernſthaft zu reden, Mahadufa, ich kenne keine Liebe, als die ſich auf gegenſeitige Hochſchätzung gründet, und keine andere kann unſre Schützlinge von der Krankheit, nichts als ſich ſelbſt zu lieben, heilen. Alles, was in beider Gemüthe, ſeitdem ſie ſich geſehen haben, vorging, iſt weiter nichts, als die bittere Frucht dieſer kranken Selbſtliebe: wie könnte ſie die glückliche Veränderung bewirken helfen, die wir beabſichtigen?

Die Leidenſchaften der Menſchen, verſetzte die Periſe, ſcheinen mit ihrer Seele das zu ſeyn, was die Fieber ihrem Körper. Die Natur ſucht ſich, durch dieſe ſtürmiſchen Bewegungen, eines zufälligen, aber beſchwerlichen Uebels zu entledigen, und es gelingt ihr meiſtens, wo nicht allemal, wenn Seele oder Körper noch jung, kräftig und in ihren weſentlichen Lebenswerkzeugen noch unverdorben ſind. Da dieß der Fall bei unſern Schützlingen iſt, ſo habe ich gute Hoffnung, daß ſie auf dieſem Wege geneſen werden. Sie konnten ſich nicht ſehen, ohne einander zu gefallen und ſich gegenſeitig anzuziehen. Aber die Forderungen der überſpannten Selbſtgefälligkeit fingen den elektriſchen Funken auf, getäuſchte Erwartungen, gekränkter Stolz, Ungeduld über ungewohnten Widerſtand mußten endlich in dieſe quälenden

Leidenschaften ausbrechen, welche, da sie ein bloßes Mißverständniß zur Nahrung haben, von keiner längern Dauer seyn können, als das Mißverständniß selbst.

Du meinst also, sagte Zelolo, Alles müßte gut werden, wenn Narcissa und Narcissus wüßten, daß sie, allem widrigen Anschein zu Trotz, eine starke Neigung haben, einander zu lieben? Aber wie sollen sie sich davon überzeugen, solange die unsinnigen Forderungen der Eigenliebe sogar die bloße Annäherung zwischen ihnen unmöglich machen?

Ich begreife sehr wohl, erwiederte Mahadufa, wie dieß möglich ist; aber ich gestehe, es wird Zeit erfordern, wofern ihnen nicht äußere Umstände zu Hülfe kommen.

Sollten wir nichts thun können, sagte Zelolo, um unvermerkt solche Umstände zu veranlassen, ohne daß wir darum ihrer Freiheit zu nahe treten müßten, was uns, wie du weißt, durch ein unverbrüchliches Gesetz verboten ist?

Mir schwebt so etwas vor, Zelolo, und es soll dir mitgetheilt werden, sobald ich selbst darüber im Klaren bin.

Hiemit trennten sich die beiden Geister abermal, und ich kehre wieder zu meinen Selbstliebhabern zurück.

Narcissa war, ihren zu hoch gespannten Stolz (den sie freilich für bloßes Zartgefühl hielt) abgerechnet, ein edles, gutartiges und in jeder Betrachtung höchst liebenswürdiges Wesen. Die Fehler ihrer Erziehung hatten die schönen Anlagen der Natur in ihr wohl aufhalten und entstellen, aber nicht zerstören können, und selbst die Beschaffenheit ihrer Eigenliebe bewies, daß sie der edelsten Art von Liebe fähig sey. Denn sie hatte sich von der ersten Jugend an mit Eifer

um alle die Eigenschaften und Vorzüge beworben, wodurch man wirklich liebenswürdig wird. Der Wunsch, liebenswürdig zu seyn, schließt den Wunsch, geliebt zu werden, in sich; und ich wenigstens (sagte die Erzählerin dieser Geschichte) begreife nicht, wie man geliebt zu werden wünschen könne, ohne der Gegenliebe fähig zu seyn. Eine unmäßige Eigenliebe, die Frucht einer unverständigen Erziehung, mit einem gerechten, aber zu hoch getriebenen Stolz verbunden, hatten ihr, bis zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Dagobert, den allerdings scheinbaren Ruf, daß sie nichts als sich selbst lieben könne, zugezogen; aber worauf hätte Mahadufa die Hoffnung, sie von dieser Krankheit durch Liebe heilen zu können, gründen wollen, wenn es nicht auf die Gewißheit war, daß der Keim einer edlern Liebe in ihrem Busen liege? Diesen Keim hatte Dagobert zuerst belebt; und wie viele feindselige Mächte sich auch gegen die schwachen Lebensanfänge ihrer Liebe verschworen hatten, sie lebte fort; sie nahm unmerklich zu und wurde, in der That, durch die Leidenschaften selbst, die ihr den Tod zu dräuen schienen, nur immer mehr entwickelt, genährt und gestärkt. Diese Leidenschaften waren nämlich nicht so gar tigerartig, als Mahadufa (die sich, nach der Genien Weise, zuweilen stärker ausdrückte, als nöthig war) uns vielleicht glauben machte. Narcissa war im Gegentheil von sanfter und fröhlicher Sinnesart, und wenn ja (was ihr selten begegnete) ein zornartiger Stoff in ihrem Gemüth aufbrauſete, so ließ sie immer die erste Bewegung an irgend einem zwar unschuldigen, aber wenigstens gefühllosen Dinge aus, und sogleich legte sich der Sturm,

und das unbedeutende Opfer söhnte sie wieder mit der ganzen Welt aus. So viele Ursache sie auch zu haben glaubte, auf Dagoberten ungehalten zu seyn, so ist doch mehr als wahrscheinlich, daß dieser Unmuth, wenn er auch zuweilen in ein schnell vorüberrauschendes Ungewitter ausbrach, doch, unter gewissen Voraussetzungen, immer bereit war, sich in Liebe zu verwandeln. In der That überraschte sie sich nicht selten in einer sanft schwermüthigen, sich selbst vergessenden Träumerei, wo ihre Seele mit stillem Wohlgefallen an seinem Bilde hing; und wenn es (wie die Perise sagte) Augenblicke gab, wo sie ihn hätte zerreißen mögen, so gab es deren noch mehr, wo sie, wäre er gekommen und hätte sich ihr zu Füßen geworfen und mit zwei großen Tropfen in seinen schönen Augen um Verzeihung zu ihr aufgeblickt, sich fähig gefühlt hätte, ihm ihre Hand zum Unterpfand der Versöhnung hinzureichen. Die Stunden, worin sie sich in dieser Stimmung befand, kamen immer öfter, so daß ihre Phantasie endlich Ernst aus der Sache machte und ihr in einem lebhaften und wohlzusammenhängenden Morgentraum jenen geheimen Wunsch ihres Herzens als etwas wirklich Geschehenes darstellte. Ob die Schutzgeister bei diesem an sich wenig bedeutenden, aber ihren Absichten sehr beförderlichen Ereigniß geschäftig gewesen oder nicht, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; doch könnte das erstere um so eher vermuthet werden, weil Narcissus, von ähnlichen Träumen angereizt, sich mehr als einmal so mächtig versucht fühlte, sie wahr zu machen, daß es wirklich geschehen wäre, wenn sein Stolz, hinter die Furcht, ihr einen gar zu großen Triumph über sich zu

verſchaffen, verſteckt, ihn nicht noch mächtiger zurückgehalten hätte.

Um dieſe Zeit ereignete ſich etwas, wovon zu erwarten war, daß das bisher ſo zweideutige und ſchwankende Verhältniß unſrer beiden Liebenden (wenn ich ſie anders ſo nennen kann) aufs Reine dadurch gebracht werden könnte.

Der Kaiſer von Trapezunt hatte zur Verherrlichung eines Beſuchs, womit er von ſeinem Großoheim, dem Kaiſer Eſplandian von Conſtantinopel, beehrt wurde, ritterliche Kampfſpiele ausgeſchrieben, wozu alle namhafte Ritter in der Chriſtenheit und im Heidenlande eingeladen wurden. Trapezunt war noch nie ſo lebhaft und glänzend geweſen, als während der Feſte, die bei dieſer Gelegenheit gegeben wurden; der Hof und die Stadt wimmelten von mannhaften Rittern und ſchönen Damen; aber ein Paar, das Dagoberten und Helianen den Vorzug hätte ſtreitig machen können, ward nicht gefunden. Jeder Höfling geſtand, ſo laut man wollte, daß, nächſt den beiden Kaiſerinnen und ihren Töchtern, Enkelinnen und Baſen, — jeder Ritter, daß, nächſt der Dame ſeines Herzens, Heliane über alle andere wie der Vollmond über die Sterne hervorglänze; die Damen hingegen — geſtanden zwar auch, aber jede nur ſich ſelbſt, daß Dagobert ohne Ausnahme der ſchönſte, mannhafteſte und liebenswürdigſte aller Ritter ſey. Was Helianen betrifft, ſo hatte ſie alle Urſache, mit dem allgemeinen und unzweideutigen Beifall vorlieb zu nehmen, den die Frauen ihr dadurch ertheilten, daß ſie — gar nichts von ihr ſagten.

Da eine Beſchreibung der beſagten Feſte und Spiele aus irgend einem der fünfzig dicken Bände des Amadis aus Gallien und ſeiner Sippſchaft zu borgen und meine zufälligen Zuhörer damit zu belangweiligen, etwas ganz Unverantwortliches wäre, ſo begnüge ich mich zu ſagen: daß für die verſchiedenen Gattungen ritterlicher Spiele, wobei mehr als hundert Ritter auf dem Plan erſchienen, auch verſchiedene Preiſe ausgeſetzt waren; daß Narciſſa von den Kaiſerinnen ernannt worden war, den Dank, den der Sieger im Lanzenſtechen davon tragen ſollte, auszutheilen, und daß ſie, bei einer ſo feierlichen Gelegenheit, nichts vergeſſen hatte, was den natürlichen Glanz ihrer majeſtätiſchen Schönheit bis zum Verblenden erhöhen konnte.

Dagobert, welcher ihr (im Vorbeigehen geſagt) ſeit einigen Tagen mit einer ihm ungewöhnlichen zarten Ehrerbietung begegnete, die ihr nicht unbemerkt bleiben konnte, erſchien vor den Schranken in einer Rüſtung von weißem Schmelz mit Gold eingelegt; auf ſeinem hellgeglätteten ſilbernen Schilde waren in goldnen Buchſtaben die Worte „für die Ungenannte“ zu leſen, und ein Herold forderte in ſeinem Namen alle diejenigen heraus, welche nicht bekennen wollten, daß dieſe ungenannte Beherrſcherin ſeines Herzens die Schönſte aller Schönen ſey. Dreißig junge Ritter, von welchen jeder unter den gegenwärtigen Frauen oder Jungfrauen eine Gebieterin hatte, deren erklärter Dienſtmann er zu ſeyn ſtolz war, fanden ſich durch dieſen Aufruf herausgefordert, und Dagobert-Narciſſus hatte alſo keine andre Wahl, als entweder dreißig wackere Ritter einen nach dem andern aus

dem Sattel zu heben oder als ein windiger Prahler von mehr als hundert tausend Zuschauern mit Schimpf und Spott aus der Rennbahn hinausgelacht zu werden. Das Wagestück wär' eines Paladins von Karl dem Großen würdig gewesen; und wiewohl er die Wünsche aller Zuschauer, welche gewöhnlich den Verwegensten begünstigen, auf seiner Seite hatte, so waren doch Wenige, die sich auf ihn zu wetten getrauten, und das Herzklopfen der Frauen und Jungfrauen nahm mit jeder neuen Lanze, die er brach, überhand. Indessen, sey es nun, daß seine eigene Stärke und Gewandtheit Alles that, oder daß unsichtbare Arme die seinigen stärkten, genug, er hatte bereits neun und zwanzig Gegenkämpfer zur Erde geworfen, und es war nur noch einer, aber seinem Ansehen nach der furchtbarste von allen, übrig, der ihm den Preis für neun und zwanzig Siege durch einen einzigen zu entreißen drohte.

Narcissa, wiewohl durch die Ungewißheit, ob sie selbst oder eine Andere die Ungenannte sey, nicht wenig beleidigt, konnte sich doch nicht erwehren, einen wärmern Antheil, als sie sich selbst gern gestehen wollte, an demjenigen zu nehmen, der das Feld gegen Alle, die es mit ihm aufnahmen, so ritterlich bisher behauptet hatte; und man wollte beobachtet haben, daß eine glühende Röthe sich plötzlich über ihr Gesicht und ihren Busen ergoß, als der schöne Dagobert auch den Dreißigsten, unsanfter als alle Vorige, zu Boden legte und nun allein mit emporgehobener Lanze in den Schranken stand, sich umsehend, ob noch Jemand Lust habe, ihm die wohl erworbene Krone streitig zu machen.

Aber wie groß war seine Bestürzung und Helianens Erstaunen, als ein gewaltiger Ritter in einer ganz goldnen, über und über von Edelsteinen blitzenden Rüstung in die Schranken ritt und ihn aufforderte, entweder die ungenannte Dame seines Herzens zu nennen oder zu gestehen, daß sie mit der schönen Heliane in keine Vergleichung kommen könne.

Jedermann wurde gewahr, daß der Prinz durch diese Aufforderung in Verlegenheit gerieth und eine gute Weile unentschlossen stand, die Augen bald auf das Prachtgerüste heftend, wo Narcissa, als Austheilerin des Danks, zu den Füßen der beiden Kaiserinnen saß; bald einen grimmvollen Blick auf den unbekannten Ritter schießend, der mit großer Gelassenheit erwartete, wozu sich der weiße Ritter entschließen würde. Soll ich mir, dachte Narcissus, von einem Nebenbuhler, wie es scheint, den Namen meiner Ungenannten abtrotzen lassen? Kann ich es mit Ehre? Oder ist es vielleicht Heliane selbst, die mir diesen Beschwerlichen über den Hals geschickt hat? Erkläre ich mich, wenn ich mit ihm kämpfe, nicht öffentlich gegen sie, und ist nicht die Belohnung meines Sieges über die dreißig verloren, ich mag überwinden oder überwunden werden?

Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch seinen Kopf; aber er hatte keine Zeit, sich lange zu bedenken. Ich nehme, sprach er, so laut, daß es alle Welt hören konnte, zu dem Unbekannten, ich nehme deine Ausforderung unter der Bedingung an, daß ich, wenn ich dich aus dem Sattel werfe, den Namen meiner Ungenannten ihr selbst nennen will;

ſtreckſt du mich, aber zu Boden, ſo ſoll ihn weder ein Sterblicher noch ein Gott aus meinem Buſen reißen.

Nach dieſer Erklärung, die der Fremde ſich gefallen ließ, nahmen beide ihren Stand und ſprengten mit eingelegten Lanzen gegen einander. Die Lanzen brachen, aber die Ritter blieben feſt im Sattel, und nachdem ſie ſich friſche Lanzen geben laſſen, rannten ſie zum zweiten Mal. Die Lanzen zerſplitterten abermals, und Dagobert erhielt ſich mit der höchſten Anſtrengung noch kaum im Steigbügel: aber beim dritten Ritt raffte er Alles, was ihm von Kraft noch übrig war, zuſammen und hob ſeinen Gegner ſo gewaltig aus dem Sattel, daß er über zwanzig Schritte weit hinausflog und dem Anſehen nach einen ſehr gefährlichen Fall gethan haben mußte. Dagobert ſprang von ſeinem Roß, um dem Gefallenen zu Hulfe zu eilen; aber dieſer hatte ſich ſchon wieder, ſo leicht als ob ihm nichts geſchehen wäre, in den Sattel eines andern für ihn bereit ſtehenden Pferdes geſchwungen, ritt in vollem Sprung aus den Schranken und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Ein jauchzendes Siegesgeſchrei des unzähligen Volks, das ſich Kopf an Kopf um die Schranken her drängte, begleitete nun den von ſeinem Abenteuer noch verwirrten Sieger zu den Füßen der ſchönen, nicht weniger betroffenen Narciſſa-Heliane, die, in einer ſeltſamen Schwebe zwiſchen ihrem Stolz und ihrem Herzen, nicht Zeit hatte, zum Entſchluß zu kommen, ob ſie ihm Kaltſinn oder Theilnahme in ihren Augen zeigen ſollte. Vermuthlich würde das Herz die Oberhand behalten haben, wenn ſie nicht in dem Blicke, womit

der Prinz, indem er ſich vor ihr aufs rechte Knie niederließ, ihre Augen bis auf den Grund zu durchforſchen ſchien, den Triumph eines ſeiner Sache ſchon gewiſſen Siegers zu ſehen geglaubt hätte. Darf ich mir ſchmeicheln, ſagte er, daß die ſchöne Heliane keinen Augenblick zweifelte, wer die Ungenannte ſey, die allein mich in ein und dreißig Kämpfen zum Sieger machen konnte?

Empfanget, edler Ritter, antwortete Narciſſa, indem ſie ihm den Dank (eine aus goldnen Lorbeerblättern zierlich gewundne und mit Perlenſchnüren durchflochtene Krone) aufſetzte, mit meinem Glückwunſch den Preis Eurer Tapferkeit und trauet mir ſo viel Beſcheidenheit zu, ein Geheimniß, wofür Ihr ſo viel wagtet, weder errathen noch erforſchen zu wollen.

Sie ſagte dieß mit einem Blick und einem Lächeln, die ihren Worten mehr als die Hälfte von ihrer Bitterkeit benehmen ſollten: aber auf den ſtolzen Narciſſus wirkte beides das Gegentheil; der ſanfte Blick und das holde Lächeln ſchienen ihm die Verachtung noch durch Hohn zu ſchärfen. Er raffte ſich haſtig auf, warf einen Blick, der bloß zürnen ſollte, aber ſeinen Schmerz nicht verhehlen konnte, auf Narciſſen und entfernte ſich von ihr mit einer tiefen Verbeugung, wie einer, der nicht wieder zu kommen geſonnen iſt.

Daß übrigens von dem goldnen Ritter, den Niemand kennen wollte, und von ſeinem eben ſo plötzlichen Erſcheinen als Verſchwinden bei Hof und in der Stadt etliche Tage lang viel geſprochen, vermuthet und geſtritten wurde, iſt leicht zu errathen. Da man aber immer weniger von der Sache begriff, je mehr man ſie auf alle Seiten kehrte, ſo

blieb die allgemeine Meinung endlich bei der Voraussetzung stehen, es sei ein von Helianen angestellter Handel gewesen, um dem Prinzen eine Erklärung abzunöthigen, zu welcher er aus Ursachen, die er selbst am besten wissen müsse, sich nicht entschließen zu können scheine.

Sobald unsre Selbstliebhaber sich wieder allein sahen, fand sich, daß sie mit ihrem geliebten Selbst noch weniger zufrieden waren, als eines mit dem andern. Dagobert machte sich Vorwürfe, daß er, anstatt Helianen öffentlich für seine Dame zu erklären, es darauf habe ankommen lassen, ob sie sich in der Ungenannten erkennen werde; und wie sehr er sich auch durch ihre unbezwingbare Gleichgültigkeit beleidigt fühlte, so waren doch die Augenblicke die häufigsten, worin er sie entschuldigte, ja sogar rechtfertigte, und gegen sich selbst behauptete, sie habe sich ohne Verletzung alles Zartgefühls nicht anders benehmen können. Narcissa hingegen zürnte über sich selbst, daß sie seine Erklärung bei Empfang des Preises in einem Ton beantwortet hatte, der, wofern er sie wirklich liebte, sein Herz empfindlich kränken und, falls die Liebe seinen Stolz noch nicht völlig überwältigt hatte, für eine förmliche Abweisung aufgenommen werden mußte. Beide glaubten also einander eine Art von Genugthuung schuldig zu seyn; nur war die Schwierigkeit, wie dieß geschehen könne, ohne vielleicht einen Schritt zu viel zu thun und das, was jedes sich selbst schuldig zu seyn glaubte, auf ein ungewisses Spiel zu setzen.

Diese Bedenklichkeiten eines übertriebenen Zartgefühls gaben ihrem gegenseitigen Betragen eine Miene von zwangvoller

Unschlüssigkeit zwischen Annäherung und Zurückhaltung. Sie beobachteten einander mit einer Art von mißtrauischer Theilnahme, welcher kein Blick, keine noch so leise vorübergehende Veränderung der Gesichtszüge entwischte, die aber immer geneigt war, etwas Zweideutiges zu sehen, und immer zweifelhaft, von welcher Seite sie es nehmen sollte. Das Peinliche eines solchen Verhältnisses brachte sie nicht selten in einem Anfall von Ungeduld zum Entschluß, es gänzlich abzubrechen; aber bei jedem Versuch überzeugten sie sich stärker von der Unmöglichkeit der Ausführung. Siegen oder Sterben schien jetzt Beider Wahlspruch zu seyn, und wer kann sagen, wie lange diese seltsame Art, die Liebe wie einen Zweikampf auf Leben und Tod zu behandeln, noch hätte dauern, und welche Folgen sie wenigstens für die zärter gebaute Heliane hätte haben können, wenn ihr Verhältniß nicht durch eine zufällige Begebenheit eine andere Wendung bekommen hätte.

Nicht lange nachdem in Trapezunt Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang zu gehen begonnen hatte, traf ein Fremder daselbst ein, der in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er kam, seinem Vorgeben nach, aus einem so weit entfernten Lande, daß dessen Name schwerlich jemals zu Trapezunt gehört worden war; und weil sein eigener etwas schwer auszusprechen sey, sagte er, so habe er ihn ins Griechische übersetzt und nenne sich dermalen Sophranor, so wie seine ihn begleitende Schwester Euphrasia. Da sie sich einige Zeit zu Trapezunt aufzuhalten und auf einem ziemlich großen Fuß zu leben gesonnen waren, so

miethete Sophranor einen der schönsten Paläste der Stadt, nahm zu dem Gefolge, so er mitgebracht, noch eine Menge Hausbediente aller Arten an und richtete sich in Allem so ein, als ob er immer da zu bleiben gedächte.

Beide, Sophranor und seine Schwester, hatten in Gestalt und Anstand etwas zugleich Anziehendes und Ehrfurcht Gebietendes; und da sie ein prächtiges Haus machten und (was in ihrem Falle das Wesentlichste ist) Alles baar und ohne zu handeln in gutem blanken Golde bezahlten, so wurde ohne weiteres Nachforschen angenommen, daß sie unfehlbar Personen von großer Bedeutung seyn müßten; was sie denn auch um so mehr wurden, da sie sich mit einem Geheimniß umgaben, welches immer die Hoffnung irgend einer wichtigen Entdeckung oder Entwicklung übrig ließ. Alle Abende versammelte sich bei Euphrasien eine Gesellschaft, die aus Allem, was der Hof und die Stadt Ausgezeichnetes hatte, bestand und in verschiedenen Sälen und Zimmern aufs Angenehmste unterhalten wurde.

Euphrasia schien eine Person von dreißig Jahren zu seyn; keine eigentliche Schönheit; aber in ihrem Wuchs und Anstand war etwas, das an Majestät gränzte, und in ihrer Gesichtsbildung und ihrem Auge so viel Geist, Anmuth und Ausdruck, daß nur Wenige, die auf den Apfel des Paris hätten Anspruch machen können, innern Werth genug besaßen, um neben ihr bemerkt zu werden. Es fiel sehr bald in die Augen, daß es nur auf sie angekommen wäre, sich aller Männerherzen in Trapezunt zu bemächtigen und alle Weiber zur Verzweiflung zu bringen; aber man überzeugte sich auch eben

ſo bald, daß ſie nichts weniger im Sinne habe, als die Rolle einer Ruheſtörerin zu ſpielen. Sie ſchien vielmehr einen unſichtbaren Zauberkreis um ſich her gezogen zu haben, an deſſen Rande die Männer alle, gern oder ungern, ſtehen bleiben mußten; und, während ſie allen, die den Zutritt in ihre Abendverſammlungen hatten, mit gleicher Achtung und Artigkeit begegnete, war keiner, der ſich der geringſten Auszeichnung rühmen konnte, welche nicht auf unbeſtrittene Vorzüge des Geiſtes und des ſittlichen Charakters gegründet geweſen wäre.

Durch dieſes Benehmen erwarb ſich Euphraſia — was ſo ſelten iſt — zu gleicher Zeit mit der Zuneigung und dem Vertrauen ihres eigenen Geſchlechts die Hochachtung des andern und erhielt dadurch die ſtillſchweigende Erlaubniß, ſo liebenswürdig zu ſeyn, als ſie wollte, ohne durch Vorzüge, deren ſie ſich nicht bewußt ſchien, die Eiferſucht des einen Geſchlechts zu reizen oder vergebliche Hoffnungen in dem andern zu erregen.

Weil die Abendgeſellſchaften in Sophranors Hauſe von Niemand, der zur großen Welt in Trapezunt gehörte oder ſich dazu rechnete, unbeſucht blieben, ſo fanden ſich auch Narciſſus und Narciſſa dabei ein, und in ziemlich kurzer Zeit ſchien jener an Sophranorn und dieſe an Euphraſien ſo viel Anziehendes zu finden, daß ſie jeden Tag für verloren ſchätzten, von welchem ſie nicht einen großen Theil in ihrem Umgang zugebracht hatten. Sophranor, dem Anſehen nach wenig älter, als ſeine Schweſter, heitern und lebhaften Geiſtes, wiewohl mit einem Anſatz von ſtiller Melancholie, der vielleicht

Urſache war, warum er in den Cirkeln ſeiner Schweſter meiſtens nur erſchien, um wieder zu verſchwinden, Sophranor beſaß tauſend Vorzüge, wodurch ſein Umgang einem fürſtlichen Jüngling wie Dagobert eben ſo nützlich als angenehm ſeyn mußte. Er redete beinahe alle Sprachen, war in allen Wiſſenſchaften bewandert, mit Allem, was Kunſt heißt, bekannt, hatte Alles geſehen, was auf dem ganzen Erdboden ſehenswürdig iſt, und auf ſeinen Reiſen einen ſo großen Schatz von ſeltnen Natur- und Kunſterzeugniſſen geſammelt, daß beinahe ſein ganzer Palaſt damit angefüllt war. Die Wißbegierde des von Natur edeln Jünglings fand alſo hier ſo reiche Nahrung, und ſo manche Morgen- und Abendſtunden wurden zwiſchen ihm, Sophranorn und einigen andern einheimiſchen oder fremden Männern von nicht gemeinem Verdienſt mit lehrreichen Unterhaltungen zugebracht, daß Narciſſus, indem er ſo Vieles, was ihm fehlte, und ſo Viele, die ihn an innerm Werth übertrafen, kennen lernte, unvermerkt einen großen Theil des ſich zu laut ankündenden und übermäßigen Gefühls ſeiner Vorzüge verlor oder, um Alles mit einem Worte zu ſagen, täglich immer weniger Narciſſus wurde.

Bei der ſchönen Narciſſa, für welche Euphraſiens hohe und eben darum ſo anſpruchloſe Liebenswürdigkeit eine ganz neue Erſcheinung war, wirkte der immer vertrautere Umgang mit einer ſo ſeltnen Frau eben dieſelbe glückliche Veränderung noch ſchneller. Ihr war, als ob ſich ein ganz neuer Sinn für das wahre Schöne und Gute in ihrer Seele aufthue, ein Sinn, der bisher geſchlummert hatte oder von Wahnbegriffen,

Eitelkeit und einer Alles bloß auf das unechte Selbſt beziehenden Vorſtellungsart übertäubt worden war. So wie ihre Anhänglichkeit an Euphraſia zunahm, nahm ihr bisheriges Wohlgefallen an ihr ſelbſt ab; anſtatt ſich immer in ihrem eigenen Bilde zu beſpiegeln, verglich ſie ſich mit ihrer ſo viel vollkommneren Freundin; und, ſtatt ſtolz darauf zu ſeyn oder nur an ſich ſelbſt gewahr zu werden, daß ſie ihr täglich ähnlicher wurde, ſah ſie mit jedem Tage heller, wie viel ihr noch fehle, um der guten Meinung, welche Euphraſia von ihr zu hegen ſchien, würdig zu ſeyn. Kurz, ſie nahm es immer genauer mit ſich ſelbſt und erröthete, wenn ſie ſich bei irgend einer Anmaßung, einem erkünſtelten Gefühlsausdruck, oder was ſie etwa ſonſt des bloßen Scheinens wegen geſagt oder gethan hatte, ertappte, beinahe eben ſo ſehr, als wenn ſie von tauſend fremden Augen bei einer ſchlechten Handlung überraſcht worden wäre. Euphraſia wußte, ohne den geringſten Zwang, und ohne ſich jemals die Miene einer Lehrerin oder Aufſeherin zu geben, jeden Anlaß zu benutzen, wo ſie auf den Verſtand oder das Gemüth ihrer jungen Freundin wohlthätig wirken konnte, nicht, indem ſie ihre eigenen Begriffe und Geſinnungen gleichſam in ſie hinein ſchob, ſondern indem ſie bloß mit leichter Hand und unvermerkt Alles wegräumte, was Helianen bisher verhindert hatte, auf die Stimme ihres eigenen Herzens zu lauſchen, und ſeinen reinſten Trieben und Gefühlen zu gehorchen.

Während Heliane und Dagobert, von ihren neuen Freunden täglich mehr bezaubert, ſich ſolchergeſtalt in ihrem Umgang und durch ihr Beiſpiel von den Fehlern einer verkehrten

Erziehung reinigten, hätte Jedermann, nach den äußerlichen Anſcheinungen zu urtheilen, glauben müſſen, das ſeltſame Verhältniß, worein ſie ſeit dem Abenteuer des Lanzenſtechens gerathen waren, habe ſich endlich in eine entſchiedene Gleichgültigkeit aufgelöst. Sie ſahen einander zwar alle Tage, wiewohl nie anders, als in großer oder wenigſtens in Euphraſiens Geſellſchaft, ſchienen aber da ſo unbefangen und hatten einander ſo wenig Beſonderes zu ſagen, daß man deutlich zu ſehen glaubte, ſie würden ſich nicht mehr zu ſagen haben, wenn ſie ſich bloß ſelbander ſähen. Allein das Wahre an der Sache war, daß der lebenskräftige, obſchon noch unentfaltete Keim der Liebe, ſeitdem er von Stolz und Selbſtſucht nicht mehr angefochten wurde, ſich ſo tief in ihr Inneres eingeſenkt hatte, daß er von ihnen ſelbſt nicht mehr geſpürt wurde, aber, während er ſeine zarten Wurzeln im Verborgenen um alle Faſern ihres Herzens ſchlang, in kurzem nur deſto kräftiger und fröhlicher aufſchoß, um zu einer der ſchönſten Blumen zu werden, die jemals in den Gärten der Grazien blühten.

Helfen Sie mir nur getroſt lachen, ſagte Roſalinde, indem ſie ſich ſelbſt lachend unterbrach, über dieſen plötzlichen Anlaß von Schönrednerei, eine arme unſchuldige Metapher zu einer vollſtändigen zierlichen Allegorie aufzublaſen. — Es ſoll mir nicht wieder begegnen! Ich falle ſogleich, wie ſich's gebührt, in meinen natürlichen Ton zurück und ſage in guter Proſe: Es war wohl nicht anders möglich, als daß der tägliche Umgang mit Sophranorn und Euphraſien die auf beſtändigem Anſchauen beruhende Ueberzeugung in Dagoberten und Helianen

hervorbringen mußte, daß wahre Liebenswürdigkeit, auf wahres Verdienſt gegründet, ihrer Natur nach beſcheiden und anſpruchlos iſt; und wie hätte dieſe innige Ueberzeugung durch eine natürliche Folge nicht auch ſie immer beſcheidner in ihrer Meinung von ſich ſelbſt, immer gemäßigter in ihren Forderungen an Andere und, ſobald ſie dieſes waren, auch geſchickter und geneigter machen ſollen, Jedes die Vorzüge des Andern zu ſehen, zu ſchätzen und ohne mißtrauiſches, eiferſüchtiges Abmeſſen und Abwägen, ob man nicht einen Schritt zu viel thue, oder ob das Andere nicht mehr von uns empfange, als wir von ihm, ſich bloß dem reinen Eindruck, den das Liebenswürdige auf unſere Seele macht, zu überlaſſen.

Das Alles entwickelte ſich jetzt ſo leicht und natürlich aus einander, daß ſie, anſtatt über die Veränderung ihrer ehemaligen Sinnesart betroffen zu ſeyn, ſich vielmehr wunderten, wie es möglich geweſen, alle die liebenswürdigen Eigenſchaften, welche ſie jetzt täglich an einander entdeckten, ſo lange zu überſehen oder zu verkennen. Sie ſahen ſich jetzt öfters allein und näherten ſich einander immer mit dem Zutrauen, welches die Gewißheit zu gefallen vorausſetzt, ohne ſie anzukündigen. Ihre Geſpräche waren zwangfrei, lebhaft und geiſtreich; an Stoff konnte es ſo gebildeten Perſonen, als beide waren, in einem Hauſe wie Sophranors, nie gebrechen; aber, wovon auch die Rede ſeyn mochte, Dagobert wußte ihm eine begeiſternde Seite abzugewinnen, und nie wurden wohl, ohne das Wort Liebe jemals zu nennen, mehr in alle mögliche Geſtalten und Einkleidungen vermummte Liebeserklärungen gethan nnd ohne Verlegenheit oder Ziererei mit einem

feinern Zartgefühl beantwortet, als diejenigen, wovon Zelolo und Mahadufa täglich, wenn ſie wollten, in den Gärten Sophranors Zeugen ſeyn konnten.

Inzwiſchen war die Vertraulichkeit zwiſchen Sophranor, ſeiner Schweſter und unſern Liebenden auf einen ſo hohen Grad geſtiegen, daß jene ſich nicht länger entbrechen konnten, aus dem Geheimniß, worein ſie ihren Stand und die Urſache ihres Aufenthalts in Trapezunt allen Andern verbargen, für ihre jungen Freunde herauszutreten.

Ein reizender Sommermorgen hatte ſie einzeln in die Gärten herabgelockt und alle vier bei einem kleinen, mit Roſen- und Myrtenbüſchen umgebenen Tempel, Amorn und Pſychen gewidmet, zuſammentreffen laſſen, wo ſie ſich auf einer Moosbank dem lieblichſten aller griechiſchen Dichterbilder gegenüber niederließen. Alle vier waren von der Schönheit des Morgens, der Anmuth des Orts und dem Vergnügen, ſich ohne Abrede gerade hier, wo Alles Liebe und Ruhe athmete, zuſammengefunden zu haben, in eine beſondere Stimmung verſetzt. Eine gute Weile waren ihre mit Wohlgefallen auf einander ruhenden Blicke die einzigen Ableiter ihrer Empfindungen; ſie fühlten zu viel, um Worte zu machen, und doch war es, als ob auf allen Lippen ein Geheimniß ſchwebte, das ſich nicht länger verbergen laſſen wollte und jeden Mund, gleich einer vollen, vom innern Drang aufberſtenden Nelkenknoſpe, mit Gewalt zu ſprengen ſchien.

Sophranor konnte keinen günſtigern Augenblick wählen. Es iſt Zeit, meine liebenswürdigen jungen Freunde, ſagte er, daß wir euch entdecken, wer wir ſind, und was uns

bewogen hat, uns ſo lange an dieſem fremden Orte aufzuhalten.

Wir ſind aus der heiligen Stadt Balkh im Khoraſan gebürtig und als Parſen oder Gebern (wie uns die rohen und unduldſamen Anhänger Mohameds nennen) in der uralten Religion erzogen, welche das Feuer, die Quelle des Lichts und der Wärme, als das reinſte Sinnbild des ewigen und unergründlichen Urweſens, verehrt. Unſre Seele, als einen Funken jener allbelebenden, aber nur dem reinſten Geiſtesauge ſichtbaren allgemeinen Sonne des unermeßlichen Weltalls, von allen Befleckungen thieriſcher Begierden und ſtürmiſcher Leidenſchaften rein zu erhalten, iſt der Inbegriff aller Pflichten, zu welchen wir von Kindheit an, mehr durch Angewöhnung als mühſamen Unterricht, angehalten werden. Jede Leidenſchaft wird in einem jungen Parſen gleich im erſten Aufbrauſen erſtickt, und er lernt kaum eher aufrecht gehen und vernehmliche Worte ausſprechen, als ſeine Naturtriebe mäßigen, ſeinen Gelüſten Gewalt anthun, ſeinen Zorn bändigen und ſeinen liebſten Wünſchen Stillſchweigen gebieten.

In dieſem Geiſte wurden auch wir erzogen, und ich ſchmeichle weder meiner Schweſter noch mir ſelbſt, hoffe ich, zu viel, wenn ich hinzuſetze, wir machten unſern Erziehern die Arbeit nicht ſchwer. Die angeborne innige Sympathie, die uns vereiniget, zeigte ſich ſchon in der erſten Frühe des Lebens. Kaum konnten wir unſre kleinen Arme ausſtrecken, ſo ſtreckten wir ſie gegen einander aus, kaum die erſten Sylben ſtammeln, ſo ſtammelten wir einander unſere Liebe zu. Dieſe hielt nun mit dem Wachsthum des Körpers

gleichen Schritt; ſobald wir gehen und reden konnten, waren wir unzertrennlich und kannten keinen Genuß, woran das Andere nicht ſeinen Antheil hatte. Schon als ein Knabe von drei oder vier Jahren war ich für einen Schmerz, den meine Kantſadeh (dieß iſt der parſiſche Name meiner Schweſter) ausſtehen mußte, viel empfindlicher, als für meine eigenen, und wußte von keinem größern Vergnügen, als etwas für ſie zu leiden oder irgend eine Arbeit für ſie zu verrichten; aber Beides wurde mir nur ſelten zu Theil, weil Kantſadeh eben dieſelben Geſinnungen für mich hatte und immer nur darauf dachte, mir etwas zu lieb zn thun, oder etwas Unangenehmes von mir zu entfernen.

Unſer Vater ſah leicht vorher, wohin das Alles führen würde, und ſah es mit Vergnügen; denn die Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter iſt bei uns nicht erlaubt, ſondern wird als die reinſte und heiligſte aller ehelichen Verbindungen angeſehen. Als wir uns aber den Jahren näherten, wo der Naturtrieb, den die Liebe zwar reinigt und adelt, der aber von den Meiſten ſehr irrig mit ihr verwechſelt wird, ſich ſtärker zu äußern beginnt, hielt unſer Vater, welcher in den tiefſten Geheimniſſen der Magie des großen Zerduſht eingeweiht war, für nöthig, die Sterne über unſere künftigen Schickſale zu befragen. Er ſtellte alſo unſer Horoſkop und erhielt die Antwort: daß unſre Liebe von einem feindſeligen Geiſte bedrohet werde, und eine engere Verbindung unfehlbar großes Unglück über uns bringen würde. Er ſäumte ſich nicht, uns dieſen ſtrengen Schluß des Schickſals anzukünden, und erhielt, vermöge der hohen Ehrfurcht, die wir

für ihn fühlten, von ſo lenkſamen Kindern, als wir waren, ohne große Mühe eine mit den heiligſten Schwüren bekräftigte Zuſage, daß wir in jungfräulicher Reinigkeit und Zurückhaltung beiſammen leben und auf jede nähere Vereinigung auf immer Verzicht thun wollten, wofern er nicht vielleicht in ſeinen erhabenen Wiſſenſchaften ein Mittel, das angedrohte Unglück von uns abzuwenden, entdecken würde. Ich geſtehe, daß ich mir nicht verwehren kann, zu denken, die Sterne könnten unſers guten Vaters geſpottet und gerade das Unglück und kein anderes gemeint haben, das er durch das Mittel über uns brachte, wodurch er uns den Streichen des Schickſals zu entziehen hoffte. Sein guter Wille gegen uns und ſein Glaube an die Myſterien der Magie waren indeſſen ſo groß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis er endlich herausbrachte: der Dämon, der unſre Liebe verfolge, werde alle ſeine Gewalt über uns verlieren, ſobald wir noch zwei Liebende, die, anſtatt (wie gewöhnlich) im Andern nur ſich ſelbſt zu lieben, ſich ſelbſt nur im Andern liebten, gefunden haben würden. Dieſe Bedingung ſchien uns, einer zweifachen Schwierigkeit wegen, wenig oder keine Hoffnung zu laſſen: denn, wofern auch auf dem ganzen Erdenrund noch ein Paar ſo rein liebende Sterbliche athmeten, was für ein Mittel hatten wir, es zu entdecken?

Unſer Vater, von ſeiner Liebe zu uns angeſpornt, verwandte ſieben ganzer Jahre auf die Erfindung eines ſolchen Mittels und brachte endlich durch den hartnäckigſten Fleiß einen talismaniſchen Spiegel zu Stande, der die wunderbare

Tugend beſitzt, reine Liebe von verkappter Eigenliebe durch ein untrügliches Zeichen zu unterſcheiden.

Und dieſes Zeichen? — unterbrach ihn Dagobert mit einer Unruhe, welche deutlich genug verrieth, wie nahe ſeine Frage ihn ſelbſt angehe.

Wenn du Luſt haſt, es durch dich ſelbſt zu erfahren, erwiederte Sophranor lächelnd, ſo gehen wir unverzüglich in den Saal, der mit den Schilderungen aller wahren und getreuen Liebhaber, die uns Fabel und Geſchichte kennen lehrt, geziert iſt, und du haſt nichts weiter zu thun, als in eben denſelben Spiegel hinein zu ſchauen, worin du dich, wie ich wohl den Spiegel ſelbſt wetten wollte, gewiß ſchon mehr als einmal beſehen haſt. Dagobert und Heliane erröthetten beide bei dieſen Worten bis an die Fingerſpitzen, und Sophranor, ohne daß er es wahrzunehmen ſchien, fuhr in ſeiner Erzählung fort.

So lange Jemand in der Perſon, die er zu lieben vermeint oder vorgibt, nur ſich ſelbſt liebt, könnt' er ſein ganzes Leben durch in dieſen Spiegel hinein ſchauen, er würde nie etwas Anderes ſehen, als ſich ſelbſt: aber, ſobald das, was er für ſie fühlt, reine Liebe iſt, ſieht ihm, ſtatt ſeiner eigenen Geſtalt, das Bild der geliebten Perſon entgegen. Dieſer magiſche Spiegel war das letzte Werk unſers Vaters, und als er ſich kurz darauf ſeinem Ende nahe fühlte, befahl er uns: ſobald wir ihm die letzte Pflicht erſtattet hätten, Khoraſan zu verlaſſen und ſo lange von einer großen Stadt zur andern zu reiſen, bis wir endlich diejenigen gefunden haben würden, denen die Macht verliehen ſey, den Bann

der auf unſrer Liebe liege, aufzulöſen. Es ſind nun bereits zehn Jahre, ſeitdem wir, dieſem Befehl zufolge, in der Welt umher ſchweifen, ohne gefunden zu haben, was wir, in der That mit wenig Hoffnung, ſuchten; bis uns endlich ein Traumgeſicht in der berühmten Kaiſerſtadt Trapezunt das Ende unſerer Wanderungen und die ſeligſte Umwandlung unſers Schickſals verſprach. Wir gehorchten, wie ihr ſehet, dieſem Traum, und es wird ſich nun bald zeigen müſſen, ob er uns getäuſcht oder die Wahrheit geſagt hat.

Dagobert und Heliane fanden dieſe Geſchichte wunderbar genug, aber doch nicht wunderbarer, als die Perſonen dieſer außerordentlichen Geſchwiſter. Beide fühlten ein ungeduldiges Verlangen, den talismaniſchen Spiegel, in welchen keines von ihnen ſeit mehr als zehn Tagen geſehen hatte, nun, da ihnen ſeine Wundertugend entdeckt worden war, genauer in Augenſchein zu nehmen: aber ein Reſt von falſcher Scham (wenn wir es nicht lieber mit ihnen Zartgefühl nennen wollen) hielt ſie zurück, dieſes Verlangen laut werden zu laſſen.

Indeſſen kehrte die kleine Geſellſchaft, Euphraſia an Dagoberts, Heliane an Sophranors Arm, unvermerkt in den Palaſt zurück, und eben ſo unvermerkt befanden ſich alle vier in dem Saal der wahren Liebenden.

Dagobert und Heliane beſahen mit großer, wiewohl etwas zerſtreuter Aufmerkſamkeit die ſchon oft betrachteten Gemälde und baten Sophranorn bald um dieſe, bald um jene Erklärung, ohne daß ſie den Muth hatten, einander anzuſehen, geſchweige einen verſtohlnen Blick in den Spiegel zu thun; und Sophranor wiederholte mit der größten Gefälligkeit, was über die

Gegenſtände dieſer Gemälde, über die Kunſt der Ausführung und über die Künſtler ſelbſt zu ſagen war.

Aber welcher Sterbliche kann ſeinem Schickſal entgehen? Wie lange ſie auch mit immer ſtärker klopfendem Herzen den entſcheidenden Augenblick aufzuhalten ſuchten, endlich mußt' er doch kommen; und er kam. Unfreiwillig, wie von einer unſichtbaren Macht angezogen, fanden ſie ſich endlich beide vor dem Zauberſpiegel, blickten beide zugleich hinein, und indem Dagobert mit ſchauderndem Entzücken Helianen, und Heliane Dagoberten in der Stelle ihres eigenen Bildes erblickten, ſanken ſie einander in die Arme, und erſt nach einer ziemlichen Weile, da ſie die Augen wieder aufſchlugen, ſahen ſie anſtatt Sophranors und Euphraſiens zwei Lichtgeſtalten durch die hohe Decke des Saals hinwegſchwinden; — und ich, meine lieben Freunde (ſetzte Roſalinde hinzu), bitte demüthig, mit meinem Mährchen vorlieb zu nehmen; denn es hat, vielleicht zu Ihrem allerſeitigen Vergnügen, hier auf einmal ein Ende.

Roſalinde hatte zu geneigte Zuhörer, um nicht im voraus auf die Höflichkeiten rechnen zu können, die ihr nach Endigung ihres Mährchens von allen Seiten geſagt wurden. Sie ſchien von der Aufrichtigkeit dieſer Lobſprüche nicht überzeugt genug, um ſich viel darauf zu gute zu thun, und konnte ſich, da es ihr in der That nicht an Eitelkeit fehlte, nicht enthalten, mit gehöriger Feinheit zu verſtehen zu geben, ſie habe, um ihren Nachfolgern das Verdienſt, ſie zu übertreffen, deſto leichter zu machen, ungefähr eben dieſelbe Vorſicht gebraucht, wie jener Schnellfüßige in einem bekannten Feenmährchen, der, wenn er auf die Jagd ging, eine Art von Hemmkette um ſeine beiden Füße legte, um dem Haſen nicht wider ſeinen Willen zuvor zu laufen.

Wie dem aber auch ſeyn mochte, die Geſellſchaft fand dieſe Art, ſich zu einem guten derben Schlaf vorzubereiten, angenehm genug, um an einem der nächſten Abende den jungen Wunibald von P*** freundlich zu erinnern, daß ihn das Loos zu Roſalindens nächſtem Nachfolger ernannt habe. Herr Wunibald erklärte ſich ſogleich bereit und willig. Ich könnte mir, ſagte er, ſich ein Anſehen von komiſcher Wichtigkeit gebend, ungeſtraft das Verdienſt beilegen, der Erfinder des ſinn- und wunderreichen Mährchens zu ſeyn, womit ich die Geſellſchaft zu bedienen gedenke; denn ich bin gewiß, daß

es noch in keiner Sprache gedruckt erſchienen iſt: aber ich bin zu ſtolz, mich mit fremden Federn zu brüſten, und bekenne alſo von freien Stücken, daß ich es aus einer ziemlich ſtarken Sammlung ſo betitelter mileſiſcher Mährchen genommen habe, welche durch einen Zufall, der hier nichts zur Sache thut, in meine Hände gekommen iſt, und deren Urheber, vermuthlich weil ſein Name ſeine Mährchen nicht beſſer gemacht hätte, ſich zu nennen nicht beliebt hat. Nach dem berühmten Mährchen von Amor und Pſyche (dem einzigen mileſiſchen Mährchen, das von den Alten bis zu uns gekommen iſt) erwarten Sie von dem meinigen ſchon voraus, daß es von der wunderbarſten Gattung ſey. Das iſt es auch, und der Erfinder, wer er auch ſey, hat daher wohl gethan, Theſſalien zur Scene desſelben zu machen. — Mein Sohn, ſagte Frau von P., du läufſt Gefahr, unſre Erwartung höher zu ſpannen, als dir vielleicht lieb ſeyn dürfte, wenn du uns mit einer längern Vorrede aufhältſt.

Ich gehorche, verſetzte Herr Wunibald, und begann, wie folgt.

Daphnidion.

Ein mileſiſches Mährchen.

Ein theſſaliſcher Jüngling, deſſen Familie ihr Geſchlechtsregiſter bis in die Zeiten, wo der goldlockige Apollo die Heerden des Königs Admet hütete, hinauf führte, und einen Kebsſohn dieſes Gottes zum Stammvater zu haben ſtolz war — durchſchlenderte in der vornehmen Geſchäftsloſigkeit eines bloß zum Verzehren gebornen Götterſohns, mit einem Blaſerohr in der Hand, einen zu den großen Beſitzthümern ſeines Vaters gehörigen Wald am Fuße des Berges Oeta, um zum Zeitvertreib kleinen Vögeln Verdruß zu machen: als er in einiger Entfernung eine ſchlanke leichtbekleidete weibliche Geſtalt durch das Geſträuch rennen ſah, die ihn beim erſten Anblick ungewiß ließ, ob er ſie für eine Sterbliche oder für eine der Nymphen halten ſollte, welche, nach den Dichterſagen und dem Volksglauben ſeiner Zeit, Berge, Wälder, Quellen und Grotten zu bewohnen pflegten und nicht leicht ſichtbar wurden und flohen, wenn ſie nicht die Abſicht hatten, geſehen und gehaſcht zu werden.

Seit ſeinem göttlichen Urahnherrn Apollo hatte ſich in ſeiner Familie die böſe Gewohnheit, allen hübſchen Mädchen, die vor ihnen flohen, nachzuſetzen, von Vater auf Sohn fortgeerbt, und Phöbidas (ſo hieß der jüngſte Sprößling dieſes edeln Stammes) ſchlug nicht aus der Art. Die fliehende Nymphe, dem Anſehen nach ein Mädchen von ſechzehn Jahren, hatte ſich, indem ſie Erdbeeren ſuchte, unvermerkt aus ihrem gewöhnlichen Bezirk in einen fremden verirrt und war endlich aus Ermüdung im Gebüſch eingeſchlummert, als ſie vom raſchelnden Aufflug eines von Phöbidas getroffenen Vogels wieder aufgeweckt wurde. Erſchrocken ſah ſie ſich um, und wie ſie einen Jüngling, den ſie ſeiner Schönheit wegen für einen der ewig jugendlichen Götter, Mercur, Apollo oder Bacchus anſehen mochte, kaum zehn Schritte weit von ſich entfernt erblickte, raffte ſie ſich auf und rannte ſo ſchüchtern und ſchnellfüßig, als ein aufgeſchrecktes Reh, durch Büſche und Hecken davon.

Phöbidas, der ihr an Behendigkeit wenig nachgab, rief ihr vergebens eben ſo freundliche Worte nach, als Ovid ſeinen Stammvater der fliehenden Daphne zurufen läßt:

Bleib', ich bitte dich, bleib', o Nymphe! nicht feindliches Sinnes
Folg' ich dir nach —

Sie horchte eben ſo wenig auf ſeine Locktöne und ſah ſich eben ſo wenig um, als die keuſche Tochter des Peneus; und unbekümmert, daß ein Theil ihres leichten Gewandes an den Gebüſchen, durch welche ſie ſich drängen mußte, hangen blieb, und daß ihre Gefahr durch dieſen Umſtand nothwendig mit

jedem Schritte größer werden mußte, lief ſie ſo lange, bis ſie endlich eine hohe, mit Epheu und leichtem Geſträuch umwebte Felſengrotte erreichte, in welche ſie ſich hineinſtürzte, da kaum noch zwanzig Schritte fehlten, daß ſie von ihrem keuchenden Verfolger erhaſcht worden wäre.

Phöbidas, der nun ſicher zu ſeyn glaubte, daß ſie ihm nicht entgehen könne, hielt, um wieder zu Athem zu kommen, einige Augenblicke ſtill und ging dann gelaſſenen Schrittes auf die Höhle zu, die er beim Eintritt viel geräumiger fand, als er ſich vorgeſtellt hatte. Aber von ſeiner Nymphe war keine Spur zu ſehen. An ihrer Statt fand er im Eingang eine runzlige Alte, die aus Deukalions und Pyrrhens Zeiten übrig geblieben zu ſeyn ſchien, bei ihrem Spinnrocken ſitzen und, ohne zu ihm aufzuſehen, ſo behend und zierlich fortſpinnen, daß die junge Nymphe ſelbſt es ihr kaum hätte zuvorthun können. Alte Mutter, ſchrie ſie der ungeduldige Jüngling etwas haſtig an, wo iſt das junge Mädchen, das ich ſo eben in dieſe Höhle hineinrennen ſah?

Was für ein junges Mädchen, ſagte die Alte, immer, ohne aufzuſchauen, fortſpinnend.

„Ich ſage dir ja, ſchrie Phöbidas, das Mädchen oder die Nymphe, die dieſen Augenblick bei dir vorüber rannte.“ —

Was kümmert das dich? verſetzte die Alte, indem ſie aus ihren hohlen Augen einen Blick von böſer Vorbedeutung auf ihn ſchoß.

„Ich muß ſie ſehen, ich muß mit ihr ſprechen, ſage ich dir.“ —

Ich ſehe die Nothwendigkeit nicht, junger Menſch,

„Ich will ſie aber ſehen, ſchrie Phöbidas, mit dem Fuß auf den Boden ſtampfend.“

Nur gelaſſen, ſagte die Spinnerin; du magſt es wollen, aber ich will nicht.

„Das wollen wir doch ſehen! Weißt du wohl, wer ich bin?“

Die Alte ſah ihn mit einem verächtlich ſpöttiſchen Blick an und ſpann fort.

„Daß ich der Sohn des Fürſten bin, deſſen Eigenthum dieſe ganze Landſchaft iſt?“

Deſto ſchlimmer für ihn und dich und die ganze Landſchaft! denn du ſcheinſt mir ein ungezogenes Bürſchchen zu ſeyn. Aber ich will verſuchen, ob noch was Beſſeres aus dir zu ziehen iſt.

Dieſe Rede der Alten und das Ganze ihres Benehmens brachte den Jüngling ein wenig zur Beſinnung. Es könnte doch wohl mehr, dacht' er, hinter dieſer alten Gräe ſeyn, als ihr Anſehen ankündigt; ich muß einen ſanftern Ton anſtimmen. Verzeihe, wenn ich dich verkannt haben ſollte, ſagte er etwas höflicher, und ſey meinem Verlangen nicht länger entgegen. Ich muß die junge Nymphe ſehen, die hieher geflohen iſt, oder ich ſterbe zu deinen Füßen.

Weißt du auch, erwiederte die Alte, was es auf ſich hat, junge Nymphen wider ihren Willen zu ſehen? Haſt du nie gehört, daß es nichts Geringers als den Verſtand oder, in deinem Fall, wenigſtens die Augen koſtet? Wenn ſie dich hätte ſehen wollen, ſo wäre ſie nicht ſo haſtig vor dir geflohen, daß ſie die Hälfte ihres Gewandes an den Hecken

gelaſſen hat und die andere Hälfte nur noch in Fetzen nachſchleppte.

„Das pflegt nicht immer zu folgen, gute Mutter. Aber, was auch bei der Sache zu wagen ſeyn mag, auf meine Gefahr! Sey nicht unerbittlich? Laß mich ſie nur ſehen und ſprechen, wenn es auch nicht anders als in deiner Gegenwart geſchehen könnte.“

Du biſt ein ungeſtümer Menſch, erwiederte die Spinnerin. Was geht das Mädchen mich an? Wenn ſie hereingekommen iſt, ſo wird ſie noch da ſeyn; die Grotte iſt groß, ſuche ſie meinetwegen.

Phöbidas ward jetzt auf einmal in der Vertiefung der Grotte die Oeffnung eines ſchmalen Gangs gewahr. Er zwängte ſich hinein, die Höhle wurde immer weiter und höher und theilte ſich in eine Menge ſchwach erleuchteter Kammern, die keinen andern Ausgang hatten, als den, woher er gekommen war. Er durchſuchte ſie alle nach der Reihe, aber vergebens; er ſah und fühlte nichts als leere Wände.

Er rief, ſo laut er konnte: Höre mich, holde Nymphe! Zeige dich mir nur einen Augenblick! — Umſonſt! Nichts als ſeine eigenen Worte hallten ihm vervielfältigt von den öden Felſenwänden entgegen. Immer fing er wieder von neuem an zu ſuchen, verirrte ſich zuletzt in dem helldunkeln Labyrinth und fand nur mit großer Mühe den ſchmalen Gang wieder, durch den er gekommen war.

Er wollte nun ſeinen ganzen Unmuth über die alte Spinnerin ausgießen, welche, wie er glaubte, ſeiner geſpottet hätte: aber, ſiehe da! die Alte war verſchwunden, und eine

ſchöne Frau von majeſtätiſchem Anſehen ſaß an ihrer Statt am Rocken und ſpann mit einer Grazie, die den kälteſten aller Stoiker bezaubert hätte.

Was ſuchſt du hier, junger Menſch, fragte ſie den beſtürzten Phöbidas in einem ſanften Ton, aber mit einem Scharfblick in ſeine Augen, der wie ein Blitz durch ſein ganzes Weſen fuhr. Ein glühendes Roth entbrannte plötzlich auf ſeinen Wangen; er wußte nicht, was er antworten ſollte, und verſtummte.

Ein gutes Zeichen, ſagte die Dame, den Kopf ſeitwärts drehend, er kann noch erröthen.

Beſſer, wenn er über nichts zu erröthen hätte, antwortete eine unſichtbare Stimme, die nur einer der Muſen angehören konnte und durch ihren lieblichen Silberton den immer mehr erſtaunenden Jüngling beinahe noch mehr entzückte, als die Geſtalt der fliehenden Nymphe gethan hatte, wiewohl der Sinn ihrer Worte nicht von der beſten Vorbedeutung war. Aber, zu ſehr beſtürzt über Alles, was er in dieſer wunderbaren Grotte ſah und hörte, konnt' er noch immer keine Worte auf ſeiner Zunge finden und blieb, wie in den Boden eingewurzelt, ſtumm und unbeweglich ſtehen.

Wofern du, wie es ſcheint, hier nichts zu ſuchen haſt, ſagte die ſchöne Spinnerin, würdeſt du nicht übel thun, dich zurückzuziehen.

Dieſes Wort, in einem mildern Ton geſprochen, als ſein Inhalt und der Blick, der es begleitete, verſprach, gab ihm auf einmal die Sprache wieder.

Wenn du, wie mich Alles glauben heißt, eine Göttin biſt, ſagte er, ſo ſey gütig und verzeihe mir. Ich bin meiner

ſelbſt nicht mächtig. Dieſen Morgen, da ich im Wald umherirrte, erblick' ich eine junge Nymphe, die, ſobald ſie mich gewahr wird, die Flucht ergreift. Es war mir unmöglich, ihr nicht nachzuſetzen. Sie läuft ſchneller, als der Wind, und ich verfolge ſie durch Buſch und Wald, über Berg und Thal, bis zu dieſer Grotte, in welche ſie ſich hineinſtürzt. Auch hieher folgt' ich ihr, aber ſie war verſchwunden, und —

„— du fandeſt an ihrer Stelle eine alte Spinnerin an dieſem Rocken ſitzen, die dich nicht allzu freundlich anließ?"

Phöbidas, in der Ungewißheit, ob die ſchöne Dame, die er vor ſich ſah, und die Alte nicht eben dieſelbe Perſon ſey, verſtummte abermals. Du biſt ein wunderlicher Menſch, ſagte die Dame. Geſtehe mir aufrichtig, wer biſt du?

„Der Sohn des theſſaliſchen Fürſten, dem dieſe Landſchaft angehört."

Die Alte hatte Recht, verſetzte die Dame; wenn dem ſo iſt, deſto ſchlimmer für dich! — Aber wo glaubſt du zu ſeyn?

„Wo anders als im Gebiete meines Vaters, welches ſich vom Fuße des Oeta über die ganze Gegend um Elateia erſtreckt?"

Deine Nymphe hat dich weiter geführt, als du glaubſt. Dieſe Grotte iſt ein Theil des Parnaſſus, und du biſt im Gebiete — des delphiſchen Gottes und ſeiner Schweſter.

„Iſt's möglich?" rief Phöbidas beſtürzt.

Einer thörichten Leidenſchaft iſt Alles möglich, ſagte die Dame. Du biſt, wie du ſieheſt, in meinem Gebiet; aber das würdeſt du auch im Gebiete deines Vaters ſeyn. Deine Leidenſchaft hat dich in meine Gewalt gegeben.

„Ich unterwerfe mich ihr willig; nur bitte ich, bediene dich ihrer mit Milde.“

Was wünſcheſt du von mir, Phöbidas?

„Du weißt es und vermagſt hier Alles. Ich beſchwöre dich bei der Göttin, die dich geboren hat, laß mich das liebliche Mädchen wiederſehen, das mich mit unwiderſtehlicher Gewalt bis hieher gezogen hat.“

Es gibt keine unwiderſtehliche Gewalt, junger Menſch. Bloß deine Schwäche macht dich zu unſerm Sklaven. Gebiete dir ſelbſt, ſo biſt du frei!

„Ich will nicht frei ſeyn, rief der Jüngling. Eben ſo leicht könnt' ich mir gebieten, den Parnaß auf den Oeta zu ſetzen, als die Holde nicht zu lieben, die du mir entriſſen haſt.“

Zu lieben, ſagte die Dame ironiſch lächelnd; du liebſt alſo meine Daphnidion?

„Sonſt wußt' ich nicht, was Liebe iſt. Noch geſtern glaubt' ich alle Mädchen zu lieben, die mir gefielen; es war lauter Spiel und Kinderei. Was ich jetzt fühle, iſt ganz was Anderes; es gilt Leben oder Tod.“

Dieſe Sprache führen alle deines gleichen. Ich glaube an keine ſo plötzlich von bloßem Anſehen aufgebrauſete Liebe; und du, lächerlicher Menſch, haſt deine Geliebte ſogar nur von hinten geſehen.

„Gleichviel, rief Phöbidas; was ich ſah, hat ein unauslöſchliches Bild in meiner Seele zurückgelaſſen, das nie aufhören wird ſie auszufüllen, bis ich ſie ſelbſt wiederſehe. Ich werde wahnſinnig darüber werden. Was kannſt du für eine Freude haben, mich elend zu machen?“

Beinahe, ſagte die Dame, könnteſt du mich verführen, Mitleiden mit dir zu haben.

Die Frage iſt noch, ob er es verdient? ſagte die unſichtbare Stimme.

Das ſoll ſich bald zeigen, erwiederte die Dame. Du verlangſt deine Nymphe zu ſehen und zu ſprechen; du ſollſt ſie ſogar berühren, um gewiß zu ſeyn, daß es keine Luftgeſtalt iſt. Aber, merke wohl, mehr als einen Sinn zu befriedigen, iſt dir nicht erlaubt. Es kommt auf dich an, ob du ſie ſehen willſt, ohne mit ihr zu reden, oder mit ihr reden, ohne ſie zu ſehen, oder ſie berühren, ohne ſie weder zu ſehen, noch zu hören. Wähle!

Phöbidas, nicht gewohnt, lange zu überlegen, was er wollte, und vom Bilde der fliehenden Daphnidion erhitzt, dachte bei ſich ſelbſt: ich habe ſie bereits geſehen und gehört; denn vermuthlich war die Stimme der Unſichtbaren die ihrige; aber berührt hab' ich ſie noch nicht, und lief ich ihr denn aus einer andern Abſicht, ſolange bis mir der Athem ausblieb, nach, als um ſie zu erhaſchen? — Ich wähle das Letztere, ſprach der Unbeſonnene.

Das hat dir dein böſer Dämon gerathen, denn es iſt das Gefährlichſte, ſagte die Dame mit einem beinahe unſichtbaren Lächeln; ich rathe dir nicht dazu; aber du biſt frei, nach deinem eigenen Belieben zu wählen.

So bleibt's bei meiner erſten Wahl, rief Phöbidas; und kaum war das letzte Wort über ſeine Lippen gekommen, ſo verbreitete ſich ein lieblich dämmerndes Roſenlicht durch die Grotte, worin alles Sichtbare, ſogar ſeine eigene Geſtalt

ſich aufzulöſen und zu zerfließen ſchien; er ſah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er glaubte, die Sprache verloren zu haben; aber, indem er die rechte Hand ausſtreckte, berührte er eine kleine niedliche, lieblichwarme Hand, weicher als Schwanenflaum und ſanfter als die Blätter der Sammetblume. Ein zuckender Schauer blitzte durch alle ſeine Nerven; er drückte ſeinen brennenden Mund auf die liebliche Hand, die ſich nicht zurückzog. Glücklich, wenn er, wie von einem zärter fühlenden Liebhaber zu erwarten war, ſich an dieſer Seligkeit genügen ließ! Vielleicht würde er, zur Belohnung ſeiner Beſcheidenheit, ſie auch noch zu ſehen bekommen haben. Aber die theſſaliſchen Jünglinge jener Zeit waren nicht beſcheiden genug, um ſo genügſam zu ſeyn. Allmählich immer kühner und lüſterner ſchlug er endlich ſeinen linken Arm um ihre Hüfte, und — mit einem furchtbaren Donnerſchlag ſchwand die ſchöne Nymphe, wie Luft, aus ſeiner Umarmung dahin; er taumelte wie ein Trunkner vorwärts, ſeine Arme ins Leere ausſtreckend; der Tag erleuchtete die Grotte wieder, und die dürre Alte ſaß wieder an ihrem Rocken und ſpann.

Tragt ihn an ſeinen Ort, ſagte ſie, ohne ihn anzuſehen, zu zwei langöhrigen Knaben mit ungeheuren Rabenflügeln, die ihr zur Seite ſtanden; und ſie ergriffen den armen, ſich vergebens ſträubenden Phöbidas, und in wenig Augenblicken befand er ſich wieder an demſelben Platz, wo er die reizende Nymphe zuerſt geſehen hatte. Verblüfft und betäubt von einem ſo ſeltſamen Abenteuer, blieb er eine gute Weile ohne Beſinnung auf der Erde liegen, wo ihn die Knaben mit den langen Ohren hingelegt hatten, und als er wieder zu ſich

ſelber kam, würde er Alles, was ihm begegnet war, für einen Traum gehalten haben, wäre das Bild der fliehenden Nymphe und die Erinnerung an den Augenblick, wo er ſie in ſeinem Arm gefühlt hatte, nicht ſo lebendig in ihm geweſen, daß er eher an ſeinem eignen Daſeyn, als an der Wahrheit deſſen, was er gefühlt und geſehen, hätte zweifeln können.

Das Verlangen, die ſchöne Daphnidion, allen magiſchen Spinnerinnen zu Trotz, in ſeine Gewalt zu bekommen, wurde nun in kurzer Zeit ſo heftig, daß er bereit war, die Befriedigung desſelben um jeden Preis zu erkaufen. Er beſtimmte ſich alſo, nach mehr als einem Einfall, den er als unausführlich wieder verwerfen mußte, zuletzt als ein echter Theſſalier, ſeine Zuflucht zur Zauberkunſt zu nehmen, welche (wie Jedermann weiß) von uralten Zeiten her in dieſer griechiſchen Provinz einheimiſch war. Haben ſie ſich nicht, dacht' er, zauberiſcher Gaukeleien gegen mich bedient? Warum ſollt' ich Bedenken tragen, ſie mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen?

Auf einer der Spitzen des Berges Oeta wohnte damals ein Mann, der im ganzen Lande für einen großen Meiſter in den geheimen Wiſſenſchaften der Magier gehalten wurde. Zu dieſem öffnete er ſich den Zutritt durch ein anſehnliches Geſchenk, entdeckte ihm ſein Anliegen und bat ihn, daß er ihm durch ſeine Kunſt zum Beſitz der widerſpenſtigen kleinen Daphne verhelfen möchte, bevor ſie ihm etwa, wie ihre Vorfahrerin ſeinem Urahnherrn, den Streich ſpiele, ſich in einen Lorbeerbaum oder in irgend einen andern Baum oder Strauch verwandeln zu laſſen.

Hippalektor (ſo nannte man den Schwarzkünſtler) rühmte ſich, vielleicht ohne Grund, im Beſitz des berühmten magiſchen Bilderbuchs zu ſeyn, welches viele Jahrhunderte ſpäter in der Geſchichte der ſchönen Aline und ihres Widders eine ſo wichtige Rolle ſpielt. Aber, bevor man etwas gegen die kleine Daphne und ihre Beſchützerinnen unternehmen konnte, mußte man wiſſen, wer ſie wären, und Hippalektor geſtand, daß er wenigſtens drei Tage nöthig habe, um den Schleier zu zerreißen, den die Spinnerin, welche er unter ihren beiden Geſtalten nur für eine Perſon hielt, um ſich her gewebt habe.

Phöbidas mußte ſich alſo auf den vierten Tag vertröſten laſſen und inzwiſchen ſelbſt auf Mittel bedacht ſeyn, die peinliche Ungeduld, die ihn zu ſo ungebührlichen Maßregeln trieb, einzuſchläfern.

Während Hippalektor in ſeinem Bilderbuch oder (was wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich iſt) in der Nachbarſchaft des Orts, wo die Gegenſtände ſeiner Wißbegierde wohnten, nach Aufſchlüſſen forſchte, war Dämonaſſa (ſo hieß die weiſe und mächtige Beſchützerin der jungen Daphnidion) nicht weniger beſchäftigt, dieſe ihre, wie ihr eigenes Kind geliebte, Nichte vor den Nachſtellungen des leichtſinnigen und ſich Alles erlaubenden jungen Centauren zu ſichern. Einige talismaniſche Ringe, die ſie von ihrem Vater geerbt, und dieſer von einem perſiſchen Weiſen, welchem er zufälliger Weiſe das Leben gerettet hatte, zum Geſchenk empfangen, gaben ihr über das gemeine Zaubervolk in Theſſalien eine entſchiedene Obermacht: aber die Natur ſelbſt hatte ſie mit zwei angebornen Talismanen verſehen, die in den meiſten Fällen den Gebrauch der

künſtlichen unnöthig machen. Dieſe waren ein Scharfblick, dem nichts entging, was zu ſehen, und eine Beſonnenheit, die immer auf der Stelle das Beſte fand, was zu thun war.

Dämonaſſa zweifelte nicht, daß Phöbidas, gewohnt, der Befriedigung ſeiner Gelüſte und Launen Alles aufzuopfern, den kürzeſten Weg einſchlagen und die Zauberkünſte ſeines Nachbars Hippalektor zu Hülfe nehmen werde, um ihre Daphnidion in ſeine Gewalt zu bekommen. Hätte ſie darauf rechnen können, daß er ſich keiner andern Mittel, als der gewöhnlichen Verführungskünſte, gegen ſie bedienen würde, ſo wäre ſie ihrentwegen ganz ruhig geweſen; denn Daphnidion war ein verſtändiges Mädchen und deſſen, was das Weib ſich ſelbſt ſchuldig iſt, ſich ſehr lebhaft bewußt, von ihr ſelbſt erzogen und überdieß ſeit einiger Zeit von einem liebenswürdigen jungen Manne, deſſen Gut an das ihrige gränzte, zur Ehe begehrt, dem ſie wenigſtens nicht abhold ſchien, wiewohl ſie noch immer eine größere Neigung zeigte, ſich nach dem Beiſpiel ihrer Beſchützerin dem Dienſt der jungfräulichen Göttin Artemis zu widmen. Eine ſolche Perſon hat von gewöhnlichen Nachſtellungen nichts zu beſorgen; aber hier war es nöthig, ſie gegen hinterliſtige und gewaltſame Unternehmungen ſicher zu ſtellen.

Daphnidion hatte in dem Augenblick, da ſie ſich vor dem nachſetzenden Phöbidas in die Grotte flüchtete, einen Ring von Dämonaſſen empfangen, welcher, an der rechten Hand getragen, nichts weiter als ein unſcheinbares goldnes Reifchen war, aber unſichtbar machte, ſobald er an den Goldfinger der

linken Hand gesteckt wurde. Jetzt beschenkte Dämonassa sie noch mit einem andern, der die Tugend hatte, jedes Zaubergebilde, sobald es mit dem darein gefaßten Stein berührt wurde, in seine natürliche Gewalt zurück zu zwingen. Mit diesen beiden Ringen konnte die schöne Daphnidion allen Zauberern und Hexen in ganz Thessalien Trotz bieten; und so überließ sie sich dann auch ihren gewöhnlichen Geschäften und Ergötzungen mit der ruhigsten Unbefangenheit.

Inzwischen hatte Hippalektor sich in den Stand gesetzt, seinem edeln Schützling bei ihrer nächsten Zusammenkunft hinreichende Nachrichten von seiner Unbekannten zu ertheilen. Dämonassa (die schöne Spinnerin in der parnassischen Grotte) war der letzte Sprößling eines edeln Geschlechts, welches von sehr alten Zeiten her nahe bei Delphi am Fuße des Parnassus begütert war. Sie hatte einen Theil ihres beträchtlichen Erbgutes der jungfräulichen Zwillingsschwester des delphischen Gottes geheiligt und bewohnte an der Spitze einiger der Göttin geweihten Jungfrauen die zu ihrem Tempel gehörigen Gebäude. Das benachbarte Landvolk verehrte sie als eine heilige und von der Göttin hochbegünstigte Person, die durch Dianens unmittelbaren Beistand Alles vermöge; und in der That, sagte Hippalektor, muß sie im Besitz großer Geheimnisse seyn, da sie sich, ohne zu unserm Orden zu gehören, allen Genossen der magischen Kunst furchtbar gemacht hat. Jeder Versuch, mit Gewalt etwas gegen sie auszurichten, würde vergeblich seyn.

Das gibt schlechte Aussichten, sagte Phöbidas. Aber in welchem Verhältniß steht meine Daphnidion mit dieser

furchtbaren Dianenprieſterin? Sollte vielleicht der delphiſche Gott, oder einer ſeiner Prieſter in ſeinem Namen —?

Es fehlt nicht an Beiſpielen, eine ſolche Vermuthung zu rechtfertigen, erwiederte Hippalektor; aber Daphnidion iſt wirklich die Tochter einer ſchon lange verſtorbenen Schweſter Dämonaſſens und zur Erbin der andern Hälfte ihres Vermögens von ihr beſtimmt, wofern ſie ſich entſchließt, die Gattin eines gewiſſen Terpſion zu werden, deſſen Güter an die ihrigen ſtoßen, und der in der That für einen Landmann liebenswürdig genug iſt.

Ich für meine Perſon finde ihn ſehr haſſenswürdig, ſagte Phöbidas; könnten wir ihm nicht durch ein kleines heroiſches Mittelchen die Luſt zum Heirathen vergehen machen?

Auch Terpſion ſteht unter Dämonaſſens und ihrer Göttin Schutz, verſetzte der Schwarzkünſtler, und ich wollte dir nicht rathen, dich an ihm zu vergreifen. Mit Liſt werden wir weiter kommen.

Wenn wir nicht ſelbſt überliſtet werden, ſagte Phöbidas; die heilige Prieſterin iſt eine verſchmitzte Perſon, das kannſt du mir auf mein Wort glauben.

„Höre mich nur an und thue dann, was du willſt. Ich habe ausfindig gemacht, daß die ganze Sicherheit des Mädchens auf einem Ringe beruht, der alle Zauberei an ihr unkräftig macht. Sie trägt ihn am kleinen Finger der rechten Hand, und ſie iſt dein, ſobald du ein Mittel findeſt, dich des Rings zu bemächtigen.“

Es wird ſchwer halten, ihr ſo nahe zu kommen, ſagte Phöbidas; wenn du nicht glücklicher im Erfinden biſt, als ich —

„So höre nur! das Mittel iſt bereits gefunden. Morgen Abends wird Dämonaſſens Geburtsfeſt von allen dazu eingeladenen jungen Dirnen der Gegend mit Tänzen und Spielen gefeiert werden. Ich gebe dir, wenn du es zufrieden biſt, die Geſtalt eines hübſchen delphiſchen Mädchens und begleite dich in Geſtalt ihrer Mutter. Es wird dann deine Sache ſeyn, dich ſo artig gegen Daphnidion zu benehmen, daß ſie dir gut wird und dich in den Reihentänzen, einmal wenigſtens, zu ihrer Mittänzerin wählt. Daß ein Mädchen ein anderes in einer Anwandlung von Zärtlichkeit umarmt, iſt nichts ſo Ungewöhnliches, daß Daphnidion, wenn ſie in einem ſchicklichen Augenblick einen ſolchen Beweis ihrer Liebenswürdigkeit von dir erhält, ſich dadurch befremdet finden könnte. Im Gegentheil, ſie wird deine Umarmung erwiedern, und ich müßte dir wenig Gewandtheit zutrauen, wenn du dich bei dieſer Gelegenheit des Rings, den ſie am kleinen Finger der rechten Hand trägt, nicht ſollteſt bemächtigen können. Von dem Augenblick' an da dieß geſchieht, iſt ſie in deiner Gewalt, und ſo wie du die drei magiſchen Worte Axia tuxil naxum ausſprichſt, wirſt du mit ihr emporgehoben und in einer verbergenden Wolke pfeilſchnell durch die Lüfte in meine Wohnung auf die Spitze des Oeta getragen werden."

Kann man ſich darauf verlaſſen, alter Eisbart, daß Alles ſo erfolgen wird? fragte Phöbidas mit einer angenommenen unglaubigen Miene.

„Wenn du Alles, was ich geſagt habe, genau beobachteſt, nichts durch deine eigene Schuld verderbſt und vornehmlich die drei mächtigen Worte Axia tuxil naxum nicht vergiſſeſt, ſo ſteh' ich mit meinem Leben für den Erfolg."

Phöbidas wiederholte dieſe drei Zauberworte ſo oft, daß er eher ſeinen eigenen Namen hätte vergeſſen können, und, wiewohl er den Freigeiſt hatte ſpielen wollen, fiel ihm doch nicht ein, ſich zu verwundern, daß er drei Zauberworte, welche, ein einziges Mal ausgeſprochen, ein ſolches Wunder wirken ſollten, mehr als hundert Mal hinter einander herſagen konnte, ohne daß nur ein welkes Roſenblatt davon in die Höhe ſtieg. Sein Glaube an Axia tuxil naxum nahm mit jedem Male, daß er dieſe Worte wiederholte, zu, und er konnte den Abend, da ſie die reizende Daphnidion in ſeine Arme zaubern ſollten, kaum erwarten.

Während dieſer frevelhafte Anſchlag gegen die liebenswürdige Daphnidion geſchmiedet wurde, machte Dämonaſſa die Ueberlegung, daß ein ſo verwegener und ſittenloſer Fürſtenſohn wie Phöbidas, von einem Rathgeber wie Hippalektor unterſtützt, leicht auf den Einfall gerathen könnte, die Gelegenheit ihres Feſtes auf die eine oder andere Art zu ſeinen Abſichten zu benutzen; und, wiewohl ſie ſich die Mühe nicht nehmen wollte, die Art und Weiſe zu errathen, ſo däuchte ihr doch das Sicherſte, die Anſchläge des Feindes durch eine Maßnehmung zu vereiteln, die auf alle mögliche Fälle gleich gut paſſe. Sie redete alſo, kurz zuvor ehe die Jungfrauen ſich zum Tanz verſammelten, mit ihrer Nichte ab, daß ſie ihre Nymphengeſtalt und ihren zauberlöſenden Ring auf einige

Stunden gegen das rothbackige Vollmondsgesicht, die muskeligen Arme und Beine und den reichbegabten Busen einer jungen Bauerndirne, Mykale genannt, der Tochter eines ihrer Freigelassenen, vertauschen sollte, so daß Phöbidas auf alle Fälle Mykale für Daphnidion halten, sie selbst aber in Gestalt der Mykale unter mehr als fünfzig Landmädchen keiner Aufmerksamkeit werth achten würde.

Nach diesen auf beiden Seiten getroffenen Anstalten erwartete die schöne Daphnidion ruhig, Phöbidas mit ungeduldig klopfendem Herzen, die Stunde des Festes. Sie kam, und der junge Thessalier erschien mit seiner untergeschobenen Mutter als eine schöne junge Delphierin, zierlich zum Tanz geschmückt und seine Rolle, wie er sich schmeichelte, so gut spielend, daß alle Anwesende, Tänzerinnen und Zuschauende, dadurch getäuscht werden müßten. In der That war auch Niemand, der den mindesten Zweifel hegte, daß er nicht Timandra, Menalippens Tochter sey, welche den meisten Anwesenden nicht unbekannt war, da man sie vor kurzem an einem großen Feste zu Delphi im Chor der Jungfrauen, die den Däan sangen, glänzen gesehen hatte. Nur Dämonassa entdeckte den Betrug beim ersten Blick in die leichtfertigen Augen des vorgeblichen Mädchens und wurde, je länger sie dieselbe beobachtete, durch tausend kaum merkliche Kleinigkeiten, die den verkappten Centaur verriethen, in ihrer Vermuthung bestärkt.

Phöbidas, ob er sich schon gegen die vermeinte Daphnidion sehr ehrerbietig und anständig zu betragen glaubte, konnte sie doch nicht so gut zurückhalten, daß eine Andere als Mykale

nicht ein wenig Argwohn hätte ſchöpfen mögen: aber die gute Dirne that ſich ſo viel auf die Perſon, die ſie vorſtellte, zu gut und fühlte ſich durch die ungewohnten Schmeicheleien und Liebkoſungen, die ihr von der unrechten Timandra geſagt und gemacht wurden, ſo glücklich, daß ſie den von Dämonaſſa empfangenen Unterricht, wie ſie ſich zu verhalten habe, unvermerkt vergaß, und in Daphnidions Geſtalt ſo ziemlich ihre eigene Perſon zu ſpielen anfing.

Der verkappte Phöbidas, anſtatt etwas Auffallendes in ihrem Betragen zu finden, war eitel genug, Alles, was einen wahren und zartfühlenden Liebenden befremdet hätte, zu ſeinem Vortheil zu deuten. Die Natur, meinte er, ſpreche hier, und die Sympathie entwickle, durch eine geheime Ahnung der Gegenwart eines Liebhabers, Gefühle in ihr, die ihr vermuthlich zu neu ſeyen, als daß ſie ſich ihnen nicht ohne alles Mißtrauen überlaſſen ſollte. Dieſe Gedanken und die durch den Tanz ſich immer mehr belebenden und erhöhenden Reize der ſchönen Nymphe wirkten endlich ſo ſtark auf ihn, daß er den erſten Augenblick, wo es mit einiger Schicklichkeit geſchehen konnte, ergriff und, indem er die vermeinte Daphnidion liebkoſend umarmte, ihr zugleich, wiewohl mit zitternder Hand, den gefährlichen Ring vom Finger zu ziehen ſuchte.

Ob die ehrliche Mykale wirklich, ohne es wollen und zu wiſſen, etwas Sympathetiſches in dieſem Augenblick fühlte, oder ob ſie nur Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern wollte, genug, ſie gab der verkappten Timandra ihre Liebkoſung mit der treuherzigſten Wärme zurück: aber, ſobald ſie merkte, daß

es bloß auf den Ring, deſſen Bewahrung ihr ſehr ernſtlich eingeſchärft worden war, abgeſehen ſey, und daß Timandra ſich deſſen mit Gewalt bemächtigen wolle, verwandelte ſich ihre getäuſchte Zärtlichkeit plötzlich in Ingrimm, und ſie ſetzte ſich ſo tapfer zur Wehr, daß der talismaniſche Stein ſeine Wirkung zugleich an beiden that und, bevor Phöbidas ſein Axia tuxil naxum anbringen konnte, zu größtem Erſtaunen der ganzen zahlreichen Verſammlung, in der ſchönen Timandra einen kräftigen Jüngling und in der vermeinten Daphnidion die hochgebrüſtete Mykale darſtellte, in einem unbegreiflichen Zweikampf begriffen, der beinahe in ebendemſelben Augenblick anfing und aufhörte und den eben ſo beſtürzt als beſchämt zurückprallenden Theſſalier einem allgemeinen Gelächter Preis gab.

Aber dieſes verwandelte ſich, nur zu bald für ihn, in laute Ausbrüche des ſtärkſten Unwillens; und während tauſend zugleich erſchallende Stimmen die Beſtrafung eines ſo unerhörten Frevels forderten, fielen mehr als zwanzig derbe Bauermädchen über den unglücklichen, bald um Gnade bittenden, bald mit Fauſt und Ferſe ſich wehrenden Sünder her und würden ihn wahrſcheinlich das klägliche Schickſal des Orpheus und Pentheus haben erfahren laſſen, wenn Hippalektor (den alle ſeine Zauberkünſte in dieſem furchtbaren Augenblick im Stiche ließen) ſich der Prieſterin nicht zu Füßen geworfen und um Gnade für ſeinen Schützling und ſich ſelbſt gebeten hätte. Dämonaſſa war zu menſchlich, um dem Gedemüthigten nicht zu verzeihen. Sie gebot, von dem Jüngling abzulaſſen; glücklicher Weiſe für ihn noch früh genug,

daß er, einige Schrammen, Beulen und blaue Mäler und ein paar Hände voll ausgeriſſener Haare abgerechnet, mit allen ſeinen Gliedmaßen davon kam, von welchen einige der edelſten in großer Gefahr geweſen waren.

Dämonaſſa ließ den jungen Theſſalier und ſeinen Rathgeber die in dieſer Geſchichte offen genug zu Tage liegende Moral ſelbſt daraus ziehen und begnügte ſich, beiden die Betretung ihres Dianen geheiligten Bodens und jeden fernern Verſuch auf ihre kleine Daphne ſcharf genug zu unterſagen, um ihnen die Luſt dazu auf immer vergehen zu machen.

Aber, wiewohl Phöbidas durch die ſchmachvolle Vereitlung ſeines Anſchlags und die Todesangſt, die er unter den Nägeln von zwanzig grimmigen Dorfnymphen ausgeſtanden, für ſeine Leichtfertigkeit hart genug gezüchtiget ſchien, ſo konnte oder wollte die Prieſterin doch der öffentlichen Stimme nicht entgegen ſeyn, welche verlangte, daß das Andenken dieſer Begebenheit erhalten und zu einem warnenden Beiſpiel für die künftigen Zeiten aufgeſtellt werden ſollte. Sie verordnete alſo oder ließ es (was mir wahrſcheinlicher iſt) bloß geſchehen, daß, ſo oft der Jahrstag derſelben wiederkehrte, alle Mädchen der Gegend auf einem großen Raſenplatz am Eingang des Hains, den ſie Dianen geheiligt hatte, ſich unter den Augen ihrer Mütter zu fröhlichen Spielen und Tänzen verſammelten und, wenn der letzte große Rundtanz geendigt war, einen aus Lumpen zuſammengeflickten und mit gehacktem Stroh ausgeſtopften Popanz, der Phöbidas genannt, unter großem Jubel ſo lange mit Haſenpappeln peitſchten, bis er ihnen in lauter einzelnen Faſern um die Köpfe flog. Dieſe

Gewohnheit ſoll mehrere Jahrhunderte durch in Uebung geblieben ſeyn; und wenn einer von den vielen gelehrten und forſchluſtigen Wandersmännern, welche ſeit einiger Zeit Griechenland nach allen möglichen Richtungen bereiſen und durchforſchen, falls er in dieſe Gegend kommt, Nachfrage thun will, ſo wird ſich vielleicht finden, daß ſie ſich bis auf dieſen Tag erhalten hat.

Ob übrigens der wirkliche Phöbidas ſich die auf eigene Koſten erworbene Erfahrung und die jährliche Züchtigung ſeines lebloſen Stellvertreters zur Beſſerung habe dienen laſſen, iſt nicht bekannt, dürfte aber aus mehreren Urſachen, deren Anführung den Scharfſinn meiner Zuhörer beleidigen würde, mit gutem Fug bezweifelt werden.

Die Erzählung, womit die Geſellſchaft zu Roſenhain am dritten Abend unterhalten werden ſollte, war durchs Loos dem Fräulein Amanda von B***, einer entfernten Verwandtin des Hauſes, zugetheilt worden.

Alle Glieder des freundſchaftlichen Kreiſes zeigten ihr ſo unverhohlen, wie viel Vergnügen man ſich von dieſem Abend verſpreche, daß auch eine viel weniger beſcheidene junge Perſon, als Amanda, ein wenig verſchüchtert hätte werden mögen. Ich bedarf Aufmunterung, ſagte ſie, und Sie machen mich durch Erwartungen zittern, die ich zu erfüllen nicht hoffen kann. Bedenken Sie, wie ſehr ich ſchon dadurch im Nachtheil bin, daß ich auf Herrn von P. folge. Der Abſtich wird — ſchwerlich zu meinem Vortheil ſeyn, fiel ihr dieſer ins Wort — aber auf jeden Fall iſt es um keinen Wettſtreit, ſondern um eine bloße Unterhaltung zu thun, die auf beiden Seiten gleich anſpruchlos iſt. Wir geben, was wir haben, und unſre Zuhörer, in billiger Erwartung, daß wir unſer Beſtes thun, ſind bereit, mit dem, was wir geben, vorlieb zu nehmen.

Auf dieſe Bedingung, ſagte Fräulein Amanda lächelnd, kann ich es um ſo getroſter wagen, Ihnen ſogar ein Feenmährchen zum Beſten zu geben.

Die Entzauberung.

Roſalie von Eſchenbach, ein liebenswürdiges junges Mädchen, welches ſeine Eltern ſchon in der Kindheit verloren hatte, war unter den Augen einer bejahrten und begüterten Vatersſchweſter, zu deren Erbin ſie beſtimmt war, mit allen Vortheilen und Nachtheilen einer ländlichen Erziehung, fern von der Hauptſtadt auf einer alten Ritterburg in einer wildanmuthigen romantiſchen Gegend erzogen worden. Von ihren früheſten Jahren an war Leſen ihr angenehmſter Zeitvertreib; das gute Kind hatte aber nichts zu leſen als Ritterbücher und Feenmährchen, wovon die alte Tante ſelbſt eine große Liebhaberin war, und deren ſie eine ziemliche Menge beſaß, welche, nebſt einigen Andachtsbüchern und einer mit ſilbernen Buckeln beſchlagenen großen Kupferbibel, die ganze Bibliothek des Schloſſes ausmachte. Im Leſen und Schreiben hatte das Fräulein von dem Pfarrer des Orts, in der Muſik von dem Cantor eines benachbarten Städtchens, in weiblichen Arbeiten von einer ziemlich geſchickten Hausjungfer und im Tanzen von einem geweſenen Kammerdiener ihres Vaters, einem alten Hausrathsſtück des Schloſſes, Unterricht bekommen. Von der Ausbildung, ſo ſie auf dieſe Weiſe erhielt, war eben kein hoher Grad von Vollkommenheit zu

erwarten: aber die Natur hatte das Beſte bei ihr gethan, und da Fähigkeit und innerer Trieb ſie in Allem weit über ihre Lehrmeiſter hinaus führte, ſo fand ſich's, daß ſie, den Mängeln ihrer Erziehung zu Trotz, mit einer ſehr einnehmenden Geſichtsbildung, einem nymphenmäßigen Wuchs, einer feſten blühenden Geſundheit und einer ſanften, gutlaunigen und gefälligen Gemüthsart, in ihrem ſechzehnten Jahr das reizendſte und liebenswürdigſte Fräulein auf zwanzig Meilen in die Runde war.

Alles dieß, mit dem nicht unbedeutenden Zuſatz der gewiſſen Anwartſchaft auf ein anſehnliches Vermögen, machte Roſalien zum Gegenſtand der Bewerbung aller heirathsluſtigen Jünglinge, Hageſtolzen und Wittwer ihres Standes weit umher. Aber unter den Wenigen, welche von irgend einer Seite Mittel gefunden hatten, einige Auszeichnung von ihr zu erhalten, war doch nur ein Einziger, der ſich ſchmeicheln konnte, mit einer Achtung von ihr begünſtiget zu werden, die den Keim einer geheimen, vielleicht ihr ſelbſt noch verborgenen Neigung zu verrathen ſchien.

Dieſer Glückliche war Alberich, eine Art von irrendem Ritter von der fröhlichen Geſtalt, dem die beſondern Gnaden, worin er bei den Schönen ſtand, und die Vortheile, ſo er daraus zu ziehen wußte, einen glänzenden Namen in der Hauptſtadt des Landes gemacht hatten. Er war mehrere Jahre lang im Beſitz des Rufs geweſen, daß ſeinen Reizungen und ſeiner Gewandtheit in den Künſten der Verführung nicht zu widerſtehen ſey. Dieſer Ruf wird (wie ich höre) oft ſo wohlfeil erkauft, daß ſeine Beſitzer wenig Urſache haben,

ſtolz auf ihn zu ſeyn. Ob dieß auch bei Alberichen der Fall war, iſt mir unbekannt; genug, nach einigen Jahren hatte der Aufwand, den er zu Behauptung desſelben machte, von ſeinem ſehr mäßigen Erbgut ſo viel aufgezehrt, daß er ſich genöthigt ſah, aus dem Kreiſe, worin er bisher geſchimmert hatte, herauszutreten und ſich in die Provinz, wo Roſalie wohnte, zurückzuziehen, in der Abſicht, um irgend eine reiche Erbin zu werben, die ihn in den Stand ſetzen könnte, mit neuem Glanz in der Hauptſtadt zu erſcheinen und ſeine gewohnte Lebensart fortzuſetzen.

Unter denen, die er zu dieſer Abſicht tauglich fand, ſchien ihm Roſalie von Eſchenbach durch ihre Unerfahrenheit, Unſchuld und wenige Weltkenntniß diejenige zu ſeyn, deren Eroberung die wenigſte Mühe koſten würde; und da ſie zugleich die reichſte und ſchönſte war, ſo hatte er durch bedeutende Empfehlungen aus der Hauptſtadt ſich um ſo leichter Zutritt bei der alten Tante verſchafft, da er aus einer wohlbeurkundeten, obgleich etwas entfernten Verwandtſchaft ſeines Hauſes mit dem ihrigen ſich eine ganz beſondere Ehre machte und der unbegränzten Gefälligkeit, die er für ihre Eigenheiten und Grillen zeigte, durch ſeine perſönlichen Vorzüge einen deſto höhern Werth in ihren Augen zu geben wußte. Denn Ritter Alberich, ungeachtet deſſen, was einige Hauptſtädte Europens von ſeiner Blüthe abgeſtreift, war noch immer der ſchönſte Mann, den ſie je geſehen hatte, und, wären nicht vierzig wohlgezählte Jahre zwiſchen ihnen geſtanden, ſie würde ſich nicht lange bedacht haben, ihn für ſich ſelbſt zu behalten.

So leicht war nun freilich die junge, zartfühlende und ihres eignen Werths ſich nicht ganz unbewußte Roſalie nicht zu gewinnen. Indeſſen hatte doch die blendende Außenſeite des Ritters ihre Augen — die geſchmeidige Lichtigkeit, womit er ſich in den unbedeutendſten Dingen nach ihrer Denkart und ihrem Geſchmack richtete, ihre Eigenliebe — und die vorgebliche Uebereinſtimmung ihrer Gemüther, die er mit der feinſten Schauſpielerkunſt zu heucheln wußte, ihr Herz zu ſeinem Vortheil beſtochen; und wenn gleich das, was ſie für ihn fühlte, noch nicht Liebe war, ſo ſchien es doch das namenloſe Etwas zu ſein, woraus mit Zeit, Geduld und unabläſſiger Sorgfalt, es fein warm zu halten, zuletzt unverſehens Liebe hervorgekrochen kommt.

Unter Roſaliens übrigen Verehrern, die nicht bedeutend genug ſind, um uns in nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu ſetzen, war nur einer, der eine Ausnahme zu verdienen ſchien. Es war der einzige Sohn eines begüterten Landmanns, welcher den Willen und das Vermögen gehabt hatte, ſeinem Sohn eine beſſere Erziehung zu geben, als Seinesgleichen gewöhnlich erhalten. Hulderich (ſo nannte man den jungen Mann) beſaß zu einem hellen, ruhigen, mehr gründlichen als ſchimmernden Verſtand ein ſo warmes und gefühlvolles Herz, als je in der Bruſt des adeligſten aller Ritter der Tafelrunde ſchlug. Sein Aeußeres war eben ſo wenig blendend, als das Innere; doch konnte er, ſogar neben dem ſchönen Alberich, für einen wohlgebildeten Mann gelten, und (weſſen ſich dieſer nicht zu rühmen hatte) ſein Blut war rein, wie ſeine Sitten, und ſein Körper ſo geſund und ungeſchwächt,

wie ſeine Seele. In der That hatte er nur einen einzigen Fehler, der ihm aber größern Schaden that, als Alberichen alle ſeine Laſter. Eine Beſcheidenheit, die zuweilen an Schüchternheit gränzte, warf auf ſeine ohnehin nicht ſchimmernden Verdienſte einen Schatten, der ſie den Augen derjenigen entzog, die ihn nur eines flüchtigen Anblicks würdigten; und unglücklicher Weiſe war Roſalie eine dieſer Unachtſamen.

Hulderichs Vater hatte zu einem hübſchen Gut, das ſein Eigenthum war, die Ländereien der alten Dame gepachtet. Dieſer Umſtand hatte dem Sohn von früher Jugend an häufige Gelegenheit verſchafft, in das Schloß zu kommen und Roſalien, ſolange ſie noch unter vierzehn Jahren war, öfters zu ſehen und zu ſprechen; und ſo hatte ſich das Bild ihrer Liebenswürdigkeit nach und nach tief in ſein Gemüth eingeſenkt. Ihr munteres, ſanftes und holdſeliges Weſen, die Güte ihres Herzens und die Anlage zu allen weiblichen Tugenden, die er darin aufkeimen ſah, hatte ſich des ſeinigen unvermerkt dergeſtalt bemächtigt, daß er ſie wie ſeine Seele liebte, und daß ihm nichts ſo ſchwer däuchte, daß er es nicht für ſie zu unternehmen, nichts ſo koſtbar, daß er's ihr nicht aufzuopfern, nichts ſo peinvoll, daß er's nicht für ſie zu leiden bereit war. Dieſe Geſinnung für Roſalien verwebte ſich ſo innig mit ſeinem ganzen Weſen, daß ſie noch immer in gleicher Stärke fortdauerte, als Roſaliens Uebergang in das Alter der aufblühenden Jungfrau ihm beinahe alle Gelegenheit entzog, ein paar Worte mit ihr zu wechſeln oder ſie nur in der Nähe zu ſehen. Er fühlte dieſen Verluſt ſchmerzlich; aber, da er es ſchon für Verbrechen

gehalten hätte, ſich ihren Beſitz nur als etwas Mögliches zu denken, ſo genügte ihm daran, ſie ſchweigend und von fern zu lieben; und es würde ihm, glaubte er, nichts zu wünſchen übrig geblieben ſeyn, wenn ſie ihm nur zuweilen durch einen gütigen Blick hätte zu erkennen geben wollen, daß ſie ſeinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren und ſich eine Liebe gefallen laſſe, welche, in der That, mehr von der andächtigen Inbrunſt eines frommen Einſiedlers zu der Königin des Himmels, als von dem irdiſchen Feuer einer eigennützigen Leidenſchaft für eine Sterbliche in ſich hatte. Aber Roſalie ſchien ſeit ihrem fünfzehnten Jahre und noch mehr ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Alberich nicht die mindeſte Kenntniß mehr von dem armen Hulderich zu nehmen. Daß es nicht ſtolze Verachtung war, dafür bürgt uns die Güte des Herzens, wovon ſie täglich bei allen Gelegenheiten die unzweideutigſten Beweiſe gab; auch war es wirklich weiter nichts, als daß Hulderich gänzlich aus ihrem innern Geſichtskreiſe verſchwunden oder wenigſtens in den tiefen Schatten zurückgetreten war, worin tauſend andere von ihr unbemerkte Menſchen ſtanden, mit denen ſie, weil ſie weder ihres Mitleidens noch ihrer Wohlthätigkeit nöthig hatten, ſich außer allem Verhältniß glaubte.

Alles dieß, meine gnädigen Damen und Herren, mußte ich vorausſchicken, bevor ich zu dem Abenteuer fortgehen konnte, welches der eigentliche Stoff meiner Erzählung iſt.

Ich ſagte gleich anfangs, daß Roſalie, aus Mangel eines Beſſern, von Kindheit an nichts als Ritterbücher und Feenmährchen geleſen habe. Aus dieſen Quellen hatte ſie eine

Art von idealiſcher Welt- und Menſchenkenntniß geſchöpft, die mit dem wirklichen Lauf der Welt und dem Thun und Laſſen der wirklichen Menſchen einen ſtarken Abſtich machte und ſehr vieler Berichtigungen und Zuſätze bedurfte, wenn ſie auch nur für den engen und einförmigen Kreis, worin ſie lebte, zureichen ſollte, aber auf keine Weiſe ſo beſchaffen war, daß ſie auf einem größern Lebensſchauplatz eine anſtändige Rolle glücklich hätte ſpielen oder den vielfältigen Gefahren und Unfällen entgehen können, denen ſie ſich durch ſo manche täuſchende Einbildungen und Erwartungen ausgeſetzt befand.

Es war alſo nicht mehr als billig, daß, bei Entſtehung andrer gewöhnlicher Hülfsmittel, die Feen ſich des guten Mädchens annahmen und, was ſie durch kindliche und kindiſche Spielwerke der Phantaſie an der natürlichen Geſundheit ihres Verſtandes eingebüßt hätte, durch andere, auf Wiederherſtellung derſelben bezweckende Spiele ihrer Zauberkunſt zu vergüten ſuchten.

Bei einem jungen Mädchen, das, ſo zu ſagen, unter lauter Feen und Feerei aufgekommen war, ſcheint unter den mancherlei wunderlichen Wünſchen, welche jungen Mädchen durch den Kopf zu flattern pflegen, keiner natürlicher zu ſeyn, als der, ſich wirklich einmal in dieſes Feeland verſetzt zu ſehen, von deſſen Herrlichkeiten ſie ſo viel gehört und geleſen hatte. Roſalie hing dieſem phantaſtiſchen Gedanken ſeit einiger Zeit ſo häufig nach, daß ſie ihn zuletzt gar nicht wieder los werden konnte.

Einsmals, da ſie bei Aufgang der Sonne, um die Natur im Erwachen zu belauſchen und dem Morgenjubel

der Lerchen und Nachtigallen zuzuhören, in den Gebüſchen des Schloßgartens umherſchlich, gab der Zauber, unter welchen dieſe lieblichen Naturerſcheinungen alle ihre Sinne ſetzte, jenem Gedanken eine ſolche Stärke, daß er auf einmal laut wurde und in Worte ausbrach, wovon ſie keine Zeugen zu haben glaubte.

Plötzlich ſah ſie eine hohe Geſtalt vor ſich ſtehen, die eher einer Göttin als einer Sterblichen ähnlich ſah. Ein begeiſterndes Feuer wallte in ihren großen ſchwarzen Augen, und die üppigſte Fülle goldner Haare floß in langen Ringeln um ihren ſchönen Kopf und den blendenden Liliennacken. Sie war in ein ſchimmerndes Gewand von tauſend durch einander gewebten Farben bekleidet und trug ein dünnes Stäbchen von Ebenholz in der roſenfingrigen Hand. Dein Wunſch ſey dir gewährt, ſagte ſie zu Roſalien und berührte ſie mit ihrem Stäbchen.

In demſelben Augenblick lag Roſalie wie ſchlummernd auf einem prächtigen Ruhebette; ein Schwarm von gaukelnden Zephyrn hob es empor und ſchwebte mit der ſchönen Laſt ſo leicht durch die Lüfte hin, als ob ſie nur ein flockiges Abendwölkchen vor ſich her hauchten.

Roſalie erwachte in den Zaubergärten der Feenkönigin. Große immergrüne Raſenplätze; Blumenſtücke, wo Florens ſchönſte Kinder wetteiferten, das Auge mit ihren Bildungen und Farben, und den Geruch mit dem ſüßen Balſam ihrer vermiſchten Düfte zu entzücken; Citronenwäldchen und Gebüſche aller Arten blühender und duftender Sträuche, von ſpiegelhellen, über Goldſand und Perlen flüchtig hinwegrieſelnden

Bächen durchſchlängelt; liebliche Thäler und Anger, mit ſilberwolligen Heerden bedeckt und an allmählich emporſteigende Wälder gelehnt; in die Wolken aufſtrebende Bäume, die mit der Schöpfung gleiches Alters zu ſeyn ſchienen; in tiefer Ferne eine Kette von ungeheuren Felſen, zwiſchen welchen aus den Wolken herabſtürzende Ströme, bald in funkelnde Staubregen aufgelöst, bald in ungeheuren Schaummaſſen durch die geborſtnen Klippen ſich drängend, unzählige Waſſerfälle bildeten, deren Donner aus der weiten Entfernung in ſchlafeinladendes Rauſchen ſich verlor; kurz, Alles, was Natur und Kunſt in den Halbcirkel eines weit ausgedehnten Geſichtskreiſes Prächtiges, Erhabenes, Schönes und Anmuthiges zuſammenzaubern können, war hier mit verſchwenderiſcher Ueppigkeit und in einer anſcheinenden Unordnung, die im Ganzen zur ſchönſten Harmonie wurde, vereinigt, um die Seele in einen einzigen reinen, entzückenden Genuß aufzulöſen.

Roſalie ſchwamm in Wonne; ihr war, als erinnere ſie ſich dunkel, wie eines verſchwebten Traums, daß ſie ſchon an einem ſolchen Ort geweſen ſey: aber, daß ſie hier verwirklicht ſah, was ihr vormals nur in matten, in einander zerrinnenden Luftgeſtalten erſchienen war, das eben war es, was ihr keinen Zweifel ließ, daß ſie ſich wirklich im Lande der Feen befinde.

In dieſem wundervollen Lande geht Alles nach einer andern Regel, als in unſrer Alltagswelt, wo wir armen Erdenkinder, an Raum und Zeit gefeſſelt, nicht von einem Ort zum andern, ohne den Zwiſchenraum zurückzulegen, noch

vom Abend zum Morgen kommen können, ohne die ganze Nacht dazwiſchen durchlebt zu haben, ohne daß auch nur eine einzige Minute daran erlaſſen wird.

Roſalie erhielt in wenig Augenblicken einen neuen Beweis, daß ſie im Feenlande ſey; denn auf einmal verſchwanden die Zaubergärten, und ſie befand ſich in einem großen prächtig erleuchteten Saal, der jenem wenig nachgab, den der glückliche Schneiderſohn Aladdin, in den arabiſchen Mährchen, mit Hülfe des Genius der Lampe und ſeiner Geſellen, zu großer Freude des Sultans, ſeines Schwiegervaters, in einer einzigen Nacht zu Stande bringt. Dieſer Saal war mit einer unendlichen Menge ſchöner und zierlicher Damen und Herren angefüllt, die in buntſchimmerndem Gewimmel, paar- und gruppenweiſe, durch einander ſchwärmten, und denen man auf den erſten Blick anſah, daß ſie nichts zu thun hatten, noch wußten, als ewig dem vor ihnen her fliehenden Vergnügen nachzujagen.

Roſalie erkannte ſogleich den holden Alberich, der ſich mit Unterhaltung einiger Schönen, die ihn umringten, zu beſchäftigen ſchien, aber, ſobald er die Dame ſeines Herzens erblickte, auf ſie zueilte und ihr ſein Entzücken, ſie hier zu finden, in den lebhafteſten Figuren und Wendungen ausdrückte. Roſalie fühlte ſich unter einer Art von Zauber, dem ſie nicht widerſtehen konnte, vielleicht weil es ihr an — Willen zum Widerſtehen fehlte. Ihr war, als ob ſie nicht ganz dieſelbe ſey, die ſie immer geweſen; ſie ſuchte ſich in ſich ſelbſt und erſtaunte über die neuen Gefühle, die ſich in ihr regten und ihr zwar fremd, aber zu angenehm waren,

um ſich ihnen nicht ſorglos zu überlaſſen. Noch nie hatte Alberich ihr ſo liebreizend geſchienen, nie die zärtlichen Schmeicheleien, die er ihr ſagte, nur halb ſo viel Eindruck auf ſie gemacht, und ſie mußte ſich Gewalt anthun, um es ihm nicht auf die lebhafteſte Art zu erkennen zu geben. Kein Wunder, daß der arme Hulderich (der, mit ſeiner gewohnten Schüchternheit, um nicht bemerkt zu werden, hinter einem mit Kränzen umwundenen Pfeiler ſtand und ganz in ihrem Anſchauen verloren ſchien) kaum eins von ungefähr ſich zu ihm verirrenden flüchtigen Blicks gewürdiget wurde.

Eine durch den Saal erſchallende und zum Tanz einladende Muſik ſtimmte ſie plötzlich auf einen andern Ton. Sie ergriff Alberichs Arm und flog mit der Leichtigkeit einer Nymphe, kaum den Boden berührend, durch den Saal mit ihm dahin. Ermüdet ſanken ſie endlich auf die weichen, hoch aufgeſchwellten Polſter, womit eine von reichen Tapeten ſchimmernde Eſtrade belegt war. Die blendende Beleuchtung des Saals verlor ſich in ein allmählich immer matter werdendes Dämmerlicht, und die rauſchende Muſik in die ſanft verſchwebenden Töne eines ſich ſelbſt immer leiſer nachahmenden Echo. Roſalie erſchrak, da ſie ſich plötzlich mit Alberichen allein und von einem ſeiner Arme umſchlungen ſah. Vergebens ſuchte ſie ſich von ihm los zu winden, als plötzlich eine große majeſtätiſche Frau, mit einer kleinen goldnen Krone auf ihrem zuſammengeflochtnen Haar und einem ſchwarzen Stäbchen in der Hand, vor ihnen ſtand. Folge mir, Roſalie, ſagte ſie, Alberichen mit ihrem Stabe berührend.

Sogleich ſchwand er aus Roſaliens Augen, und ſie ſtand auf und folgte der Dame.

Eine große elfenbeinerne Pforte that ſich vor ihnen auf. Gehe vorwärts, ſagte die Feenkönigin; entſetze dich vor nichts, das dir begegnen wird, und vertraue auf meinen Beiſtand. Sowie Roſalie über die Schwelle der elfenbeinernen Pforte geſchritten war, fuhr ihr die Fee mit leiſer Hand über das Geſicht und verſchwand. Eine kaum ſichtbare Flamme, die aus der Hand der Fee zu fahren ſchien, verbreitete auf einen Augenblick eine fliegende Hitze über ihr ganzes Geſicht; aber alle ihre Sinne beruhigten ſich, und ſie glaubte ſich auf einmal ſelbſt wieder gefunden zu haben, wiewohl ſie eine kleine Weile in die dickſte Finſterniß eingehüllt ſtand. Sobald dieſe verſchwunden war, ſah ſie ſich wieder auf eben der Stelle des Gartens, wo ihr die Fee mit den goldnen Hacken erſchienen war.

Von einer ſeltſamen Mattigkeit befallen, warf ſie ſich auf die nächſte Bank, als ſie Alberichen ganz nahe vor ihr vorbeigehen ſah. Er ſchielte einen flüchtigen Blick auf ſie und ging vorüber. Roſalie rief ihn zurück. Was wollen Sie meiner? fragte er —

„Welche Frage? Wer bin ich denn? Seit wann kennen Sie mich nicht mehr, Herr Alberich?“ — Alberich erſchrak jetzt, da er ſie genauer anſah, ſo heftig, daß er die Sprache nicht gleich wieder finden konnte.

Verzeihen Sie, Fräulein, ſtammelte er endlich in größter Verwirrung; ich muß bezaubert ſeyn — Ich höre Ihre Stimme, ich ſehe Ihre Geſtalt, Ihre Kleidung; aber Ihr

Geſicht iſt ſo wenig Ihr eigenes, daß ich zehnmal bei Ihnen hätte vorbeigehen mögen, ohne Fräulein Roſalie von Eſchenbach in Ihnen zu erkennen.

„In der That, Herr Alberich, Sie ſind bezaubert — oder etwas noch Schlimmeres. Vor wenigen Minuten ſagten Sie mir noch die ſchmeichelhafteſten, zärtlichſten Sachen von der Welt. — Was iſt mit Ihnen vorgegangen? Ich beſorge ſehr, es ſteht nicht ganz mit Ihnen, wie es ſollte, Herr Alberich!“ —

Ich fürchte vielmehr, — ſagte dieſer, hielt aber plötzlich inne — Beim Himmel, Fräulein, es iſt etwas Unbegreifliches in dieſer Sache, fuhr er fort, indem er einen kleinen Taſchenſpiegel hervorzog und ihr hinreichte; aber ſehen Sie ſelbſt, und Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Roſalie blickte in den Spiegel und erſchrak nicht viel weniger, als Alberich; denn die Spuren, die der elektriſche Schlag, ſo ſie von der Fee empfangen, zurückgelaſſen hatte, waren in der That auffallend. Alle Lilien und Roſen ihres Geſichts waren verſchwunden, und ſtatt eines Paars holdſeliger Grübchen, die ihrem Lächeln einen unwiderſtehlichen Zauber gegeben hatten, waren ihre feinen Geſichtszüge von einer Menge tiefer, Pockengruben ähnlicher Furchen und braunrother Flecken ſo entſtellt, daß ein Liebhaber, wie Alberich, wirklich zu entſchuldigen war, wenn er ſie auf den erſten Blick für eine Andre anſah. Aber, es ſey nun, daß das Wort der Feenkönigin ihr wieder zu Sinne kam, oder daß, durch eine natürliche Täuſchung der Eigenliebe, auch die Häßlichſte ſich ſelbſt immer ſchöner vorkommt, als allen andern Menſchen — genug, Roſalie faßte ſich ſogleich wieder und

ſagte zu Alberich, indem ſie ihm ſeinen Spiegel zurückgab: Wenn Ihr Spiegel mich nicht verleumdet, ſo iſt in der That etwas mit mir vorgegangen, das ich nicht begreife. Aber Sie, Herr Alberich, Sie, der mir vor wenig Augenblicken noch die feurigſte Liebe zuſchwor, der mich mit den Augen der Liebe ſehen ſollte, Sie hätten dieſe Veränderung gar nicht gewahr werden ſollen.

Ich verſtehe Sie nicht, gnädiges Fräulein, erwiederte Alberich, der ſie mit immer größerer Beſtürzung anglotzte, weil er ſich in dem Gedanken beſtätigt ſah, daß ihr Kopf bei dieſer unerklärbaren Verwandlung gelitten haben müſſe; erlauben Sie, daß ich zu einem Arzt eile, der hier, wie es ſcheint, ganz allein Rath ſchaffen kann. — Mit dieſen Worten entfernte ſich der getreue Schäfer, ſo ſchnell er konnte, nicht um einen Arzt aufzuſuchen, ſondern ſich in der Stille mit ſich ſelbſt zu berathen, was für einen Entſchluß er bei dieſem ſeltſamen Unfall zu nehmen habe.

Das Fräulein hatte ihn kaum aus den Augen verloren, ſo kam Hulderich (den die alte Dame ſeit kurzem zum Aufſeher über ihre Gärten beſtellt hatte) mit einem prächtigen Blumenſtrauß in der Hand von einer andern Seite heran und ſchien einen Augenblick zweifelhaft, ob er ſich nähern und Roſalien die Blumen, die er alle Morgen für ſie zu pflücken pflegte, ſelbſt überreichen oder (nach bisheriger Gewohnheit) durch ihr Mädchen auf ihren Putztiſch legen laſſen ſollte.

Sobald ihn Roſalie erblickte, erinnerte ſie ſich der Stellung, worin ſie ihn im Palaſt der Feenkönigin geſehen, und befahl ihm in einem freundlichen Tone, näher herbeizukommen. Ein

milder gütiger Blick ſchien ihm die Erlaubniß zu geben, ihr ſeine Blumen ſelbſt zu überreichen, und er that es mit einer ſo ehrerbietigen und beſcheidnen Art, daß ſie ihm, in der Stimmung, worin ſie war, beinahe Dank dafür wußte. Der Schleier, den ſie über ihren Kopf gezogen hatte, ließ von ihrem Geſichte wenig mehr als die Augen ſehen, und der einzige Blick, den der beſcheidene Jüngling zu ihr zu erheben gewagt hatte, entdeckte ihm nichts an ihr, was ihn hätte befremden können. Aber jetzt ſchlug das Fräulein den Schleier zurück, ſah ihm ſcharf ins Geſicht und ſagte: Wir ſind alte Bekannte, guter Hulderich; betrachte mich wohl und ſage mir, wie ich dir vorkomme. — „Sie haben, wie ich ſehe, während ich von Eſchenbach abweſend war, die Blattern gehabt, gnädiges Fräulein; gottlob! daß es ſo glücklich abgegangen, und daß Ihre ſchönen Augen nichts dabei gelitten haben!"

Rede, wie dir's ums Herz iſt; du findeſt mich alſo nicht ſo gar häßlich?

Häßlich? (rief Hulderich) das verhüte der Himmel, gnädiges Fräulein! In meinen Augen können Sie nie häßlich werden, das iſt unmöglich. — Er wurde feuerroth, wie dieß Wort über ſeine Lippen gekommen war, weil er fürchtete, etwas geſagt zu haben, das ihm nicht gezieme.

Roſalie dankte ihm für ſeine Blumen und ſeinen guten Willen gegen ſie und entließ ihn mit einem Lächeln, wobei ihm war, als ob ſich der Himmel aufthue, und aus jeder Grube ihres Geſichts ein Engelsköpfchen hervorlächle.

Das Fräulein kehrte ins Schloß zurück, und da es unmöglich war, ihrer Baſe die leidige Veränderung, die ihr

Geſicht erlitten hatte, zu verhehlen, ſo hüllte ſie ſich, um ihr das Unangenehme der Ueberraſchung zu erſparen, in ihren Schleier ein und berichtete ihr umſtändlich, was ihr dieſen Morgen mit den beiden wunderbaren Damen begegnet war. Die Alte glaubte zu ſtark an das Feenweſen, um in der Ueberzeugung, daß es Feen geweſen, nicht hinlänglichen Grund zur Beruhigung zu finden. Sie haben ganz gewiß, trotz dem widrigen Anſchein, etwas Gutes mit dir vor, ſagte ſie; befahl dir die Feenkönigin nicht ausdrücklich, dich vor nichts zu entſetzen und auf ihren Beiſtand zu vertrauen? Aber, da die gute Roſalie ſich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit einen verſtohlenen Blick in einen großen venetianiſchen Spiegel zu werfen, der ihr gegenüber hing, ſo war es ihr nicht wohl möglich, ſich, mit allem ihrem Reſpect vor den Feen, eines kleinen Grolls gegen die Launen dieſer Halbgöttinnen zu erwehren, und ſie konnte ſich ſelbſt nicht überreden, die Pockengruben und Leberflecken, die ſie ihr angezaubert hatten, für ein Unterpfand zu nehmen, daß ſie viel Gutes mit ihr im Sinne hätten.

Tante und Nichte beſprachen ſich noch über dieſe ſeltſamen Ereigniſſe, als der erſten ein Brief gebracht wurde, der ihr ankündigte, daß ſie durch den plötzlichen Fall eines der erſten Handelshäuſer in der Hauptſtadt um den größten Theil ihres Vermögens gekommen ſey. Die gute Dame klebte noch zu ſtark am Irdiſchen, als daß ihr eine ſolche Nachricht hätte gleichgültig ſeyn können, und die Reihe war nun an der Nichte, die jammernde Tante zum Vertrauen auf den guten Willen der Feen aufzufordern. Wem geht es ſchlimmer dabei,

als dir, ſagte die Alte; ich habe wenig Anſprüche mehr an die Welt; du allein dauerſt mich. Aber ich glaube wirklich, du wäreſt leichtſinnig genug, wenn die Feen es auf deine Wahl ankommen ließen, deine Pockennarben und Leberflecken mit meinem ganzen Vermögen abzukaufen.

Man mußte nun auf große Einſchränkungen denken; denn außer dem Gute Eſchenbach, deſſen Ertrag nicht ſehr beträchtlich war, blieb unſern beiden Damen nichts, als die alte Burg, und was etwa an Silbergeräthe, Kleinodien, vergoldeten Pokalen, alten Schaupfennigen und dergleichen von Großmüttern und Aeltermüttern auf ſie vererbt worden war. Mit Allem dieſem war Roſalie freilich keine reiche Erbin mehr, und der edle Ritter Alberich, der ſehr lebhaften Antheil an dieſem neuen Unfall nahm, mußte geſtehen, daß es ein hartes Schickſal für die liebenswürdige Roſalie ſey, an einem und demſelben Tage Schönheit und Vermögen zu verlieren. Er ließ es indeſſen vor der Hand nicht an ſchönen Troſtgründen fehlen, womit er ſich aus einer alten Ueberſetzung des Seneca bewaffnet hatte; und, wiewohl er ſehr ernſtlich auf ſeinen baldigen Abzug bedacht war, ſo hatte er doch zu viel Artigkeit und Gefühl des Schicklichen, um das Schloß, wo ihm ſeit einigen Tagen ein Zimmer eingeräumt worden war, auf der Stelle zu verlaſſen. Dieſer Umſtand gab ihm Gelegenheit, ſeinen Charakter in einem noch blendendern Lichte zu zeigen.

Der Unſtern der Damen von Eſchenbach hatte ſeinen höchſten Punkt noch nicht erreicht. In der Nacht, die auf dieſen Unglückstag folgte, kam, um die Zeit, da Alles im

erſten Schlafe lag, Feuer im Schloß aus. Die Flamme griff ſchnell um ſich, und die winklige altfränkiſche Bauart dieſer Ritterburg machte die Gefahr der Bewohner um ſo viel größer. Der edle Alberich, des klugen Spruchs eingedenk, „Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte,“ war der Erſte, der — ſeine eigene Perſon in Sicherheit brachte; doch vergaß er nicht, beim Abſchied den kopflos durch einander rennenden Bedienten die Rettung ihrer Gebieterinnen beſtens zu empfehlen. Für das Fräulein hatte bereits eine große majeſtätiſche Frau geſorgt, die gleich anfangs, als das Feuer ausbrach, von Mehreren geſehen worden war, wie ſie die widerſtrebende Roſalie auf ihren Armen davon trug und ſie durch die Verſicherung zu beruhigen ſuchte, daß für die Tante bereits geſorgt ſey. Dieß ſchien indeſſen keineswegs der Fall zu ſeyn. Denn, während die Hausbedienten (wie in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt) beſchäftigt waren, die geringfügigſten Sachen zu retten, hatte das Feuer das Schlafzimmer der alten Dame ergriffen, die, vom Rauch halb erſtickt, um Hülfe ſchrie, ohne daß Jemand den gefährlichen Verſuch wagen wollte, ſie den immer näher zückenden Flammen zu entreißen.

In dieſer äußerſten Noth kam plötzlich ein keuchender Jüngling herbeigerannt, der ſich mit Armen und Beinen durch das Gedräng Platz machte und, in ein um ſich her geſchlagenes naſſes Tuch gehüllt, ſich in den brennenden Flügel des Schloſſes ſtürzte. Es war kein Anderer, als der beſcheidene ſchüchterne Hulderich, der aber bei Gelegenheiten, wo die Meiſten Herz und Kopf verlieren, die Beſonnenheit und den Muth eines Helden zeigte. Jedermann ſchrie ihm

zu, daß er verloren ſey, und ſein alter Vater, der mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, ihm nicht zu folgen, rang die Hände in troſtloſem Jammer, — als Hulderich, mit der alten ohnmächtigen Dame im Arm, ſo unbeſchädigt aus dem Feuer zurückkam, daß auch nicht ein Haar an ſeinem lockigen Haupte verſengt war. Im nämlichen Augenblick erloſch das Feuer auf einmal von ſich ſelber, wiewohl zu ſpät, als daß, außer den Schloßbewohnern, etwas Anderes als die dicken ſteinernen Mauern und einige angebrannte Balken von der ganzen Burg übrig geblieben wäre.

Die gerettete und gleichfalls völlig unverſehrte Dame wurde ſogleich in die benachbarte Pachterswohnung getragen, wo Roſalie mit ihren Kammerleuten und Hulderich mit ſeinem Vater geſchäftig waren, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen, zu pflegen und zu tröſten, ſo viel in ihrem Vermögen war. Das letztere gelang ihnen um ſo leichter, da die alte Dame, gegen alles Erwarten, eine Standhaftigkeit und Ergebung zeigte, die den Anweſenden eben ſo viel Ehrfurcht als Mitleid einflößte. Sobald ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, war ihre erſte Frage, wo iſt Alberich? — Vermuthlich bei gutem Wohlſeyn, ſagte einer der Hausbedienten; ſobald er Feuer rufen hörte, warf er ſich in ſeine Kleider, eilte in den Stall, ſattelte ſeinen Gaul eigenhändig und ſprengte in vollem Galopp zum Thor hinaus. — Ohne ſich um uns zu kümmern? rief die Dame. — Um Verzeihung, ſagte ein Anderer; er empfahl uns, als er fortritt, ſehr nachdrücklich, uns unſrer Gebieterinnen anzunehmen.

„Und wem bin ich denn meine Rettung ſchuldig?“ —

Hulderich, ſagte Roſalie erröthend und mit Thränen im Auge, Hulderich wagte ſein Leben für Sie.

Die alte Dame ſchlug die Augen ſtarr zum Himmel auf und ſchien auf einige Augenblicke Bewegung und Sprache verloren zu haben; ſie faßte ſich aber bald wieder, um ſich mit ſichtbarer Rührung nach ihrem Retter umzuſehen, der ſich in einer Ecke des Zimmers hinter Andere verborgen hielt und von den Lobſprüchen und Dankſagungen, die ihm ſeine That von allen Seiten zuzog, eher beſchämt und gekränkt, als geſchmeichelt ſchien.

Hulderichs Vater entfernte jetzt, außer Roſalien und ſeinem Sohn, alle Uebrigen aus dem Gemach, warf ſich dann der Frau von Eſchenbach zu Füßen und bat ſie, mit einer Herzlichkeit, welche Roſalien bis zu Thränen rührte, von dieſem Augenblick an Alles, was er beſitze, als ihr Eigenthum anzuſehen. Meine Vorältern und ich ſelbſt, ſagte er, haben das Meiſte im Dienſt Ihrer guten Vorfahren erworben; Ihnen ſind wir Alles ſchuldig, und ich fühle mich glücklich, daß ich jetzt im Stande bin, einen Theil unſrer alten Schuld abzutragen.

Innig gerührt von der Biederherzigkeit des wackern Alten und von ſo mancherlei unerwarteten Ereigniſſen gepreßt, beantworteten Frau von Eſchenbach und ihre Nichte dieſes Anerbieten, wie man von edeln Seelen erwarten kann, die von keiner falſchen, zur Unzeit ſtolzen Scham verhindert werden, die natürliche Gleichheit zu erkennen, die zwiſchen edelgeſinnten Menſchen alle Ungleichheit der Geburt und des Standes verſchwinden macht, aber unfähig ſind, von einem

allzu großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen, und ihre Bedürfniſſe nach ihren Umſtänden zu regeln wiſſen.

Inzwiſchen fühlten ſich beide Damen von dem, was ſie Hulderichen ſchuldig waren, noch unendlich Mal mehr gerührt und beklemmt, als von dem edeln Benehmen ſeines Vaters. Seiner Entſchloſſenheit, ſeiner Selbſtaufopferung hatte die Tante ihr Leben, Roſalie die Erhaltung ihrer zweiten Mutter zu danken. Womit konnten ſie ihm eine ſolche Wohlthat vergelten? Es war unmöglich, aber gleich unmöglich, unter der Bürde einer ſolchen Verbindlichkeit zu leben. Beide ſprachen öfters hierüber mit einander, ohne zu einem Ausweg gelangen zu können.

Hulderich, ſagte die Baſe einſt zur Nichte, ſcheint etwas für dich zu empfinden, das er in ſeinem innerſten Herzen verſchloſſen trägt.

Faſt glaube ich es ſelbſt, liebe Mutter, erwiederte Roſalie.

Wenn er von Geburt wäre — murmelte die Alte in ſich hinein, als ob ſie ſich nicht getraute, ihren Gedanken ganz auszuſprechen.

Er iſt zu einem Menſchen geboren, wie es nicht viele geben mag, ſagte Roſalie — Aber — auch ohne den Umſtand, worauf Sie zielen, wie könnt' ich ihn belohnen, ich, die Alles verloren hat? Wenn ich noch wäre, was ich war — vielleicht — doch wozu dieſe Reden? Es iſt nicht daran zu denken.

Und dennoch dachte ſie oft genug daran und konnte ſich ſelbſt nicht verbergen, daß Hulderich ihr alle Tage liebenswürdiger vorkam. Was ich nicht begreife, ſagte ſie zu ſich

ſelbſt, iſt, wie ein ſo verächtlicher Menſch als Alberich mir jemals die Augen verblenden konnte.

Der arme Hulderich dachte noch öfter an das, woran Roſalie nicht denken wollte, wiewohl er ſein Möglichſtes that, um ſich ſolche Gedanken aus dem Sinn zu ſchlagen. Denn, ſeitdem er Tag und Nacht von ihnen angefochten wurde, wagte er es immer weniger, die Augen zu Roſalien aufzuſchlagen. Sie kam ihm alle Tage liebreizender vor, und er hätte nicht viel Geld dafür genommen, daß ſie eine einzige Pockennarbe weniger gehabt hätte. Sie ſo, wie ſie war, ſein nennen zu können, war das höchſte Glück, ſo er ſich denken konnte. Aber, ſich einzubilden, daß es ihm jemals erreichbar ſeyn könne, würde ihn nur unglücklicher gemacht haben, und er war es ſchon ſo ſehr, daß, wie viel Müh' er ſich auch gab, heiter und ruhig auszuſehen, ihm doch Jedermann anſah, daß ein geheimer Wurm an ſeinem Herzen nagte.

Es war Zeit, daß die Dame mit dem goldnen Krönchen auf dem Kopfe ſich entſchloß, einen Knoten, den ſie ſelbſt hatte verwickeln helfen, wieder aufzulöſen oder — zu zerhauen.

Eines Abends, da Roſalie, die alte Tante, Hulderich und ſein Vater, in ſtummer Theilnehmung an einander, nachſinnend und traurig beiſammen ſaßen, trat ſie plötzlich, ihr ſchwarzes Stäbchen in der Hand, mitten unter ſie und ſprach: Wenn ich Jedes unter euch mit dieſem Stäbchen berühren und dadurch nöthigen wollte, eures Herzens Gedanken laut zu denken, ſo würde die Laſt, die euch drückt, flugs zu Boden ſinken. Aber, um euch eine kleine Schamröthe zu erſparen, nehme ich die Sache auf mich ſelbſt. Hulderich

liebt Roſalien, wie nur Wenige lieben können, und hat ſie um ihre Pflegemutter wohl verdient. Er liebt ſie ſelbſt, nicht ihr Vermögen, das ſie verloren hat, nicht die Lilien und Roſen ihres Geſichts, welche verſchwunden ſind. Ich habe ihr beides geraubt; es iſt billig, indem ich ſie, nach dem verſchwiegenen Wunſch ihres Herzens, Hulderichen zur Belohnung gebe, daß ich ihr zugleich wiedergebe, was ſie durch mich verlor. Das Handelshaus, dem ihr Vermögen anvertraut war, iſt nicht gefallen; das alte Schloß, das ich ſelbſt in den Brand ſteckte, iſt neu und ſchöner, als es war, wieder aufgebaut; und es ſoll bloß auf Hulderichen ankommen, wie viel Pockengruben ſeine Braut zum Andenken ihres Abenteuers behalten ſoll.

Das Fräulein warf einen bittenden Blick auf Hulderich, und die Fee las in ſeinen Augen, daß er, Roſalien zu lieb, ſich an einer einzigen genügen laſſen wollte.

Wir Feen (fuhr die Feenkönigin fort) ſind, wie bekannt, ſonſt keine Freundinnen von Mißheirathen und ſorgen immer dafür, daß die Königstöchter, die ſich in Hirtenknaben, oder die Prinzen, die ſich in Gänſemädchen und Aſchebrödeln verlieben, am Ende Ihresgleichen in ihnen finden. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Indeſſen urkunde ich hiemit zum Troſt der guten Tante, daß Hulderich in gerader Linie von Vercingetorix, einem uralten Fürſten der Gallier, abſtammt, deſſen Abkömmlinge, was bei ſo vielen hochſtämmigen Geſchlechtern ſchon der Fall war, mit der Länge der Zeit in Dunkelheit herabgeſunken ſind. Die Sorge, einander glücklich zu machen und es ſelbſt dadurch zu ſeyn, wird nun künftig

euer eigen Werk bleiben. Ich habe gethan, was einer guten Fee zukommt, thut nun das Eurige! — Und das thun auch Sie, meine gnädigen Damen und Herren, und — ziſchen mein Mährchen ohne Schonung aus, wenn es Ihnen lange Weile gemacht haben ſollte.

Die Geſellſchaft war zu höflich, die liebenswürdige Erzählerin beim Worte zu nehmen. Im Gegentheil, es wurde ihr viel Schönes ſowohl über ihre Art zu erzählen, als über das Mährchen ſelbſt geſagt.

Was das letztere betrifft, ſagte Amanda, ſo muß ich geſtehen, daß mein Verdienſt dabei ſehr gering iſt, weil nur das Wenigſte und gerade das Alltäglichſte darin mir ſelbſt angehört.

So viel mich meine ziemlich ſtarke Beleſenheit in dieſem Fache belehrt hat, ſagte der junge Herr von P., dürfte dieß wohl von den meiſten Erzählungen und Mährchen behauptet und im Nothfall leicht nachgewieſen werden können. Aber dießmal läßt mich mein Gedächtniß im Stich. Darf man fragen, wie die Quelle heißt, aus welcher Sie geſchöpft haben?

„Ein Traum."

Ein Traum! — der Ihnen ſelbſt geträumt hat? rief Roſalinde.

„Der mir ſelbſt, an einem ſchönen Morgen, vor nicht langer Zeit geträumt hat. Anfang und Ende hing wohl nicht ganz ſo alltäglich darin zuſammen, wie in meiner Erzählung: aber Alles, was in dieſer Feerei iſt, ſchöpfte ich

aus meinem Traume und ſetzte das Uebrige bloß hinzu, um ihm die Geſtalt einer Sache zu geben, die ſich auch außerhalb der Feenwelt hätte zutragen können, inſofern als etwas Ausgemachtes angenommen wird, daß höhere Mächte ſich in die Leitung der menſchlichen Angelegenheiten miſchen."

Die Feen haben Sie mit einer beneidenswürdigen Gabe beſchenkt, liebe Amanda, ſagte Roſalinde, wenn ſolche Träume etwas Gewöhnliches bei Ihnen ſind.

„Gewöhnlich nun eben nicht, erwiederte jene, aber doch auch nicht ſo ſelten, daß nicht eine ganz artige Sammlung heraus käme, wenn ich aus jedem, der ſich dazu ſchickte, ein eigenes Mährchen machen wollte."

Eben dieß (ſagte Herr M. der Philoſoph) beweiſet den natürlichen Beruf, den Fräulein Amanda zum Mährchendichten hat. Das Mährchen iſt eine Begebenheit aus dem Reich der Phantaſie, der Traumwelt, dem Feenland, mit Menſchen und Ereigniſſen aus der wirklichen verwebt und mitten durch Hinderniſſe und Irrwege aller Art von feindſelig entgegen wirkenden oder freundlich befördernden unſichtbaren Mächten zu einem unverhofften Ausgang geleitet. Je mehr ein Mährchen von der Art und dem Gang eines lebhaften, gaukelnden, ſich in ſich ſelbſt verſchlingenden, räthſelhaften, aber immer die leiſe Ahnung eines geheimen Sinnes erweckenden Traumes in ſich hat, je ſeltſamer in ihm Wirkungen und Urſachen, Zwecke und Mittel gegen einander zu rennen ſcheinen, deſto vollkommener iſt, in meinen Augen wenigſtens, das Mährchen. Vorausgeſetzt, ſagte Nadine, daß, bei Allem dem, ſo viel Wahrheit darin ſey,

als nöthig iſt, wenn die Einbildung getäuſcht, das Herz ins Spiel gezogen, und der Verſtand ſanft eingeſchläfert werden ſoll.

Eine Forderung, verſetzte Herr M., die wir zu allen Gattungen von Dichterei mitzubringen berechtigt ſind und dem Mährchendichter um ſo weniger erlaſſen können, da er auch hierin gewiſſermaßen den Traum zum Muſter zu nehmen hat. Denn wie widerſinniſch, unbegreiflich, ja unmöglich die Erſcheinungen, die ein Traum darſtellt, immerhin ſeyn mögen, dem Träumenden kommen ſie natürlich, begreiflich und glaublich vor. Der Dichter ahmt alſo, nach ſeiner Weiſe, dem Traum nach, indem er nicht nur durch die zuverſichtliche unbefangene Treuherzigkeit, womit er die unglaublichſten Dinge als geſchehen erzählt, den Verſtand des Zuhörers, wie ſich Fräulein Nadine ſehr glücklich ausdrückte, einſchläfert, ſondern wirklich das Natürliche mit dem Unnatürlichen ſo fein und künſtlich zu verweben weiß, daß man letzteres gleichſam unter dem Schutz des erſtern unangefochten durchſchlüpfen läßt. Wie ſollte auch das Mährchen dieſen Schutz entbehren können, da es ſeiner Natur nach immer an der Gränze des Ungereimten ſchwebt?

Die ſämmtlichen Glieder der erzählenden Innung dankten dem Philoſophen lachend für das Compliment im Namen der ganzen Brüderſchaft, und ſo begab ſich die Geſellſchaft, unter mancherlei Scherzen und freundlichen Neckereien, mit gewohnter Fröhlichkeit zur Ruhe.

Herr M., dem das Loos die Unterhaltung der Geſellſchaft am vierten Abend aufgetragen hatte, erklärte ſich in einem kleinen Prolog: da er weder ein Geiſtermährchen, noch ein mileſiſches Mährchen, noch irgend eine andere Gattung von aufſtellbaren Mährchen in ſeinem Vermögen hätte, ſo würden die Damen und Herren mit einer kleinen Novelle vorlieb nehmen müſſen, die er ehmals in einem alten wenig bekannten ſpaniſchen Buche geleſen zu haben vorgab. Bei einer Novelle, ſagte er, werde vorausgeſetzt, daß ſie ſich weder im Dſchinniſtan der Perſer, noch im Arkadien der Gräfin Pembroke, noch im Theſſalien der Fräulein von Luſſan, noch im Païs du Tendre der Verfaſſerin der Clelia, noch in einem andern idealiſchen oder utopiſchen Lande, ſondern in unſerer wirklichen Welt begeben habe, wo Alles natürlich und begreiflich zugeht, und die Begebenheiten zwar nicht alltäglich ſind, aber ſich doch, unter denſelben Umſtänden, alle Tage allenthalben zutragen könnten. Es ſey alſo von einer Novelle nicht zu erwarten, daß ſie (wenn auch alles Uebrige gleich wäre) den Zuhörern eben denſelben Grad von Anmuthung und Vergnügen gewähren könnte, den man aus glücklich gefundenen oder ſinnreich erfundenen und lebhaft erzählten

Mährchen zu ſchöpfen pflege. Von der meinigen (ſetzte er hinzu) bitte ich Sie ſich ſehr wenig zu verſprechen. Sie und ich werden uns beiderſeits deſto beſſer dabei befinden; ich, weil ich mir dann Hoffnung machen kann, Ihre Erwartung vielleicht zu übertreffen; Sie, weil Sie ſich nur zu Ihrem Vergnügen getäuſcht finden können. Uebrigens muß ich noch ſagen, daß meine Novelle ſich von allen andern, ſoviel ich weiß, dadurch unterſcheidet, daß ſie keinen Titel hat. Ich habe mir alle Mühe gegeben, dieſen Mangel aus meinem eignen Kopfe zu erſetzen, konnte aber keinen finden, gegen den ich nicht eine Einwendung hatte, die ihn verwerflich machte. Sie mag alſo, weil doch jedes Ding einen Namen haben muß (haben doch ſo viele Undinge einen!), und weil es in dieſem Stück das erſte in ſeiner Art iſt, mit Ihrer Erlaubniß, die Novelle ohne Titel betitelt werden.

Und hiemit begann Herr M. ſeine Erzählung folgendermaßen.

Die Novelle ohne Titel.

Die Familie Moscoſo von Altariva, eine der älteſten und angeſehenſten in Galicien, war auf den gewöhnlichen Wegen, worauf große Häuſer mit der Zeit in Verfall zu gerathen pflegen, nach und nach ſo weit herabgekommen, daß die reichen, aber abgenützten Geräthſchaften einer alten, den Einſturz drohenden Burg, nebſt der Herrlichkeit über ein Paar kleine Weiler, und ein ſechs Ellen langer Stammbaum, beinahe Alles waren, was Don Lope Moscoſo, Graf von Altariva, der letzte Sprößling des ältern Zweiges der Familie, vom Glanz ſeiner Vorfahren übrig behalten hatte. Fern vom Hofe und ſogar in der Hauptſtadt ſeiner Provinz ſelten geſehen, lebte er mit ſeiner Gemahlin Donna Pelaja in einer beinahe einſiedleriſchen Abgeſchiedenheit von der Welt, einzig mit der Erziehung eines Sohns und einer Tochter beſchäftigt, welche, in der nämlichen Stunde geboren, eine ſo große Aehnlichkeit der Geſtalt und Geſichtsbildung mit auf die Welt brachten, daß es, in der Folge, den Eltern ſelbſt nur durch die verſchiedene Kleidung des Geſchlechts möglich war, ſie von einander zu unterſcheiden.

Durch einen Glücksfall, der, wiewohl nicht ohne Beiſpiel, doch in Romanen und Komödien häufiger, als in der wirklichen Welt vorzukommen pflegt, kehrt Don Jago, der einzige Vatersbruder des Don Lope, nach einer vieljährigen Abweſenheit, mit einem in Weſt-Indien erworbenen unermeßlichen Vermögen aus Meriko zurück, mit dem Vorſatz, dasſelbe, da er ohne Leibeserben war, zu Wiederherſtellung des alten Glanzes ſeines Hauſes anzuwenden. Er kaufte alle nach und nach veräußerten Güter wieder zuſammen, baute das Schloß Altariva von Grund aus größer und ſchöner auf, als es je geweſen war, und, wie er ſein Ende herannahen ſah, machte er ein Teſtament, worin er ſeinen Bruderſohn und nach deſſen Tode den jungen Manuel Moscoſo, ſeinen Großneffen, zum einzigen Erben ſeines ganzen Vermögens einſetzte; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß, wofern dieſer ohne Leibeserben abginge, deſſen Schweſter Galora mit einer beträchtlichen Summe abgefunden, die Stammgüter aber und alles Uebrige dem nächſten Seiten-Verwandten zufallen ſollten; einem jungen wenig bemittelten Hidalgo, Don Antonio Moscoſo genannt, der damals zu Ferrol als Fähnrich in des Königs Dienſte ſtand und ſich wenig Hoffnung auf Don Jago's Erbſchaft zu machen hatte, da daß friſche Wachsthum und die blühende Geſundheit des jungen Don Manuel einen ſo dauerhaften und kräftigen Stammhalter verſprach, als Vater und Oheim ſich nur wünſchen konnten.

Wie unangenehm auch dieſe Verfügung zu Gunſten des Seiten-Erben dem Don Lope und ſeiner Gemahlin war, ſo

mußten ſie ſich doch darein ergeben; denn Don Jago hatte rechtsgültige Abſchriften ſeines letzten Willens ſowohl in der königlichen als erzbiſchöflichen Canzlei niedergelegt, und Alles war darin ſo klar, daß der ausgelernteſte Rabuliſt nichts dagegen hätte aufbringen können. Indeſſen machte, wie geſagt, die ſtarke und geſunde Leibesbeſchaffenheit ihres Sohnes ſie von dieſer Seite ſo ſicher, daß ihnen der Fall, wo das Teſtament zum Nachtheil ihrer Tochter Platz greifen könnte, gar nicht unter die denkbaren Dinge zu gehören ſchien.

Allein in den Sternen war es anders geſchrieben. Bald nach dem Ableben des Oheims wurden beide Zwillinge zu gleicher Zeit mit den Pocken befallen, einer Krankheit, gegen welche die damalige Heilkunſt ſo wenig vermochte, daß ſie der Natur und dem Zufall Alles überlaſſen mußte. Das Fieber war von der bösartigſten Beſchaffenheit. Die Eltern zitterten für beider Kinder Leben; wofern aber ja eines von beiden das Opfer ſeyn müßte, ſo vereinigten ſich ihre heißeſten Wünſche für die Erhaltung ihres Sohnes, und wie lieb ihnen auch die kleine Galora war, ſo waren ſie doch bereit, mit ihrem Leben das ſeinige zu erkaufen.

Ihre Gelübde wurden nicht erhört. Don Manuel ſtarb, und Galora blieb am Leben.

In den Augenblicken, da die Wage der Entſcheidung noch über ihnen ſchwebte, gab die Verzweiflung der troſtloſen Mutter einen Gedanken ein, wie wenigſtens dem Vorbehalt des Teſtaments (einem Uebel, das dem Verluſt ihres Sohnes von ihnen gleich geſchätzt wurde), ausgewichen werden könnte. Sie eröffnete das Mittel, worauf ſie in der Angſt ihres

Herzens plötzlich verfallen war, ihrem Gemahl; der Fall war dringend, und ſie hatten keine Zeit, weder der Rechtmäßigkeit noch den Folgen eines ſo außerordentlichen Schrittes nachzudenken. Es war nichts Geringeres, als die junge Galora dem ſterbenden Bruder unvermerkt zu unterſchieben und (außer den wenigen Perſonen, welche das Geheimniß nothwendig wiſſen und gewonnen werden mußten, es ewig in ihrem Buſen zu verſchließen) aller Welt glauben zu machen, daß Galora geſtorben, Don Manuel hingegen ihren Gelübden zu dem heiligen Jago von Compoſtell wiedergegeben worden ſey.

Don Lope nahm dieſen Gedanken ſeiner Gemahlin als eine Eingebung ihres guten Engels auf, und er wurde ſogleich mit der größten Beſonnenheit und Vorſicht ausgeführt. Don Manuel ward, unter dem Namen Galora, in die Familiengruft geſenkt; Galora hingegen erhielt, unter dem Namen Don Manuel, ihre Geſundheit wieder und wurde, als der künftige Erbe und Stammhalter, ſo erzogen, wie das Geſchlecht, zu welchem ſie von nun an gerechnet werden ſollte, es erforderte.

Zu ihrem Glück oder Unglück (welchem von beiden, wird der Erfolg entſcheiden) hatte die Natur ihr alle Anlagen gegeben, die zu Beglaubigung dieſes Betrugs am meiſten beitragen konnten. Sie war von einer derben Leibesbeſchaffenheit, ſtark von Knochen und Muskeln und mehr lang als mittlerer Größe. In ihren Augen hatte ſie etwas Wildes und Trotziges, in ihren Geberden und Bewegungen etwas Raſches, Heftiges und Grazienloſes. Ihre Stimme war tief

und unſanft, und ihr Buſen wurde nicht zum Verräther an ihr, als ſie das Alter erreichte, wo er bei ihresgleichen ſich nicht immer verheimlichen laſſen will. Sie liebte alle ſtarke Leibesübungen, ritt und focht mit allen Rittern der drei Orden Spaniens in die Wette und trieb die Jagd mit Leidenſchaft. Dieſe Uebungen machten denn auch den weſentlichſten Theil ihrer Erziehung aus; und da ſie wenig Neigung zu Beſchäftigungen zeigte, welche einige Anſtrengung des Kopfes und eine ruhige Leibesſtellung erheiſchen: ſo wurde ſie von dieſer Seite um ſo mehr vernachläſſigt, da man es der Klugheit gemäß fand, den verkappten Don Manuel, ſo viel möglich, nur mit ſolchen Perſonen zu umgeben, deren ungebildeter Verſtand und gänzliche Abhängigkeit von ihm ſie zu Bemerkungen von einer feinern und daher gefährlichen Art unfähig machte. Uebrigens konnte Galora beinahe für einen ſchönen Mann gelten; ſie hatte, was man eine vornehme Geſichtsbildung nennt, und war bei Gelegenheiten, wo ihr Stolz aufgefodert wurde, edler und großmüthiger Handlungen fähig.

Außer der verkleideten Galora ſelbſt, welche natürlicher Weiſe in ihrer neuen Art zu ſeyn ſorgfältig unterrichtet werden mußte, wußte Niemand um das Geheimniß, als eine der Donna Pelaja gänzlich ergebene Duenna, die Tochter dieſer Frau, und ein alter Kammerdiener von bewährter Treue und Klugheit. Zu mehrerer Sicherheit hatte man ſo große Vortheile an die Verſchwiegenheit dieſer drei Perſonen gebunden, daß ſie nicht mehr Tugend dazu nöthig hatten, als ein angeſeſſener und wohlhabender Mann braucht, um kein Straßenräuber zu ſeyn.

Galora ſpielte ſich nach und nach ſo gut in ihre Mannsrolle ein, daß ſie in ihrem ein und zwanzigſten Jahr ihres wirklichen Geſchlechts ſich kaum noch mehr bewußt war. Die große Behutſamkeit, an welche ſie ſich hatte gewöhnen müſſen, und die ſie freilich keinen Augenblick vergeſſen durfte, war beinahe das Einzige, was ſie erinnerte, daß ſie nur eine Maske ſey.

Ungefähr um dieſe Zeit gelangte Galora durch den Tod ihrer Eltern zum Beſitz des ganzen Vermögens, welches Don Jago ſeinem Neffen Manuel hinterlaſſen hatte; und da dieſer Umſtand eine Reiſe nach der Hauptſtadt nothwendig machte, und ſie überhaupt mit Perſonen aus höhern Claſſen, als woraus ihre gewöhnliche Geſellſchaft bisher beſtanden, in mancherlei Verhältniſſe ſetzte: ſo mußte ſie bald gewahr werden, wie viel ihr fehle, um unter Männern von Stand und Erziehung eine anſtändige Figur zu machen. Nachdem ſie mit ihrem Vertrauten, dem alten Kammerdiener, zu Rathe gegangen, wurde für das Schicklichſte gehalten, wenn der junge Graf ſich irgend einem unbegüterten Sennor Cavallero, der ein Mann von Erziehung, Lebensart und Weltkenntniß wäre, als eine Art von Mentor oder (weil der junge Herr von nichts, was einem Hofmeiſter ähnlich ſah, wiſſen wollte) unter dem Titel eines Geſellſchafts-Cavaliers zu ſich nähme, aus deſſen Umgang er nach und nach alle die kleinen, aber unentbehrlichen Kenntniſſe ſchöpfen könnte, deren gänzlicher Mangel an einer Perſon ſeines Standes zu auffallend war, um nicht die öffentliche Aufmerkſamkeit zu ſeinem Nachtheil rege zu machen; etwas, wovor der verkappte Graf ſich mehr als irgend ein Andrer zu hüten hatte.

Zufälliger Weiſe war um dieſe Zeit das Regiment, bei welchem der vorhin erwähnte Don Antonio Moscoſo angeſtellt war, abgedankt worden. Dieſer ſah ſich dadurch in eine ſo gedrängte Lage verſetzt, daß er alle ſeine Freunde aufforderte, ihm zu irgend einem anſtändigen Unterkommen zu verhelfen; und ſo geſchah es denn durch eine Verkettung kleiner Umſtände, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, daß beſagter Don Antonio (den wir bereits als den ſubſtituirten Erben des alten Oheims kennen) zum Poſten eines Geſellſchafters des vorgeblichen Don Manuel vorgeſchlagen wurde.

Don Antonio beſaß alle Eigenſchaften, die man zu dieſer Stelle erforderte, und noch eine mehr, die in der That zu viel war, aber doch kein hinlänglicher Grund zu ſeyn ſchien, ſich eines ſonſt ſo anſtändigen Subjects zu berauben; dieſe war, daß er, ohne Uebertreibung, für den ſchönſten Mann in ganz Galicien, Aſturien und Biscaya gelten konnte. Er wurde alſo, dieſes Fehlers ungeachtet, unter dem Namen Don Alonſo Noya im Schloſſe von Altariva eingeführt; ein Name, den er angenommen hatte, weil er die Verheimlichung ſeines Geſchlechtsnamens und des Verhältniſſes, worin er vermöge desſelben mit dem Grafen Don Manuel ſtand, unter den gegenwärtigen Umſtänden für etwas Unumgängliches hielt; denn, daß er, dem Teſtament zufolge, ſchon wirklicher Herr von Altariva ſey, war etwas, wovon er ſich eben ſo wenig träumen ließ, als daß er Anſprüche an das Kaiſerthum im Monde habe. Im Gegentheil, da er nicht zweifeln konnte, daß Don Manuel ſich vermählen und an ehelichen Leibeserben

keinen Mangel haben würde, ſchlug er ſich alle Gedanken an die Möglichkeit, daß der Fall, den das Teſtament vorhergeſehen, zu ſeinen Gunſten ſich ereignen könnte, gänzlich aus dem Sinn und war bloß darauf bedacht, ſeinen neuen Patron kennen und behandeln zu lernen und, da er wenig Hoffnung ſah, ihm von ſonderlichem Nutzen zu ſeyn, ſich ihm — ſo viel ohne allzu große Aufopferung ſeiner eigenen Art zu leben möglich war — angenehm zu machen.

Das letztere glückte ihm ſo gut, daß er kaum einige Wochen unter die Hausgenoſſen von Altariva gezählt wurde, als die Duenna, die bei dem Grafen in beſondern Gnaden ſtand, bereits gegen den alten Kammerdiener die Bemerkung machte, daß Don Alonſo auf dem Wege ſey, erklärter Günſtling zu werden, und, wofern ſie nicht auf ihrer Hut wären, ſie unvermerkt auf die Seite drängen würde. In der That ſchien Don Manuel täglich mehr Gefallen an ihm zu finden; Alonſo mußte ihn auf allen ſeinen Spazierritten, auf der Jagd und überall wie ſein Schatten begleiten; nichts wurde ohne ſeine Beiſtimmung vorgenommen, Alles ging zuletzt durch ſeine Hände, kurz, er war des Grafen Auge, Ohr und rechte Hand und verwunderte ſich öfters ſelbſt darüber, da er ſich eben keine große Mühe gab, ſich bei ihm in Gunſt zu ſetzen oder die wenige Uebereinſtimmung ihrer Neigungen zu verbergen, welche täglich mehr zum Vorſchein kam und zu manchen kleinen Wortwechſeln und Verkältungen Anlaß gab, wobei Don Manuel, ſeiner leicht aufbrauſenden Hitze ungeachtet, den Frieden immer zuerſt anbieten mußte. Wirklich war es der Graf, der, zu Jedermanns Verwunderung,

ſeinem Günſtling zu gefallen, ſich ſelbſt Gewalt zu thun anfing. Er ging ſeltner auf die Jagd, ſeitdem Alonſo ſich hatte merken laſſen, daß er an dieſem barbariſchen Vergnügen (wie er's nannte) keinen Gefallen finde. Er lernte die Guitarre ſpielen, um die Romanzen begleiten zu können, deren Don Alonſo eine große Menge ſehr ſchön zu ſingen wußte; ja, es ging endlich ſo weit, daß er alle Tage eine mühſelige Stunde dazu verwendete, ſich im Leſen zu üben, und es wirklich in kurzer Zeit ſo weit brachte, daß er in einer großen Folio-Ausgabe des Amadis aus Gallien ziemlich fertig buchſtabiren konnte.

Alle dieſe und tauſend andere nicht ſo ſtark in die Augen fallende, aber im Grunde noch weniger erklärbare Veränderungen, die ſich an Don Manuel zeigten, würden den ſchönen Alonſo vermuthlich in einige Verlegenheit geſetzt haben, wenn ſie ihm aufgefallen wären, und würden ihm ohne Zweifel aufgefallen ſeyn, wenn nicht ein andrer Gegenſtand im Schloſſe zu Altariva ſich unvermerkt ſeiner Aufmerkſamkeit und ſeines Herzens bemeiſtert hätte.

Eine Schweſtertochter der Gräfin Pelaja war ihr, einige Zeit vor ihrem Tode, von ihrer ſterbenden Schweſter (der Wittwe des Corregidors eines kleinen Städtchens in Biscaya) vermacht worden, um ſie vollends zu erziehen und, da der Mangel an Vermögen ihr keine fröhlichere Ausſicht ließ, ſie je bälder je lieber in einem Kloſter zu verſorgen. Donna Roſa (ſo nannte ſich die junge Perſon, die ſich der Freigebigkeit des Glücks ſo wenig zu rühmen hatte) war dafür von der guten Mutter Natur mit der reizendſten Graziengeſtalt

und einem Paar ſo ſchwarzen feuervollen Augen, ſo ſchönen Händen und Armen und einem ſo lieblichen Buſen begabt worden, als man je an einer Biscayerin geſehen hatte. Mit einer ſolchen Ausſtattung fühlt ein junges Mädchen gewöhnlich keinen ſehr entſchiedenen Beruf zum Nonnenſchleier. Donna Pelaja wenigſtens war dieſer Meinung und konnte ſich ſo lange nicht entſchließen, ihre arme Nichte auf immer von ſich zu verbannen, bis ihr, vom Tod übereilt, nichts Andres übrig blieb, als ſie ſterbend der Fürſorge ihres vorgeblichen Sohnes Don Manuel zu empfehlen. Donna Roſa war alſo, da ihre Reiſe ins Kloſter von einer Zeit zur andern aufgeſchoben wurde, bisher immer im Schloſſe zu Altariva geblieben, wo ihr als der nächſten Anverwandtin des Grafen mit größter Achtung begegnet wurde; zumal da dieſer, vermuthlich um den Vorwurf eines unerklärbaren Kaltſinns gegen das ſchöne Geſchlecht von ſich abzulehnen, bis um die Zeit, da Alonſo Alles bei ihm zu gelten anfing, ſich in eine Art von Verhältniß gegen ſie geſetzt hatte, welches ſich, (wie Jedermann und Donna Roſa ſelbſt zu glauben ſchien) über kurz oder lang für eine entſchiedene Leidenſchaft erklären mußte.

Der ſchöne Alonſo, der ſo Vieles in dieſem Hauſe veränderte, gab auch dieſem Verhältniß in kurzem eine ganz andere Geſtalt. Don Manuel wurde täglich kälter gegen ſeine Baſe, und Donna Roſa zuſehends wärmer gegen Don Alonſo; wenigſtens hätte dieſer ſich ohne Albernheit ſchmeicheln können, nicht abgewieſen zu werden, wofern ſeine Umſtände es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, die Leidenſchaft,

die ſie ihm auf den erſten Anblick eingeflößt, in ſeinem Innerſten zu verſchließen.

Die Wahrheit zu ſagen, ſo hatte Donna Roſa, ohne für den Grafen das zu fühlen, was man, im eigentlichen Sinne des Worts, Liebe nennt, ſich ſehr klar und lebhaft vorgeſtellt, daß es ohne Vergleichung angenehmer ſeyn müßte, Gräfin Altariva zu werden, als in einem melancholiſchen Nonnenzwinger aus Liebe zu einem himmliſchen Bräutigam ihren Leib zu caſteien und Pſalter zu ſingen. So lange ſie ſich daher Hoffnung machte, daß Don Manuel eine Abſicht auf ſie habe, würde der ſchöne Ritter Don Galaor ſelbſt nicht ſchön genug geweſen ſeyn, ſie zu einer Untreue an — ihrem eigenen Vortheil zu verleiten. Aber von dem Augenblick an, da ſie an ſeiner Gleichgültigkeit gegen ſie nicht länger zweifeln konnte, fand ſie keinen Grund mehr, dem Hang ihres Herzens zu widerſtehen, und Alonſo hätte blinder als Amor ſelbſt ſeyn müſſen, wenn er nicht in ihren großen Gazellenaugen geleſen hätte, was ſie ihm (vermuthlich aus der nämlichen Urſache, die ihn ſelbſt zum Schweigen verurtheilte) auf jede andere Weiſe ſorgfältig zu verbergen ſuchte.

Indeſſen ſchien ihr das Benehmen des Grafen Manuel täglich unbegreiflicher. Sie beobachtete ihn daher immer ſchärfer, und die Sache wurde ihr um ſo verdächtiger, da ſie zu bemerken glaubte, daß ſie ſelbſt von dem Grafen eben ſo ſcharf und argwöhniſch beobachtet werde. Eine Nebenbuhlerin wittert die andre, wenn ich ſo ſagen darf, durch eine ſiebenfache Verkleidung, und Don Manuel verrieth ſein Geheimniß unwiſſender Weiſe alle Augenblicke. Er heftete bald ſo

zärtliche, bald ſo finſtre und feindſelige Blicke auf den ſchönen Alonſo! — ſeine Stimme wurde zuweilen ſo ungewöhnlich ſanft — oft war es, als ob irgend etwas Unnennbares in ſeinem Buſen arbeite — Donna Roſa hatte ſogar einsmals ein Paar mit Mühe zurückgehaltene Thränen in ſeinen trübfunkelnden Augen ſchwimmen ſehen. Ganz gewiß, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, hierunter liegt ein ſeltſames Geheimniß — Don Manuel iſt ein — Mädchen! — Und von dem Augenblick an ruhte die ſchöne Biscayerin nicht, bis ſie ihr Gewiſſen von aller Gefahr, ihm Unrecht zu thun, gänzlich erleichtert hatte.

Welch eine Entdeckung! Aber wo den Schlüſſel zu dieſem Räthſel hernehmen? — War Alonſo in das Geheimniß verwickelt? — Sie verdoppelte ihre Aufmerkſamkeit und glaubte augenſcheinlich zu ſehen, daß die Leidenſchaft des verkappten Don Manuel einſeitig, und Alonſo nicht weniger darüber betroffen ſey, als ſie ſelbſt. Was ſollte ſie auch, wenn ſie einverſtanden waren, bewogen haben, eine ſo widerſinniſche Rolle zuſammen zu ſpielen? Die Unmöglichkeit, ſich Licht hierüber zu verſchaffen, wurde ihr täglich peinlicher; denn im Schloß war Niemand, dem ſie ſich hätte vertrauen dürfen. Wie gern hätte ſie ihre Entdeckungen dem Alfonſo mitgetheilt! Aber, wofern ihm (wie Alles ſie glauben machte) Don Manuels wahres Geſchlecht noch unbekannt war, wär' es nicht unvorſichtig von ihr geweſen, ihm eine Nebenbuhlerin zu entdecken? Wie ſehr ihr auch die Eigenliebe dafür gut ſagte, daß ſie von den ſtieren Junonsaugen und der Adlernaſe des unrechten Don Manuel nichts zu beſorgen habe, ſo glaubte ſie doch immer wieder eine andere Stimme in ihrem Buſen

zu hören, die ihr zuflüſterte, daß der Eitelkeit und den Launen der Männer nicht zu trauen ſey. Genug, ſie wagte es nicht zu reden und wußte doch auch nicht, wie ſie ein Geheimniß länger zurückhalten ſollte, daß ihr zuweilen die Bruſt zu zerſprengen drohte.

Alonſo's Lage zwiſchen Don Manuel und Donna Roſa war nicht viel weniger peinlich. Was wollte ihm jener? Wie ſollte er ſich das widerſinniſche, leidenſchaftliche Betragen des Grafen erklären? Aber du, ſagte er zu ſich ſelbſt, was willſt du? Was ſoll aus deiner Liebe zu Donna Roſa werden? Wenn du auch, wie es ſcheint, wieder geliebt wirſt, was bleibt uns zuletzt, als dir eine Karmeliterkutte und ihr der Schleier?

Indeſſen war die Lage der armen Galora, die mit Amors giftigem Pfeil im Buſen noch immer den Don Manuel ſpielen mußte, bei weitem die peinvollſte. Heftig in allen ihren Neigungen, gewohnt, immer ihren Willen zu haben, ſtolz und trotzig bei jedem Widerſtand, mußte ſie jetzt beidem, ihrem angebornen und ihrem angenommenen Charakter, eine Gewalt anthun lernen, wozu ſie, ſobald ſie ſich mit Don Alonſo allein ſah, keine Kraft in ſich fühlte. Wie oft hätte ſie ſich in eine Löwin verwandeln mögen, um den Menſchen in Stücke zu zerreißen, der ſie eine in ihren eigenen Augen ſo ſchmähliche Rollen zu ſpielen nöthigte! Oft verwünſchte ſie die Stunde, da ihre Eltern aus unverſtändiger Liebe ihr dieſe unnatürliche Rolle aufgezwungen. Was für einen Ausgang konnten ſie davon erwarten?

„Aber ſteht es denn nicht bloß bei dir, ſagte ſie ſich endlich ſelbſt, dieſe verhaßten Kleider und mit ihnen dieſe

ganze unſelige Erbſchaft von dir zu werfen, um glücklich zu ſeyn? — Glücklich zu ſeyn? — Wahnſinnige! Liebt er dich denn? Iſt nicht dieſe Bettlerin zwiſchen ihm und dir, die alle ihre buhleriſchen Künſte aufbietet, ihn zu umſpinnen und zu verſtricken? — Und wenn er mich auch kennte, mich auch liebte, was würden die Folgen der Entdeckung meines Geheimniſſes ſeyn? Unmöglich könnt' es der Welt länger verborgen bleiben, wenn es ihm bekannt wäre. Oder was kann ich von ihm verlangen? von ihm erwarten?"

Dieſe und ähnliche Gedanken, womit ſie ſich ohne Ruhe bei Tag und ohne Schlaf bei Nacht herumtrieb, brachten ſie bald der Verzweiflung, bald dem Wahnſinn nahe. Bald wollte ſie die arme Roſa auf der Stelle ins Kloſter ſchicken, bald Don Alonſo aus dem Schloſſe jagen, bald beiden und dann ſich ſelbſt einen Dolch ins Herz ſtoßen. Aber, ſobald ſie einen von dieſen wüthenden Gedanken ausführen wollte, fühlte ſie ſich ohne Muth, und eine klägliche Erſchlaffung war gewöhnlich das Ende ſolcher leidenſchaftlicher Selbſtgeſpräche.

Die Noth zwang ſie endlich, ſich der alten Duenna zu entdecken, welche lange vergebens um ſie herum geſchlichen war, um ſie zum Geſtändniß deſſen zu bringen, was für die Alte ſchon lange aufgehört hatte ein Geheimniß zu ſeyn. Natürlicher Weiſe verſchaffte dieß Galoren eine augenblickliche Erleichterung; aber von den Mitteln, welche die Duenna vorſchlug, mußte bei genauerer Ueberlegung eines nach dem andern verworfen werden. Nach verſchiedenen fruchtlos abgelaufenen Berathungen brachte es die Alte endlich dahin, daß der verkappte Don Manuel ſich zu einem Verſuch bequemte,

den jene für den letzten Rath erklärte, den ſie in ihrem Gehirn aufzutreiben wiſſe. Galora ſollte nämlich Alonſo'n das ganze Geheimniß ihrer Unterſchiebung an die Stelle ihres verſtorbenen Bruders entdecken und ihm dann den Vorſchlag einer heimlichen Eheverbindung thun, wobei von beiden Theilen nichts gewagt würde, da das Geheimniß im Buſen weniger von ihrem eigenen Vortheil zur Verſchwiegenheit genöthigter Perſonen vergraben liegen und alſo der Welt ewig verborgen bleiben würde. Sie ſollte ihm zugleich mit ihrer Perſon alle Gewalt, die er nur immer wünſchen könnte, über ihr Vermögen einräumen; und, wenn auch nicht die Liebe, ſo müßte doch ein alle ſeine Erwartungen ſo weit überſteigendes Glück ihn nöthigen, ihre Hand mit unbegränzter Dankbarkeit anzunehmen. Die Duenna verſprach, dieſen Antrag, der ihrer Meinung nach unmöglich abgewieſen werden könnte, in eigener Perſon an Don Alonſo zu bringen, und die Ausführung ſollte nicht länger als bis zum folgenden Morgen verſchoben werden.

Donna Galora ſchien ſich mit dieſem Vorſchlag zu beruhigen. Aber kaum ſah ſie ſich allein, ſo faßte ſie plötzlich, wie durch Eingebung ihres guten oder böſen Dämons, die Entſchließung, anſtatt ſich in einer Sache von dieſer Natur einer fremden Perſon anzuvertrauen, Alles noch in dieſer nämlichen Nacht durch ſich ſelbſt auszuführen.

Sogleich ließ der vermeinte Graf das Kammermädchen der Donna Roſa zu ſich rufen, und nachdem er einen feierlichen Schwur der Verſchwiegenheit von ihr genommen, befahl er ihr, ſobald ihre Gebieterin eingeſchlafen ſeyn würde, ihm

einen vollſtändigen weißen Anzug aus ihrer Kleiderkammer zu verſchaffen. Er habe im Sinn, ſagte er, ſich einen Spaß mit Don Alonſo zu machen und ihn in der Mitternachtsſtunde in weiblicher Geſtalt, als der Geiſt einer ehemals von ihm geliebten Dame, zu überraſchen. Das Mädchen, von einer Handvoll Gold zu Allem willig gemacht, vollzog den Auftrag aufs pünktlichſte, brachte das Befohlne, und vermittelſt ihres Dienſtes ſtand Galora, noch vor Mitternacht in dem vollſtändigen Anzug ihres eignen Geſchlechts da. Sie entließ nun das Mädchen, trat vor einen großen Spiegel und betrachtete ſich ſelbſt mit einem ſeltſamen Gemiſch von Erſtaunen und Grauen; und als ob auf einmal, mit dem Coſtume ihres Geſchlechts, das ganze ſtolze Gefühl der weiblichen Würde in ſie gefahren wäre, ergriff ſie, von neuen, ihr ſelbſt fremden Gedanken und Vorſätzen getrieben, einen Leuchter mit brennender Kerze, öffnete ihre Thür und ging mit großen feierlichen Schritten gerade auf das Zimmer Don Alonſo's zu.

Indem ſie hineintrat, fuhr der bereits eingeſchlafene Alonſo in ſeinem Bette auf und erſchrak nicht wenig, da er zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit die weiße weibliche Geſtalt mit dem Wachslicht in der Hand auf ſich zukommen ſah. Sein Entſetzen vermehrte ſich, als er, wie ſie näher herankam, die Züge des Grafen in ihrem Geſicht zu ſehen glaubte. Faſſen Sie ſich, Don Alonſo, ſagte ſie; Ihre Augen täuſchen Sie nicht — ich bin Don Manuel — aber Don Manuel iſt nicht, was er bisher geſchienen: er iſt — was ich wirklich bin — ein Weib!

Ein Weib? rief Alonſo außer ſich vor Beſtürzung —

Hören Sie mich ruhig an, Alonſo, ſagte Galora, indem ſie das Licht auf ein Tiſchchen ſetzte und ſich ſelbſt in einen Lehnſtuhl, Alonſo gegenüber, niederließ; ich habe Ihnen eine große Entdeckung zu thun und ein großes Unrecht gut zu machen. Ort und Zeit ſind unſchicklich; aber eine Gewalt, die mir ſelbſt fremd iſt, treibt mich unwiderſtehlich; ich muß thun, was ich jetzt thun will, und die Sache leidet keinen Aufſchub, denn wir ſehen uns zum letzten Mal.

Alonſo, deſſen Erſtaunen immer höher ſtieg, wollte ſie hier unterbrechen; aber ſie befahl ihm in ihrem gewohnten herriſchen Ton, ſie anzuhören und zu ſchweigen. Und nun fing ſie an, ihm Alles zu entdecken, was uns bereits bekannt iſt, die Erbſchaft, das Teſtament, den Tod ihres einzigen Bruders, und wie die Verzweiflung über den Verluſt eines ſo großen Vermögens ihre Eltern zu der unüberlegten Maßnehmung gezwungen, ihre einzige Tochter Galora dem ſterbenden Bruder unterzuſchieben, und wie es ihnen gelungen, den Betrug ſo glücklich vor aller Welt zu verbergen, daß der rechtmäßige Erbe bis auf dieſe Stunde keinen Argwohn ſchöpfe. Es kommt mir nicht zu, fuhr ſie fort, meine Eltern eines Verbrechens anzuklagen, das ſie bloß aus Liebe zu mir begangen haben. Sie wollten mein Glück, als ſie mich, aus einem fatalen Irrthum, zu einem unnatürlichen Weſen umſchufen. Die Gerechtigkeit des Himmels hat es anders verfügt. Sie, Don Alonſo, mußten zu Altariva erſcheinen, und — die Natur rächte ſich durch Sie auf eine grauſame Art an dem thörichten Geſchöpf, das ihr Trotz geboten hatte.

Eine unglückliche Leidenſchaft überwältigte meine bisher behauptete Unempfindlichkeit. Ich habe lange mit ihr gerungen; aber ſie iſt eben ſo unbezwingbar, als hoffnungslos. Das Leben iſt mir verhaßt, und die unwürdige Rolle, die ich geſpielt habe, unerträglich. Morgendes Tages verbirgt mich ein Kloſter auf ewig vor den Augen der Welt. Ich überlaſſe dem rechtmäßigen Erben, was ihm gebührt, und Sie, Don Alonſo, ſagte ſie mit ſinkender Stimme, indem ſie einen Ring von hohem Werth vom Finger zog, nehmen Sie dieſes Andenken an eine Unglückliche an, die zu tief fühlt, daß ſie Ihrer unwürdig iſt, als daß ſie den geringſten Anſpruch an Gegenliebe zu machen fähig wäre.

Hier ſchwieg Galora, indeß in Don Alonſo plötzlich eine Verwandlung vorging, die ihm ſelbſt noch vor wenig Minuten unmöglich geſchienen hätte. Wir ſind wunderliche Geſchöpfe, wir Männer, und ich zweifle ſehr, ob einer von uns dafür ſtehen könnte, daß ihm in einer ähnlichen Lage nicht daſſelbe begegnen könnte. Wie viele zugleich auf ſein Gemüth und ſeine Sinnen eindringende Vorſtellungen und Gefühle vereinigten ſich, ihn gerade auf der ſchwächſten Seite des Mannes anzufallen! — Die überraſchende Umgeſtaltung des Grafen Don Manuel in eine junge Dame, welche zwar an Schönheit und Anmuth mit Donna Roſa nicht zu vergleichen war, aber, was ihr von dieſer Seite fehlte, durch eine ſeiner Eitelkeit unendlich ſchmeichelnde Leidenſchaft erſetzte, eine Leidenſchaft, an deren Wahrheit und Stärke die Größe des Opfers, ſo ſie ihr zu bringen bereit war, keinen Augenblick zweifeln ließ — der wunderbare Zauber, womit

ein Weib, das wir für uns leiden ſehen, ſich plötzlich in unſern Augen verſchönert — der Umſtand des Orts und der Zeit, der (ich geſteh' es im Namen aller Männer) uns ſchon die bloße Nähe eines weiblichen Weſens gefährlich macht — zu Allem dieſem noch das ihm ſo neue Gefühl, daß es in ſeiner Macht ſtehe, die ſtolze Galora durch das Opfer, womit er das ihrige erwiedern wollte, an Großherzigkeit noch zu übertreffen — alle dieſe Gedanken und Gefühle, die auf einmal mit Blitzes Geſchwindigkeit in ſeiner Seele aufloderten, drangen ihm plötzlich eine raſche Entſchließung ab, welche drei Minuten kühler Ueberlegung in der Geburt erſtickt haben würden.

Hören Sie, ſprach er, als ſie zu reden aufgehört hatte, hören Sie nun auch mich, Donna Galora, und bewundern Sie mit mir, auf welchen ſonderbaren Wegen das Schickſal unſre Vereinigung zu wirken gewußt hat. Auch ich bin nicht, was ich Ihnen ſcheine; der Name, unter welchem Sie mich kennen, iſt ein angenommener; mein wahrer Name iſt Antonio Moscoſo — ich bin dieſer im Teſtament Ihres Großoheims Ihrem Bruder ſubſtituirte Erbe —

Was hör' ich? Iſt's möglich? rief Galora, vor Beſtürzung zuſammenfahrend und aller ihrer Stärke benöthigt, um ſich in ihrem Lehnſtuhl aufrecht und bei Beſonnenheit zu erhalten.

Daß ich, fuhr er fort, Antonio Moscoſo bin, ſoll Ihnen und Allen, denen daran liegt, ſehr leicht bis zur völligſten Ueberzeugung gewiß gemacht werden. Und daß ich es bin, iſt mir in dieſem Augenblick nur darum lieb, weil es mich in den Stand ſetzt, Sie durch einen rechtsgültigen Titel im

Beſitz der Güter Ihres Oheims zu beſtätigen. Wie könnt' ich unempfindlich gegen eine ſo großmüthige Liebe ſeyn? Nein, Donna Galora, rief er, indem er ihre Hand ergriff und an ſeine Lippen drückte — ich liebe Sie, ich widme Ihnen mein Leben, und es iſt in Ihrer Gewalt, mich in dieſem Augenblick zum glücklichſten aller —

Halten Sie ein, fiel ihm Donna Galora in die Rede; ich bin durch der Meinigen und meine eigne Schuld unglücklich; aber verächtlich — in meinen eigenen Augen, und unfehlbar auch in den Ihrigen, ſollen Sie mich nicht ſehen! — Ich laſſe mir ſelbſt Gerechtigkeit widerfahren, Don Antonio. Sie können mich nicht lieben; ich weiß zu gut, daß ich nicht gemacht bin, mit Donna Roſa um Ihr Herz zu kämpfen; ich weiß, daß ich nicht liebenswürdig bin. Die Gewohnheit, von früher Jugend an mein Geſchlecht zu verleugnen, hat mir jede ſeiner Reizungen geraubt. Die Gewalt, die meine Natur dadurch erlitten hat, iſt nie wieder gut zu machen. Die unglückliche Fertigkeit, den Mann zu ſpielen, würde mich nie verlaſſen. Ich bin für alle zarte weibliche Verhältniſſe und Gefühle unwiederbringlich verloren. Ich würde Sie unglücklich machen, Don Antonio, und mich ſelbſt dafür verabſcheuen, daß es nicht in meinem Vermögen ſtände, anders zu werden. Ueberlaſſen Sie mich meinem Schickſal!

Nein, edelmüthige Galora, erwiederte Don Antonio, der indeſſen wieder zur Beſinnung gekommen war und, durch ſtille Vergleichung der unweiblichen Galora mit der zauberiſchen Roſa mächtig abgekühlt, es jener in ſeinem Herzen Dank wußte, daß ſie ihn ausſchlug — Nein, Donna Galora, Sie

ſollen wenigſtens eine Erbſchaft mit mir theilen, woran die Natur und die Geſetze Ihnen ein näheres Recht gegeben haben, als mir — Sie ſollen — meine Schweſter ſeyn, wollte er hinzuſetzen, aber die ungeſtüme Galora ließ ihn nicht zum Worte kommen. Nichts von Ihrer Großmuth, rief ſie mit einer Heftigkeit, die zu allem Ueberfluß noch einen Strom kalten Waſſers auf Antonio's ſchon verloderte Flamme goß; da ich die Ihrige nicht ſeyn kann, will ich auch von Ihrem Vermögen nichts. Die Summe, die das Teſtament mir verſichert, iſt für meine Bedürfniſſe mehr als hinreichend. Leben Sie wohl, Don Alonſo — oder Antonio! Wenn wir uns je wieder ſehen, ſo wird es im Sprachzimmer der Karmeliterinnen zu San Jago de Compoſtella ſeyn.

Hiemit ſtand ſie auf, kehrte, ohne noch einen Blick auf Don Antonio zu werfen, in ihr Zimmer zurück, rief der erſtaunten Duenna, ſagte ihr, was ſie gethan hatte, befahl ihr, mit dem früheſten Morgen einen Reiſewagen bereit zu halten, und fuhr mit ihr und ihrer Tochter nach dem ſelbſt erwählten Ort ihrer künftigen Beſtimmung ab — mit Hinterlaſſung eines Blatts für Donna Roſa, worin ſie ihr und den ſämmtlichen Bewohnern von Altariva in wenig Worten ſo viel Licht über dieſe ſeltſame Kataſtrophe gab, als für den erſten Augenblick nöthig war.

Nachdem in der Folge Alles ſeine rechtsbeſtändige Aufklärung erhalten hatte, nahm Don Antonio Beſitz von der Erbſchaft; und da weder die Augen, noch das Herz, noch die Eitelkeit der ſchönen Roſa die geringſte Einwendung gegen ſeine Liebe zu machen hatten, ſo endigte ſich dieſe Novelle

ohne Zweifel, wie ſich alle Komödien und beinahe alle Novellen endigen; die wenigen abgerechnet, die ein tragiſches Ende nehmen — was, wie Sie ſehen, auch hier gar leicht der Fall hätte ſeyn können, wenn ich hartherzig genug geweſen wäre, Sie insgeſammt, zur Belohnung Ihrer Geduld, mit der Anwartſchaft auf gräßliche Träume zu Bette zu ſchicken.

Ich für meinen Theil erkenne mich Ihnen ſehr dafür verpflichtet, daß Sie es nicht gethan haben, ſagte Amande. Ich geſtehe, daß ich lieber gar nichts hören und leſen mag, als ſolche peinvolle, herzzerreißende und ſchlafſtörende Martergeſchichten, wie z. B. die tragiſchen Novellen von Herrn d'Arnaud de Baculard und ſeines gleichen, wie beredt, empfindſam und herzbrechend ſie auch immer geſchrieben ſeyn mögen. Ich liebe einen ruhigen Schlaf und leichte Träume, und wenn ein Dichter mir ja Thränen ablocken will, ſo ſollen es ſüße, nicht blutige Thränen ſeyn.

Ich halte es mit Ihnen, liebe Amande, ſagte Nadine; auch ſehe ich nicht, wie Herr M. ſeiner Novelle, ohne ihr Gewalt anzuthun, einen tragiſchen Ausgang hätte geben können.

Fordern Sie mich nicht heraus, gnädiges Fräulein, ſagte Herr M., oder ich ſpiele Ihnen irgend eine Intrigue hinein, wodurch ich Donna Roſa nöthige, dem ſchönen Alonſo einen geheimen nächtlichen Beſuch zu machen, — etwa um ihm zu entdecken, daß ein Anſchlag geſchmiedet iſt, ſie morgen früh mit Gewalt ins Kloſter abzuführen, welchen Falls es denn ganz natürlich iſt, daß ſie (in der Vorausſetzung, daß das Glück ihres Lebens ihm nicht ganz gleichgültig ſey) ihn, der zu Altariva Alles vermag, um ſeinen Schutz anruft. So

wie die Sachen zwiſchen Alonſo und Roſa ſtehen, kann er dann weniger nicht thun, als ihr zu Füßen zu fallen und ihr eine ſo feurige Liebeserklärung zu thun, als von einem verliebten Spanier, der ſeine Flamme ſchon ſo lange in ſeinem Buſen verſchloſſen herumgetragen hatte, zu erwarten iſt. Zum Unglück ſtürmt in dieſem Augenblick Donna Galora, mit der Kerze in der einen und einem ſcharfgeſchliffenen Dolch in der andern Hand herein, in der Abſicht, ihren Unempfindlichen zur Liebe zu bewegen oder ſich vor ſeinen Augen zu ermorden. Don Alonſo zu Roſens Füßen treibt ſie zur Raſerei; ſie ſpringt mit funkelnden Augen auf das arme Mädchen zu und ſtößt ihr den Dolch in die Bruſt. Alonſo, außer ſich vor Entſetzen, Wuth und Verzweiflung, will ihr den Dolch aus der Hand reißen; ſie ringen mit einander; Alonſo wird tödtlich verwundet und ſtürzt, ſein Leben in Strömen ſiedenden Blutes ausflutend, über Roſens Leichnam her. Galora kniet neben ihm nieder, hält eine Rede in terze rime oder in Aſſonanzen auf U, wobei ihr ſelbſt die Haare zu Berge ſtehen, erſticht ſich und vollendet, indem ſie auf Don Alonſo hinſinkt, eine der ſchönſten tragiſchen Gruppen, die man je mit Augen geſehen hat. Alles das, mit recht grellen Farben und derben Pinſelſtrichen gehörig ausgemalt und wie es heut zu Tag die Mode iſt, auf die höchſte Spitze des Schrecklichen und Unſinnigen getrieben, — meinen Sie nicht, daß meine Novelle neben den allergräßlichſten ſich mit Ehren ſehen laſſen dürfte?

Die Damen hielten ſich lachend Augen und Ohren zu, um von dem grauſamen Spectakel nichts zu ſehen noch zu hören.

Aber der junge von P. wollte Herrn M. ſo leicht nicht durchwiſchen laſſen. Scherz bei Seite, ſagte er, ich denke nicht, daß es ſo ganz allein auf die Willkür eines Novellenmachers ankomme, ob er der Geſchichte einen glücklichen oder unglücklichen, erwünſchten oder jammervollen Ausgang geben will. Die Anlage zum einen oder andern muß doch wohl bereits im Stück ſelbſt liegen, und, mit Horaz zu reden, der Weinkrug, den der Töpfer drehen wollte, muß, wenn das Rad ausgelaufen iſt, keinem Milchtopf ähnlich ſehen. Es könnte alſo allerdings noch die Frage ſeyn, ob es nicht deſto beſſer geweſen wäre, wenn die Novelle des Herrn M. ein tragiſches Ende genommen hätte?

Wie ſo? fragte Nadine.

Ich, zum Exempel, verſetzte Herr von P., finde nicht, daß Galora ihrem ſtolzen, ſelbſtſüchtigen und heftigen Charakter ſehr gemäß handelt, wenn ſie die theuer erkauften Früchte ſo mancher zwangvoller Jahre und einer ſo mühſamen Verleugnung deſſen, wozu die Natur ſie gemacht hatte, auf einmal aufgibt und wie ein liebeſieches Mädchen in ein Kloſter geht, um den Mann, den ſie liebt, ohne Kampf einer Nebenbuhlerin zu überlaſſen, die in ihrer Gewalt iſt, und die ſie ſich alle Augenblicke vom Halſe ſchaffen kann. Ein ſo zahmes mattherziges Benehmen iſt nicht in der Sinnesart eines ſolchen Mannweibes, wie uns Galora beſchrieben wurde. Sie mußte ſich nicht (wie man uns ſagte) daran begnügen, den dreifachen Mord in Gedanken zu begehen; ſie mußte es wirklich aufs Aeußerſte ankommen laſſen. Auch wollte ich wetten, wenn wir die Wahrheit ſagen wollten, wir würden

Alle geſtehen müſſen, daß wir auf einen tragiſchen Ausgang gefaßt waren und uns, durch die unvermuthete Entmannung der armen Galora und die glücklichen Ausſichten der ſchönen Biscayerin am Ende des Stücks, in unſrer Erwartung ſehr getäuſcht fanden.

Wollen Sie mir erlauben, Herr M., ſagte Roſalinde mit einem ſchalkhaften Blick auf Herrn von P., daß ich Ihre Rechtfertigung gegen dieſen ſchwer zu vergnügenden Kunſtrichter auf mich nehme, der ſich beklagt, daß die Braut zu ſchön iſt und, ſtatt Ihnen für eine friedliche und ſchiedliche Entwicklung Dank zu wiſſen, lieber ſähe, wenn ſich der Handel mit Mord und Todtſchlag endigte?

Sie ſind ſehr gütig, ſchöne Roſalinde, antwortete Herr M. Ich habe eine ſo große Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, daß ich kein Bedenken trage, meine Sache ſogar gegen Herrn von P. in Ihre Hände zu ſtellen.

Woher wiſſen Sie alſo, mein Herr von P. (ſagte Roſalinde, indem ſie ſich mit einer drolligen Sachwaltersmiene an den letztern wandte), daß Galora ein ſo grimmiges, blutdürſtiges, cannibaliſches Geſchöpf iſt, als Sie aus ihr machen wollen? Ich geſtehe, ſie iſt ſtolz, eigenwillig, raſch und zu heftigen Ausbrüchen geneigt; aber ſagte man uns nicht auch gleich anfangs, daß ſie, wenn ihr Stolz aufgefordert wurde, edel und großherzig zu handeln fähig geweſen ſey? Und gerade eine ſolche ſehr ſtarke Aufforderung war es, was ſie zu dem außerordentlichen Schritte, den ſie thut, nöthigte. Ihre Liebe zu Alonſo war hoffnungslos; darüber ſich ſelbſt zu täuſchen, war unmöglich. Durch ein gewaltthätiges Verfahren gegen die

reizende und geliebte Donna Roſa würde ſie nichts gewonnen, aber wohl den Kaltſinn Alonſo's gegen ſich in Wuth und Nachgier verwandelt haben. Im Grunde war die Rolle, ſo ſie bisher geſpielt hatte, unnatürlich, und es war immer zu erwarten, daß der Augenblick endlich kommen müſſe, wo die gewaltſam ausbrechende Natur ſich mit ihrer ganzen Stärke gegen einen nicht länger erträglichen Zwang empören würde. Was konnte dieſen Augenblick ſchicklicher herbeiführen, als eine hoffnungsloſe Leidenſchaft? Ich, meines Orts, finde nichts natürlicher, als daß, ſowie Galora ſich ſelbſt in weiblicher Kleidung im Spiegel erblickt, auch auf einmal das Gefühl — und mit dieſem der Stolz ihres Geſchlechts in ihr auflodert; ein Stolz, der es verſchmäht, mit Gefahr abgewieſen zu werden, um Gegenliebe zu betteln; und der Schritt, den ſie gegen Alonſo thut, und wie ſie ihn thut, und der wohl motivirte Trotz, womit ſie ſeinen verdächtigen Liebesantrag abweist, und die Entſchloſſenheit, womit ſie ſich in den einzigen Ausweg wirft, den ihre Lage ihr übrig läßt, — das iſt es gerade, was mich mit ihr ausſöhnt und dieſer Novelle die Einheit und Ganzheit in meinen Augen gibt, die (wie ich immer ſagen hörte und noch lieber meinem eignen Gefühl glauben mag) die weſentlichſte Vollkommenheit eines echten Kunſtwerks iſt.

Sie haben ſich wohl gehalten, Roſalinde, ſagte Herr von P., und unſer Freund M. hat alle Urſache, mit ſeiner Sachwalterin zufrieden zu ſeyn. Nicht als ob ich nicht noch einige Pfeile zu verſchießen hätte, wenn es nicht Zeit wäre, zu thun, wie die Andern, und uns die Ruhe, die uns

Herr M. ſo menſchenfreundlich gegönnt hat, zu Nutze zu machen.

Auf alle Fälle, ſagte Nadine, wird ſich Herr M. an dem Danke der Damen und an der Billigung ſeines eigenen Herzens genügen laſſen können. Das Verdienſt, drei Menſchenleben, die das Glück des Kiels (mit Triſtram Shandy zu reden) in ſeine Hände gegeben, gerettet zu haben, iſt — wenn es auch von den Kunſtrichtern nicht mit dem Dichterkranz gekrönt werden ſollte — wenigſtens eine Bürgerkrone werth — Und die ſoll ihm, riefen Roſalinde und Amande, von uns Allen morgen früh aus den friſcheſten Caſtanienblättern geflochten werden!

Nadine von Thalheim war jetzt die Einzige, die der Gesellschaft zu Rosenhain ihren Beitrag zu den zeitherigen Abendunterhaltungen noch schuldig war. Diese junge Dame gehörte nicht zur Familie, sondern war vor einigen Tagen mit ihrer Freundin, Frau von D*** (die seit kurzem mit einem Verwandten der Frau von P. vermählt war), bloß als Begleiterin nach Rosenhain gekommen, wo sie, weniger aus Gefälligkeit gegen ihre Freundin, als ihrer eigenen Liebenswürdigkeit wegen, so gut aufgenommen wurde, daß sie schon am zweiten Tag unter lauter alten Bekannten und Freunden zu leben glaubte. Mehr von ihr zu sagen, würde hier überflüssig seyn, da wir in der Folge Gelegenheit bekommen werden, näher mit ihr bekannt zu werden.

Ich sehe mich, sagte sie, als ihre Stunde gekommen war, ungefähr in eben derselben Lage, wie Herr M. Zwar muß ich gestehen, daß ich beinahe eben so belesen in den Mährchen bin, wie die schöne Rosalie von Eschenbach, mit deren Entzauberung uns Fräulein Amande vorgestern so angenehm unterhielt; aber ich habe ein so wunderliches Gedächtniß, daß Alles, was ich von dieser Art lese oder höre, in kurzer Zeit wieder rein vergessen ist; so daß ich von etlichen hundert Mährchen, die ich seit meinem neunten Jahre gelesen haben mag, schwerlich drei wieder erzählen könnte, es wäre denn

in der Manier des Sultans in den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton. Herr M. hat ſich mit einer ſpaniſchen Novelle aus der Sache gezogen; was bleibt mir alſo, um etwas Neues auf die Bahn zu bringen, als eine Anekdote? Glücklicher Weiſe liegt mir eine noch ganz friſch im Gedächtniſſe, die ſich mit zweien meiner vertrauteſten Freundinnen zugetragen hat, und die, wofern ſie durch meine Erzählung nicht zu ſehr verliert, ſonderbar genug iſt, um die Stelle eines Feenmährchens auszufüllen. Von der ſchönen Moral, die ſich daraus abziehen läßt, will ich aus zwei Urſachen nichts ſagen: erſtens, weil ſie nirgends weniger als in der Geſellſchaft, deren Mitglied ich jetzt zu ſeyn die Ehre habe, anwendbar iſt; und zweitens, weil ich die moraliſchen Erzählungen von Profeſſion (wenn ich ſo ſagen darf) eben ſo wenig liebe, als die Komödien, worin es auf die Erbauung der Zuſchauer abgeſehen iſt. Die einen und die andern können ſehr moraliſch, ſehr erbaulich und doch ſehr langweilig ſeyn; ſind ſie hingegen, was ihr eigentlicher Zweck erfordert, unterhaltend und beluſtigend, ſo müßt' es nicht natürlich zugehen, wenn die guten Lehren und Sittenſprüche nicht zu Duzenden daraus hervorſprängen. — Doch verzeihen Sie dieſe Abſchweifung! Ich komme zur Sache.

Freundſchaft und Liebe auf der Probe.

Zwei junge Perſonen aus einer ſchon ſeit langer Zeit unter franzöſiſcher Botmäßigkeit ſtehenden deutſchen Provinz waren beinahe von ihrer Kindheit an in einer gegenſeitigen Zuneigung aufgewachſen, die ſich in reifern Jahren zu einer ſo vollkommenen Freundſchaft ausbildete, daß ſie an dem Ort ihres Aufenthalts unter dem Namen der Freundinnen bekannter als unter ihrem Geſchlechtsnamen waren. Ich ſelbſt lernte ſie zuerſt bei den engliſchen Damen in ** kennen, wo ihre Penſionszeit beinahe abgelaufen war, als die meinige anging; denn beide ſind einige Jahre älter, als ich. So jung ich damals noch war, ſo hatte ich doch das Glück, ihnen zu gefallen, und, da unſere Eltern in eben derſelben Stadt wohnten, verſprachen wir uns, die angefangene Bekanntſchaft in der Folge zu erneuern und zu unterhalten. Nach meiner Zurückkunft aus der Penſion fand ich beide bereits verheirathet. Ich hatte meine Mutter früh verloren; und da mein Vater mir viele Freiheit ließ, ſo ſuchte ich jede Gelegenheit auf, wo ich die Freundinnen ſehen konnte: und ſo entſpann ſich nach und nach ein ſo vertrautes Verhältniß

zwiſchen uns, daß ich gewiſſermaßen die dritte Perſon in ihrem Bunde ward. Dieſe enge Verbindung verſchaffte mir die Gelegenheit, mich von den Umſtänden der Anekdote, die ich Ihnen mitzutheilen kein Bedenken trage, genauer als Andere zu unterrichten. Bevor ich aber zur Geſchichte meiner Freundinnen fortgehe, werde ich Ihnen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, eine Idee von ihrem Charakter geben müſſen.

Selinde (wie ich die jüngere von ihnen nennen will) vereinigt mit der zierlichſten Nymphengeſtalt einen Kopf, der das ſchönſte Modell zu einer Hebe oder Pſyche abgeben könnte. Ihre Gemüthsart iſt offen, aufrichtig, edel und gut; ohne die Tugend wie einen Schild auszuhängen, trägt ſie den Keim aller Tugenden in ſich, welche die Grundlage eines achtungswürdigen Charakters ausmachen; aber eine übermäßige Lebhaftigkeit und ein großes Theil Leichtſinn werfen oft einen falſchen Schein auf ſie, den ſie im Bewußtſeyn ihrer Unbefangenheit und Unſchuld zu wenig achtet. Die Begierde zu gefallen und ein nicht minder ſtarker Hang zur Freude und zu allen Vergnügungen, die man unſchuldig zu nennen gewohnt iſt und ſich daher auch wohl einiges Uebermaß darin zu erlauben pflegt, ſcheinen ihre einzigen Leidenſchaften zu ſeyn, wenn man anders Neigungen, die ihr ſo natürlich als das Athemholen ſind und ſelten der innern Ruhe ihres Gemüths Abbruch thun, den Namen Leidenſchaften geben kann.

Eine ſehr lebendige Einbildungskraft und eine angeborne unerſchöpfliche Ader von Witz, der ihr öfters auch Achtung oder Schonung fordernde Gegenſtände in einem lächerlichen

Lichte zeigt, ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften ihres Geiſtes. Zwar iſt auch ihr Verſtand nicht ungebildet; aber, außerdem, daß ſie nie Geduld genug gehabt hat, ſich lange mit ernſthaften Dingen abzugeben, würde ſie ſich ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn man in ihrer Art zu reden und zu ſeyn etwas bemerkte, das wie Weisheit ausſähe. Sie hat ſich in ihr leichtes Köpfchen geſetzt, daß es eine Menge liebenswürdiger kleiner Thorheiten gebe, die einem ſchönen Weibe beſſer anſtehen, als die Miene eines weiblichen Sokrates, womit ſie in ihren leichtfertigen Augenblicken ihre Freundin aufzuziehen pflegt. Selinde iſt auch nicht ohne Talente; aber, da die Begierde, durch ſie zu gefallen, nicht ſtärker bei ihr iſt, als der Hang zu allen Arten angenehmer Zerſtreuungen, und da es ihr (zumal weil der Putztiſch einen großen Theil ihres Vormittags wegnimmt) immer an Zeit gefehlt hat: ſo muß ich geſtehen, daß ſie in den ſchönen Künſten, die man heut zu Tage zur Erziehung junger Perſonen von Stand und Vermögen rechnet, ſehr zurückgeblieben iſt.

Clariſſe (ſo mag die zweite der beiden Freundinnen heißen) kann, wenigſtens neben Selinden, für keine Schönheit gelten; indeſſen iſt ihre Geſichtsbildung geiſtreich und angenehm, ihr Körper, wiewohl nach einem etwas größern Maßſtab, in einem ſo vollkommenen Ebenmaß gebaut, und ihre Geſundheit ſo rein und blühend, daß man nicht zweifeln kann, ſie würde, in Anſehung mancher äußerlichen Reize ihrer Freundin den Vorzug ſtreitig machen können, wenn ſie es nicht vielmehr mit Fleiß darauf anlegte, von dieſer Seite, zumal neben Selinden, ſo wenig als möglich bemerkt

zu werden. Das, wodurch ſie, wie durch einen verborgenen, ihr ſelbſt unbewußten Zauber, ſanft anzieht und dauerhaft feſſelt, iſt daher mehr etwas Geiſtiges als in die Sinne Fallendes; und wer beide Freundinnen beiſammen ſieht, wird auf den erſten Anblick Selindens Liebhaber und Clariſſens Freund. Man kann ſchwerlich mehr Rechte an Hochachtung und Liebe haben und weniger Anſprüche darauf machen, als Clariſſe. Die Ausbildung ihres Geiſtes, wiewohl die Frucht ihres Fleißes und ihrer immer wohl angewandten Zeit, ſcheint eine bloße Gabe der Natur zu ſeyn; und die vielen Kenntniſſe, die ſie beſitzt, blicken, wo es unſchicklich wäre, ſich verleugnen zu wollen, ſo verſchämt unter dem Schleier der Beſcheidenheit hervor, daß weder die Unwiſſenheit der Weiber dadurch beſchämt, noch der anmaßende Stolz der Männer beleidigt wird. Sie beſitzt verſchiedene Talente in einem nicht gemeinen Grade; ſie zeichnet und malt vortrefflich und ſpielt Clavier und Harfe mit eben ſo viel Geſchmack als Fertigkeit; ſie macht ſogar, wiewohl ſie es kaum ihren Vertrauteſten geſteht, ſehr artige kleine Verſe.

Es iſt, wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß etwas höchſt Seltenes, daß man es in irgend einer Kunſt ohne Anſtrengung und hartnäckigen Fleiß zu einiger Vollkommenheit bringe. Clariſſe beſitzt vielleicht von Natur nicht mehr Anlagen, als Selinde; aber ihr ruhiger, geſetzter und mehr in ſich ſelbſt geſammelter Sinn macht ſie geſchickter und geneigter, dieſe Anlagen anzubauen und zu üben. Sie liebt die zerſtreuenden Ergötzungen weniger, als ihre Freundin; ſie ging immer ſparſamer mit ihrer Zeit um, theilte ihren Tag

beſſer ein, und die Morgenſtunden, welche Selinden theils mit flüchtigem Herumblättern in Taſchenbüchern, Tageblättern und neuen Brochuren, theils und vornehmlich am Putztiſch durch die Finger ſchlüpften, wurden von Clariſſen immer nützlich und zu beſtimmten Zwecken angewandt. Selinde las, um die lange Weile zu verjagen oder ſich mit angenehmen Bildern und Phantaſien zu ergötzen; Clariſſe las immer mit Nutzen, denn ſie fragte ſich immer ſelbſt: Iſt dieß auch wahr? fühlſt oder denkſt du wirklich, was der Autor will daß du denken und fühlen ſollſt? und wo nicht, liegt die Schuld an dir oder an ihm? Auf dieſe Weiſe lernte ſie vergleichen, unterſcheiden, überſchauen und zuſammenfaſſen, entdeckte den Maßſtab des Wahren und Schönen in ſich ſelbſt und gewöhnte ſich an eine richtige Schätzung der Dinge. Alles dieß gab ihr Klarheit des Sinnes, Schärfe und Richtigkeit des Blicks und Freiheit von Launen, Grillen, übereilten Urtheilen und leichtſinnigen Zu- und Abneigungen. Alles in ihr iſt ruhig, gemäßigt und in Harmonie mit ſich ſelbſt. Ohne Leidenſchaften, ohne Schwärmerei, eine geborne Feindin alles Uebertriebenen, aller Unnatur, Selbſttäuſchung und Unredlichkeit gegen Andere und ſich ſelbſt, genießt ſie einer unzerſtörbaren innern Ruhe, und reine Liebe des Schönen und Guten iſt in allen ihren Umſtänden und Lagen die Seele ihrer Gedanken, Neigungen und Handlungen. Natürlicher Weiſe iſt ſie mit einer ſolchen Gemüthsverfaſſung immer zur Theilnehmung an Andern, zu jeder Nachſicht gegen fremde Fehler und Schwachheiten geſtimmt und überhaupt in allen Vorfallenheiten des Lebens aufgelegt, das

Schicklichſte zu erwählen und zu thun. Ihr Ernſt hat nichts Düſtres, ihr geſetztes Weſen nichts Schwerfälliges und Drückendes; Heiterkeit und Frohſinn iſt immer über ihr liebliches Geſicht, wie Sonnenſchein über ein anmuthiges Thal, ausgebreitet, und allgemeines Wohlwollen ſcheint das Element zu ſeyn, worin ſie athmet. Dieß iſt meine Freundin Clariſſe, und wenn anders Ariſtipps Briefe mir einen richtigen Begriff von dem, was Sokrates war, gegeben haben, ſo müßt' ich mich ſehr irren, wenn der Name eines weiblichen Sokrates, womit ſie von Selinden im Scherz geneckt wird, ihr nicht in vollem Ernſt zukommen ſollte.

Verzeihen Sie, wenn ich mich unvermerkt zu lange bei der Schilderung eines ſo liebenswürdigen Weibes verweilt haben ſollte. Ich bin keine ſonderliche Portraitmalerin; eine geſchicktere Hand würde vielleicht mit viel weniger Strichen dem Bilde mehr Beſtimmtheit und Leben gegeben haben. Aber ich habe die meinige dem Antrieb meines Herzens überlaſſen; und daß ich ſie endlich zurückziehe, geſchieht nicht, weil ich mit meinem Gemälde zufrieden bin, ſondern weil ich fühle, daß man aufzuhören wiſſen muß.

Es könnte beim erſten Anblick wunderbar ſcheinen, wie zwiſchen zwei ſo ungleichen Perſonen, als Clariſſe und Selinde, eine ſo vertraute Freundſchaft habe entſtehen oder wenigſtens von Dauer ſeyn können. Aber, ſobald man mit beiden genauer bekannt iſt, ſcheint mir nichts begreiflicher. Selindens Schönheit, Leichtſinn und Gutherzigkeit auf der einen Seite und Clariſſens gänzliche Anſpruchloſigkeit auf der andern entfernen ſchon den bloßen Schatten der Eiferſucht

von ihnen. Jene ließ ſich nie einfallen, daß ihr dieſe irgend einen von ihren Vorzügen ſtreitig machen könnte; dafür aber geſtand ſie ihr auch die ihrigen immer willig zu und iſt noch jetzt ſtolz darauf, für die vertrauteſte Freundin einer Frau von ſo vielen Verdienſten bekannt zu ſeyn. In der That kann Clariſſens Liebe zu Selinden (das Einzige an ihr, was einer Leidenſchaft ähnlich ſieht) für dieſe nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn; man könnte ſagen, ſie läßt ſich von Clariſſen lieben, ungefähr wie der ſchöne Alcibiades ſich vom Sokrates lieben ließ, und Clariſſe rechnet nicht genauer mit ihr ab, als dieſer mit dem Sohne des Klinias, ob ſie eben ſo viel von ihr wiedergeliebt werde. Denn die ſchöne Selinde iſt, die Wahrheit zu ſagen (vielleicht ohne ſich's bewußt zu ſeyn), zu ſehr in ſich ſelbſt verliebt, um in eben dem Grade, wie ſie geliebt wird, wiederlieben zu können. Aber eines ihrer größten und gefühlteſten Bedürfniſſe iſt, immer eine Vertraute und Rathgeberin in ihren Verlegenheiten zu haben, welcher ſie ſich ganz aufſchließen darf; und wo hätte ſie eine Perſon finden können, die ſich dazu beſſer ſchickte, als Clariſſe? Die Gefälligkeit, die Nachſicht, die anſcheinende Parteilichkeit der letztern gegen die erſtere geht ſo weit über die Gränzen der gewöhnlichen Freundſchaften unter Perſonen unſers Geſchlechts: daß Selinde, überzeugt von Clariſſens gänzlicher Anhänglichkeit an ſie, auch ſogar unangenehme Wahrheiten und (was ſie ſonſt von Niemand verträgt) Widerſpruch und Tadel von ihr vertragen konnte. Die Fälle, wo ſie ein wenig an einander anſtießen, waren alſo immer äußerſt ſelten; und wenn ja ſo etwas ſich ereignete,

ſo wußte Clariſſens Sanftheit und guter Verſtand Alles gar bald wieder ins Gleiche zu bringen.

Sowie die beiden Freundinnen aus dem Kloſter zurückgekommen waren, ließen die Eltern ſich angelegen ſeyn, ihren geliebten Töchtern die Mühe, ſich Männer nach ihren Augen oder nach ihrem Herzen ſelbſt auszuſuchen, zu erſparen, und glaubten alles Mögliche für ſie gethan zu haben, indem ſie unter den verſchiedenen Mitbewerbern, die ſich hervorthaten, diejenigen auswählten, die in Anſehung des Vermögens, des Alters, der Figur und andrer Füglichkeiten dieſer Art für die beſte Partie gelten konnten. Durch eine ſonderbare Laune des Zufalls fiel die Wahl auf zwei junge Männer, die von ihrer früheſten Jugend an durch einen nicht weniger engen Freundſchaftsbund vereinigt waren, als Selinde und Clariſſe. Ueberall, wo man ſie kannte, wurden Raymund und Mondor (wie ich ſie ſtatt ihres wahren Namens nennen will), wenn von Freundſchaft die Rede war, als ein Beiſpiel angeführt, daß es ſelbſt in unſern ausgearteten Zeiten noch Freunde gebe, die man einem Pylades und Oreſtes, Phintias und Damon und andern von den Alten ſo hoch geprieſnen Freundſchaftshelden entgegen ſtellen könne.

Um das gehörige Licht über die Geſchichte dieſes Doppelpaars zu verbreiten, ſeh' ich mich genöthigt, meine wenige Fertigkeit in der Portraitmalerei abermals an den Tag zu legen.

Mondor, dem die reizende Selinde zu Theil wurde, verband mit einer vortheilhaften Außenſeite, einem ſehr anſehnlichen Vermögen und einem ziemlich jungen Adelsbrief

beinahe Alles, was man überhaupt zum Charakter eines achtungswerthen Mannes fordert, Erziehung, Talente, Sitten und, was heut zu Tage unter ſeinesgleichen ſeltner als jemals ſeyn ſoll, einen unbeſcholtenen Ruf. Mit allen dieſen guten Eigenſchaften könnte ſich's dennoch fügen, daß ein Mann kein ſchicklicher Ehegehülfe für eine Dame, wie Selinde, wäre; und dieß ſchien, nachdem ſie einige Zeit an Hymens ſanftem Joche zuſammen gezogen hatten, wirklich der Fall zu ſeyn. Mondor war von einer ernſthaften, mit etwas ſchwarzer Galle tingirten Sinnesart, von warmem Kopf und noch wärmerm Blut; äußerſt reizbar, heftig und anhaltend in ſeinen Leidenſchaften und ſchwer von einer Idee, die er ſich in ſeinen Kopf geſetzt hatte, abzubringen. Seine Phantaſie, eine Fee, die eine ziemlich tyranniſche Gewalt über ihn ausübte, pflegte ihm Alles in der Welt entweder in das zarteſte Roſenroth oder in pechſchwarzes Dunkel zu malen. Der Gegenſtand ſeiner Liebe konnte nichts Geringeres als ein Engel ſeyn; aber wehe dem Engel, wenn Mondor irgend einen dunkeln Flecken an ihm entdeckte! er mußte ſich dann glücklich ſchätzen, wenn er in ſeiner Meinung und Zuneigung nicht tiefer als bis zur gemeinen Alltagsmenſchheit herabſank. In allen Ideen, Gefühlen und Forderungen dieſes jungen Mannes war immer etwas Uebermäßiges und Gränzenloſes. Eine natürliche Folge hievon war, daß er mehr in ſeiner eignen Ideenwelt lebte, als in der wirklichen, und daß ihm in der letztern beinahe nichts recht oder gut genug war. Daher war er auch kein Freund von öffentlichen Luſtbarkeiten; die gewöhnlichen Geſellſchaften

machten ihm tödtliche lange Weile, und weil er wenig Geſchäfte hatte, ſo brachte er meiſtens den größten Theil des Tages in ſeinem Bücherſaale zu, der mit den beſten Werken in allen Fächern und Sprachen reichlich verſehen war.

Von dieſem Allem beinahe iſt ſein Freund Raymund das Gegentheil; eine leichte, fröhliche, ſorgloſe, joviale Seele; der entſchiedenſte Liebhaber aller geſellſchaftlichen Freuden und Zeitkürzungen; etwas zu raſch und unbeſtändig in ſeinen Neigungen und Phantaſien und zu ſinnlich in ſeinen Vergnügungen; aber im Grunde ein gutartiger, biederherziger Menſch und, inſofern nur keine Aufopferung ſeiner Lieblingsneigungen von ihm gefordert wird, ſehr edler Handlungen fähig und geneigt, zu allem Guten mitzuwirken; kurz, einer von den glücklichen Sterblichen, die Alles anlacht, die ſich überall gefallen und mit allen Menſchen leben können. Er war der Sohn und Enkel eines Malers und in ſeiner Jugend zur Kunſt ſeiner Väter angeführt worden. Eine reiche Erbſchaft, die ihm unverhofft zufiel, befreite ihn von der Nothwendigkeit, ſein Talent geltend zu machen; doch blieb die Liebe zur Kunſt eine ſeiner herrſchenden Neigungen. Er beſitzt eine auserleſene Bildersammlung, malt ſelbſt zu ſeinem eigenen und ſeiner Freunde Vergnügen und läßt, wie man ehedem vom Apelles ſagte, ſelten einen Tag ohne einen Pinſelſtrich vergehen.

Eine vertraute Freundſchaft zwiſchen ſo ungleichartigen Menſchen wie Raymund und Mondor mag vielleicht noch unbegreiflicher ſcheinen, als zwiſchen Selinde und Clariſſe; aber auch hier, wie überall, ging Alles ganz natürlich zu.

Die Knabenjahre, wo die Verſchiedenheit der Sinnesarten noch nicht ſo ſtark ausgeſprochen iſt, legten den erſten Grund; ein wichtiger Dienſt, welchen Raymund in der Folge mit Gefahr ſeines Lebens Mondorn leiſtete, zog das anfangs loſe Band unauflöslich zuſammen. Sie waren nun Freunde auf Leben und Tod. Raymund hatte ſo viel für Mondorn gethan, daß dieſer nie zu viel für jenen thun konnte. Alle ihre Diſſonanzen löſeten ſich immer in dieſem reinen Accord auf; jeder machte ſich's zur Pflicht, die Seite, von welcher er dem andern mißfällig werden konnte, möglichſt zu verbergen. Auch die Liebe der Kunſt, die beiden gemein war, trug nicht wenig bei, ihren Umgang immer unterhaltend zu machen. Ueberdieß hatte Mondor ſeine Stunden, wo ihm Raymunds genialiſcher Frohſinn wohl that: ſo wie dieſer ſich oft herzlich an den witzigen Uebertreibungen beluſtigte, woran jener, ſo oft ihn die Laune, ſich über die menſchlichen Thorheiten zu erboſen, anwandelte, unerſchöpflich war. Selbſt das Nützliche geſellte ſich in ihrer Verbindung öfters zu dem Angenehmen; denn, ſo oft als einer von beiden in die Lage kam, wo ihm der Rath und Beiſtand eines Freundes unentbehrlich wurde, konnte er gewiß ſeyn, beides bei dem andern zu finden; der leichtſinnige Raymund in Mondors ernſter Beſonnenheit, der ſchwärmeriſche Mondor in Raymunds kaltblütiger Anſicht der Dinge.

Raymunds und Clariſſens Eheverbindung hatte ein ſo vernunftmäßiges Anſehen, daß ihnen Jedermann das dauerhafteſte Glück weisſagte. Das, was jener für ſeine Verlobte empfand, hatte Alles, was jeden Andern, als Clariſſen

bereden konnte, es für Liebe zu halten; nur ſie konnt' es nicht täuſchen; denn ſie war ſelbſt frei und hatte Raymunds Charakter zu richtig gefaßt, um nicht zu ſehen, daß er keiner enthuſiaſtiſchen Liebe fähig ſey. Dieß war es eben, was ſie entſchloſſen machte, ſeine Bewerbung zu begünſtigen. Hätte er ſie geliebt, wie Mondor Selinden, ſchwerlich würde ſie zu bewegen geweſen ſeyn, ihm ihre Hand zu geben. Denn, ihrer Denkart nach, ſoll die Ehe nicht ein Werk des blinden Liebesgottes, ſondern der ruhigen Ueberlegung, des beſonnenen Wohlgefallens an einander und des gegenſeitigen Vertrauens ſeyn; wobei denn doch auf beiden Seiten noch immer mehr oder weniger gewagt werden muß. Sie hatte keine weſentliche Einwendung gegen Raymund; und da ſi: es (ſagte ſie lächelnd) doch einmal mit einem der ungeſchlachten Geſchöpfe wagen müſſe, ſo kenne ſie keinen Andern, zu dem ſie mehr Zutrauen und Neigung fühle, als zu ihm.

Bei Raymunden war es nicht völlig dasſelbe. Wirklich war zu der Achtung für Clariſſens Charakter und zu dem Wohlgefallen an ihrer Perſon und ihren Talenten noch etwas hinzugekommen, das ſeiner Bewerbung um ſie etwas Leidenſchaftliches gab, wiewohl er es ſorgfältig vor ihr zu verheimlichen ſuchte. Sein Kunſtſinn ſpielte nämlich hier die Rolle, die ſonſt dem Liebesgott zukommt. Er hatte über die damals ungewöhnliche veſtalenmäßige Art, wie Clariſſe ſich kleidete, ich weiß nicht welchen kleinen Argwohn geſchöpft und durch Beſtechung des Kammermädchens Mittel gefunden, ſich ſeiner Zweifel auf eine vollſtändigere Art, als er hätte hoffen dürfen, zu entledigen. Welche Entdeckung für einen

Kunſtfreund, der ſelbſt Künſtler iſt! Von dieſem Augenblick an ſchwor er ſich, Clariſſe müſſe ſein werden, und wenn ſie an Jupiters goldner Kette zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte.

Mit Mondors Leidenſchaft für Selinden hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Im erſten Augenblick war hier Alles ausgemacht; denn auf den erſten Blick in ihr Engelsgeſicht, in ihre himmliſchen blauen Augen hatte ihm die reinſte, ſchönſte, liebenswürdigſte aller weiblichen Seelen entgegen gelächelt. Welchen Himmel voll überirdiſcher Seligkeit verſprachen ihm dieſe Augen! Konnt' er genug eilen, ſich des Beſitzes desſelben zu verſichern? Hätte Mondor (wie öfters der Fall iſt) zwei oder drei Jahre am Spinnrocken der vollkommenen Liebe ſpinnen müſſen, ſo würden ſich ihm wahrſcheinlich in ſo langer Zeit Gelegenheiten genug aufgedrungen haben, ſich von der Menſchlichkeit ſeiner Göttin zu überzeugen. Indeſſen ließ es ſogar in der kurzen Zeit, die zwiſchen ſeiner Bewerbung und dem Hochzeittag verſtrich, die unbefangene und mit ihrer Menſchlichkeit ſehr zufriedene Selinde nicht an ſolchen Gelegenheiten fehlen. Aber Selinde war Mondors erſte Liebe, und die erſte Liebe — wie ich einſt von einem hochgelehrten Herrn, der ſich auf ich weiß nicht welchen alten lateiniſchen Dichter berief, behaupten hörte — die erſte Liebe wirft einen gar ſeltſamen Zauber auf die Augen des Liebhabers, gibt allen Mängeln und Gebrechen der Geliebten ſanfte, mildernde und verſchönernde Namen und verwandelt ſie in eben ſo viele herzſchmelzende Reizungen und Vollkommenheiten. Mondor ſah an Selinden nichts, als was ſeine Glut zu einer immer höhern Flamme

anfachte; und Selinde an ihrem Theil, ſobald ſie, dem Befehl ihrer Eltern gehorſam, die Seinige zu werden entſchloſſen war, begegnete ihm ſo gefällig und verbindlich, daß der ehrliche Schwärmer das Alles für den reinſten Einklang ihrer Seele mit der ſeinigen und für das Unterpfand einer Gegenliebe anſah, die ihm keinen andern Wunſch übrig ließ, als daß ſie ewig dauern möchte.

Wirklich war auch ſeiner Wonne während der erſten Tage und Wochen keine andre Wonne gleich. Aber ewig konnt' er freilich nicht dauern, der ſüße Wahn. Der Beſitz entkräftet unvermerkt den vorbeſagten Zauber der erſten Liebe; ſeine Augen wurden aufgethan oder vielmehr in ihren natürlichen Stand hergeſtellt, und er fing an, allerlei an ſeiner Gemahlin wahrzunehmen, das ſeinen hochgeſpannten Erwartungen keineswegs zuſagte. Er hatte gehofft, daß ſie für ihn allein leben, mit ihm allein ſich beſchäftigen, allen zerſtreuenden Ergötzlichkeiten, ja ſogar ihren meiſten geſellſchaftlichen Verbindungen entſagen und ihr höchſtes Glück in dem Bewußtſeyn, daß ſie das ſeinige mache, finden werde. Aber ſo hatte es die ſchöne Selinde nicht gemeint; das hatte ſie ihm nie verſprochen, und der Gedanke, durch ihre Heirath in ihren Neigungen und Vergnügungen eingeſchränkt zu werden, war ſo fern von ihr geweſen, daß ſie dadurch erſt recht in die Freiheit, nach ihrem eignen Sinne zu leben, geſetzt zu werden gehofft hatte. Sie war ſich nichts Böſes bewußt; was ſie verlangte, war die unſchuldigſte Sache von der Welt; ſie wollte nichts als gefallen und ſich vergnügen. Mondor hatte ſich über keinen Mangel an Zärtlichkeit und Gefälligkeit

zu beklagen; ſie liebte ihn, ſoviel ſie lieben konnte, kurz, ihr Herz machte ihr keine Vorwürfe. Man denke alſo, wie ſie erſtaunte, als ſie aus dem Munde des Mannes, der ſie vor kurzem noch wie eine Gottheit angebetet, blindlings an ſie geglaubt und ſich mit Allem, was ſie ſagte und that, unendlich zufrieden gezeigt hatte — den erſten Widerſpruch und, was noch ſchlimmer war, ſehr bald auch die erſten Vorwürfe hören mußte. Nichts war in der That ihrem Erſtaunen gleich — als das Erſtaunen ihres Gemahls, in dieſer ſanften Engelsſeele, die er in einen ſo reinen Einklang mit der ſeinigen geſtimmt glaubte, einen Eigenwillen, eine Widerſetzlichkeit, ja ſogar einen kleinen Trotz zu finden, der ihrem ſchönen Geſichte zwar recht gut ließ, und den ein Liebhaber bezaubernd gefunden hätte, der ſie aber, in den Augen eines Ehemanns wie Mondor, von der Höhe, auf welche er ſie in ſeiner Einbildung erhoben hatte, plötzlich herabſtürzte und mit den gemeinen Erdetöchtern in eine Linie ſtellte.

Die ehelichen Mißverſtändniſſe, die aus dem wechſelſeitigen Irrthum, den jedes in Anſehung des andern gehegt hatte, entſtanden, wurden anfangs, nach einigem Wortwechſel und Widerſtand auf beiden Seiten, immer noch unter Amors und Hymens unſichtbarem Einfluß in Güte beigelegt. Eine zärtliche Liebkoſung, im Nothfall eine kleine funkelnde Thräne in Selindens ſchönen ſanftbittenden Augen, waren da noch hinlänglich, Mondors Herz zur Nachgiebigkeit zu ſchmelzen; und mehr als einmal machte ſie ſich noch ein Verdienſt bei ihm daraus, wenn ſie irgend einen Ausflug, eine Tanzgeſellſchaft oder etwas dieſer Art, auf ſeine

Bitte, den Abend ihm zu ſchenken, der ehelichen Gefälligkeit aufopferte. Aber, ſobald ſie nach Verfluß einiger Zeit merkte, daß Mondor ihre zärtliche Nachgiebigkeit zum Nachtheil ihrer Rechte mißbrauchen wolle; ſobald er einen herriſchen Ton annahm und Machtſprüche that, weil ſeine Bitten immer ſeltner die verlangte Wirkung thaten: da erinnerte ſich Selinde, daß ſie — ein Weib ſey und, wo nicht den allgemeinen Beifall ihres eignen Geſchlechts, doch gewiß die Stimmen aller artigen jungen Männer und loyalen Ritter für ſich habe. Von dieſem Augenblick an war das zarte geiſtige Band, das Mondorn an ſie gefeſſelt hatte, zerriſſen; und wiewohl er ſich zuweilen geſtehen mußte, daß Alles, was er ihr zum Verbrechen machte, in hundert andrer Männer Augen ganz gleichgültige Dinge oder höchſtens ſehr verzeihliche jugendliche Eitelkeiten wären, ſo komt' er doch nicht von ſich erhalten, ihr die Beſchämung vor ſich ſelbſt zu verzeihen, die er, bei dem Gedanken, ſich ſo gröblich an ihr geirrt zu haben, auf ſeinen Wangen brennen fühlte. Ungleich waren indeſſen die Folgen des Riſſes, der durch die immer häufigern, bald unbedeutenden, bald ſehr ernſthaften Zwiſtigkeiten zuletzt zwiſchen ihnen erfolgte. Denn der arme Mondor, deſſen zärtliche Schwachheit für ſeine ſchöne Hälfte von Zeit zu Zeit mit allen Zufällen eines hitzigen Seelenfiebers wieder zurückkehrte, litt durch dieſe Trennung ihrer Gemüther wirklich ſtark an ſeiner Ruhe und befand ſich oft ſehr übel; Selinde hingegen, die den Mann, von welchem ſie ſich unverzeihlich beleidigt hielt, eigentlich nie geliebt hatte, fand ſich durch die Freiheit, nach ihrer Phantaſie zu leben, die er ihr gern

oder ungern laſſen mußte, reichlich entſchädigt und hatte, als Ueberſchuß, noch das unſchuldige Vergnügen, ihn, ſo oft er ſeinem Vorſatz, ſich nicht weiter um ihr Thun und Laſſen zu bekümmern, ungetreu wurde, durch ihre kaltblütige Höflichkeit und Artigkeit beinahe zum Wahnſinn zu treiben.

Daß Clariſſe, die mit ihrem eignen Manne auf einem ſehr hübſchen Fuß lebte, das Benehmen ihrer Freundin gegen den ihrigen nicht gebilliget haben könne, brauche ich kaum zu ſagen. Wirklich verſuchte ſie bei ihr und ihm Alles, was ſich von ihrer Klugheit und dem warmen Antheil, ſo ſie an ihnen nahm, erwarten läßt, um ſie zu gegenſeitiger Nachſicht und Gefälligkeit zu bewegen. Aber, da jeder Theil immer Recht haben wollte und alles Unrecht nur bei dem andern ſah, ſo ließ ſie endlich von ihnen ab und begnügte ſich, durch ihren Einfluß über beide wenigſtens ſo viel zu erhalten, daß es zu keinen Ausbrüchen kam, wodurch ſie die Fabel der Stadt geworden wären.

Weil Mondor aus Veranlaſſung ſeiner ehelichen Drangſale öfters Gelegenheit bekam, die Gattin ſeines Freundes näher kennen zu lernen, faßte er unvermerkt eine Achtung für ſie, die anfangs die unſchuldigſte Sache von der Welt ſchien, aber in der Folge ſeiner Ruhe ſehr nachtheilig wurde. Jedesmal, daß er ſie ſah, verwunderte er ſich mehr, wie er ſo blind habe ſeyn können, Clariſſens auffallende Vorzüge vor Selinden nicht ſchon längſt wahrzunehmen. Welch ein Weib iſt dieſe Clariſſe! ſagte er oft zu ſich ſelbſt: frei von allen Schwächen und Unarten ihres Geſchlechts, vereinigt ſie mit Allem, was an einem Weibe liebenswürdig iſt, Alles,

was einen Mann hochachtenswürdig macht. Und nun rechnete er ſich ihre ſämmtlichen Vorzüge, Talente, Tugenden und Annehmlichkeiten, Stück vor Stück, vor, verglich ſie mit Allem, was an Selinden tadelhaft oder ihm wenigſtens mißfällig war, und endigte immer mit einem tiefen Seufzer über das Glück des leichtſinnigen Raymund, der den Werth des Schatzes, den er beſaß, nicht einmal zu fühlen ſchien und mit jedem andern hübſchen und gutartigen Weibe eben ſo glücklich hätte leben können.

Indeſſen ging doch eine geraume Zeit hin, bevor Mondor ſich ſelbſt bei Gedanken und Wünſchen überraſchte, die mit dem, was er ſeinem Weibe und ſeinem Freunde ſchuldig war, nicht ganz verträglich ſchienen. Er ſuchte anfangs bei Clariſſen bloß, was er immer bei ihr fand, Aufheiterung, Zerſtreuung ſeines Unmuths, Unterhaltung des Geiſtes und zwangfreien Gedankentauſch. Er ging immer ruhiger von ihr weg, als er gekommen war, und Selinde konnte es jedesmal an ſeiner guten Laune merken, wenn er ein Paar Abendſtunden bei ihrer Freundin zugebracht hatte. In der Folge — als er ſich nicht länger verbergen konnte, daß ſeine Verehrung für Clariſſen immer wärmer, wie ſeine Beſuche immer häufiger wurden — täuſchte er ſich noch eine Zeit lang mit dem ſchönen Hirngeſpinnſt der platoniſchen Seelenliebe; einem Selbſtbetrug, der ihm um ſo leichter wurde, da ſelbſt der ſcharfäugigſte und tadelſüchtigſte Belauſcher an Clariſſens Benehmen gegen ihn nicht das Geringſte wahrgenommen hätte, was die Phantaſie hätte aufregen oder als eine ſtille Aufmunterung geheimer Wünſche ausgedeutet werden können.

Aber eben dieſe Unbefangenheit, dieſe gänzliche Entfernt-heit von allen den kleinen ſpinnenartigen Künſten der weiblichen Coquetterie — wovon ſelbſt diejenigen unter uns, die ſich keiner beſtimmten Abſicht dabei bewußt ſind, nach dem Vorgeben der Männer nicht ganz frei ſeyn ſollen — mußte bei einem Manne, wie Mondor, gerade das Gegen-theil von dem, was Clariſſe vielleicht verhüten wollte, be-wirken; denn gerade dieß war es, was ein Weib in ſeinen Augen zum Engel machte. Kein Wunder alſo, daß aus dem, was eine Zeit lang die reinſte Freundſchaft geweſen war, auf ſeiner Seite endlich eine entſchiedene Leidenſchaft wurde, die um ſo größere Verwüſtungen in ſeinem Innern anrich-tete, weil er ſich gezwungen ſah, ſie aufs ſorgfältigſte vor Clariſſen zu verbergen.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein kleiner Vorfall, der für den armen Mondor zu keiner ungelegnern hätte kommen können. Raymund hatte zu ſeinem eignen Vergnügen ein Gemälde in Lebensgröße verfertigt, welches die ewig jung-fräuliche Göttin Pallas vorſtellte, wie ſie zufälliger Weiſe von dem jungen Tireſias im Bade überraſcht wird. Nie war etwas Schöneres geſehen worden, als was der junge Thebaner hier zu ſeinem Unglück — nicht ſah; denn in eben dem Augenblick, da er die Göttin anſichtig wurde, erblindete der arme Menſch an beiden Augen. Dieſes Gemälde hing ſchon ſeit geraumer Zeit in einem Seitencabinet von Ray-munds Zimmer; aber Mondor hatte es noch nie geſehen. Von ungefähr traf ſich's einſt, daß die Thür des Cabinets halb offen ſtand, da Mondor ſeinen Freund auf ſeinem

Zimmer beſuchte. Ein heller Morgenſonnenblick fiel gerade auf die Hauptfigur des Gemäldes und erregte Mondors Aufmerkſamkeit und Neugier. Er mußte geſtehen, weder in der Natur, noch in der Kunſt je eine ſo vollkommene Geſtalt geſehen zu haben, und machte ſeinem Freunde große Complimente über die Gunſt, worin er bei den Bewohnern des Olympus ſtehe; denn nothwendig müſſe die Göttin ihm in Perſon zu dieſem Bilde geſeſſen ſeyn. Raymund, von einem Anfall unbeſonnener Eitelkeit hingeriſſen, geſtand, daß er durch unabläſſiges Bitten Clariſſen endlich übermocht habe, das Modell zu dieſer Pallas abzugeben. Er müßte, wiewohl er ſich nichts anſehen ließ, ſo blind als Tireſias geweſen ſeyn, wenn er nicht bemerkt hätte, wie Mondor bei dieſer traulichen Eröffnung plötzlich ſo blaß wie ein Gypsbild und eben ſo ſchnell wieder ſo feuerroth wie eine untergehende Herbſtſonne wurde und ſich ſo haſtig aus dem Cabinet entfernte, als ob er ein Geſpenſt darin geſehen hätte. Von dieſer Stunde an war der Gemüthszuſtand des armen Mondor in der That mitleidenswerth.

Ich geſtehe, daß ich Raymunden im Verdacht habe, er ſey von einem geheimen Bewegungsgrund verleitet worden, bei dieſem Anlaß den Kandaules mit ſeinem Freunde zu ſpielen. Denn ich kann nicht länger verbergen, daß zu eben der Zeit, da die Hochachtung Mondors für Clariſſen ſich von Stufe zu Stufe dem Punkt näherte, wo ſie ſich in die heftigſte Leidenſchaft verwandelte, zwiſchen Raymund und Selinde ſich ebenfalls etwas der Liebe Aehnliches entſponnen hatte, welches ernſthafter zu werden drohte, als es anfangs

wohl die Meinung war. Der vertraute Umgang unter den beiden Freundinnen gab Raymunden häufige Gelegenheit, Selinden zu ſehen und unvermerkt ſelbſt auf einen vertraulichen Fuß mit ihr zu kommen. Nun walteten vielerlei Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen zwiſchen beiden vor. Selinde war ein ſehr ſchönes Weib, und Raymund ein ſehr ſchöner Mann. Selinde war von ſehr leichtem Sinn, immer fröhlich und eine leidenſchaftliche Liebhaberin aller geſelligen Vergnügungen; dabei voll Witz und lebhafter Einfälle, die nicht ſelten der Ueberlegung zuvorliefen. Das Alles war Raymund auch. Keines von beiden war einer Liebe fähig, die das Glück oder Unglück des Lebens entſcheidet; beide waren im Grunde, wie Roſalindens Narciſſus und Narciſſe, nur in ſich ſelbſt verliebt. Aber Selinde fand ihr größtes Vergnügen daran, Herzen zu umſpinnen, wiewohl ſie nicht wußte, was ſie mit ihnen anfangen ſollte; und Raymund konnte kein ſchönes Weib ſehen, ohne zu wünſchen, daß ſie ſein wäre, und er hätte aus bloßem Kunſtſinn einen zahlreichern Harem gehalten, als König Salomo, wenn er Macht und Vermögen dazu gehabt hätte. Mit ſo vielen Berührungspunkten war nichts natürlicher, als daß ſie einander anzogen. Nun kamen aber noch Selindens Mißverhältniſſe mit ihrem Tyrannen (wie ſie ihren Mann ſcherzweiſe zu nennen pflegte) dazu, Raymunden ihr und ſie Raymunden intereſſanter zu machen. Jener konnte durch Vergleichung ſeiner Artigkeit, Gefälligkeit und guten Laune mit Mondors trocknem Ernſt, Ungeſelligkeit, ſtrengen Forderungen und überſpannten Ideen bei Selinden nichts anders als gewinnen: dieſe wurde noch

einmal ſo ſchön und liebreizend in Raymunds Augen, wenn er ſah, daß gerade das, was ihn an ihr bezauberte, ihrem Gemahl das Mißfälligſte an ihr war. Wie war es möglich, gegen eine ſolche Frau nicht die Gefälligkeit ſelbſt zu ſeyn? Mondor war ſein Freund und würde ihn immer bereit gefunden haben, ſein Leben für ihn zu wagen: aber wär' es nicht ein wahres Freundſchaftsſtück, ſagte er oft lachend zu ſich ſelbſt, wenn ich ihm von einer Frau hälfe, die ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit nur unglücklich macht? Er ſagte ſich das oft als einen bloßen Scherz, bis er es endlich in ganzem Ernſt glaubte. Wenn wir unſre Weiber tauſchen könnten, dachte er, dann wär' uns beiden geholfen. Aber die Frage, wie dieß möglich zu machen wäre, konnt' er ſich mit allem ſeinem Witz nicht beantworten.

Zu gutem Glück erſchien in Frankreich um eben dieſe Zeit das berüchtigte Geſetz, welches die Unauflöslichkeit der Ehe aufhob und die Scheidungen ſo leicht und willkürlich machte, als es der Leichtſinn und Wankelmuth des lebhafteſten Volkes auf dem Erdboden nur immer wünſchen konnte. Eine Menge übel zuſammengejochter oder einander überdrüſſiger Ehepaare eilten, was ſie konnten, von dieſer Freiheit Gebrauch zu machen, und die Beiſpiele getrennter Ehen wurden in kurzem in den größten Städten ſo häufig, daß die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil Niemanden mehr abſchrecken konnte, zu thun, was ſein Herz gelüſtete.

Dieſe faſt täglich vorfallenden Eheſcheidungen waren eine Zeit lang der beliebteſte Gegenſtand der Unterhaltung in Geſellſchaften. Auch unſere beiden Freunde ſprachen gern und

öfters über das neue Geſetz; und wiewohl Mondor die Sache in einem ernſthaftern Lichte betrachtete, als Raymund, ſo ſtimmte er am Ende doch immer, mit einem Seufzer, dem letztern bei, der dieſes Geſetz, inſofern es nicht nur zu ſehr mißbraucht würde, für das heilſamſte unter allen hielt, an welchen die Revolution ſo fruchtbar war.

Mehr als einmal ſchien den beiden Freunden etwas zwiſchen den halb offnen Lippen zu ſchweben, das ſie einander zu entdecken hätten; aber eben ſo oft drückte, ich weiß nicht was, das ſich heraufarbeitende Geheimniß in ihre Bruſt zurück; bis es endlich beiden gleich unmöglich fiel, es länger verborgen zu halten.

Eines Morgens machte ſich Raymund auf den Weg zu Mondorn, in der Abſicht, ſich deſſen zu entledigen, als ihm dieſer auf der Hälfte des Weges in die Hände lief.

Ich war im Begriff, zu dir zu gehen, Mondor.

„Das war auch meine Abſicht, lieber Raymund.“

Ich habe dir, fuhr dieſer fort, etwas zu ſagen, das mir ſchon lange auf dem Herzen liegt.

Das iſt gerade mein Fall auch, mein Freund.“

Suchen wir alſo einen bequemen Ort, wo wir uns ohne Zeugen davon erleichtern können!

Sie begaben ſich nun, ohne ein Wort weiter zu reden, in die einſamſten Gänge eines öffentlichen Luſtgartens, und ſobald ſie ſich allein ſahen, fing Raymund von neuem an:

Du haſt eine ſehr ſchöne, ſehr liebenswürdige Frau, mein Freund —

Mondor ſeufzte und ſchwieg.

— die dich nicht glücklich macht?

„Leider!“

Und mit welcher ich hingegen glücklich wäre, wie ein Gott.

„Nicht unmöglich!“

Clariſſe iſt ein herrliches Weib, das weißt du.

Mondor ſchwieg abermals.

Wie, wenn wir mit einander tauſchten, Mondor? Alles müßte mich betrügen, oder Clariſſe wäre gerade die Frau, die dir nöthig iſt.

„Und du könnteſt ihr entſagen, Raymund?“

Mondor, wir ſind alte Freunde, laß uns offen gegen einander ſeyn. Ich habe keine Urſache, mich von Clariſſen zu ſcheiden: aber ich geſtehe dir unverhohlen, ich bin in Selinden vernarrt, — und du, wie ich ſchon lange merke, liebſt Clariſſen. Was in aller Welt alſo könnte uns zurückhalten, uns das neue Geſetz zu Nutze zu machen?

„Auch ich muß dir geſtehen, Raymund, daß ich Clariſſen anbete. Sie hat einige Freundſchaft für mich; aber wird ſie einwilligen, ſich von dir zu trennen? Und wenn ſie auch einwilliget, wird ſie darum die Meinige werden wollen?“

Zu jenem hoffe ich ſie leicht zu überreden; dieſes wird dann deine Sache ſeyn. Unter uns geſagt, ſie iſt etwas kalt; das wirſt du dir gefallen laſſen müſſen.

„Alles in der Welt, wenn ſie nur einwilligt, mit mir zu leben. Ich verlange kein größer Glück, als der erſte ihrer Freunde zu ſeyn.“

„Höre, lieber Mondor! Ich weiß, was ich an Clariſſen verliere; es iſt viel — aber Selinde wird mich reichlich entſchädigen.

„Du gibſt mir das Leben zum zweiten Mal wieder, beſter Raymund! Du willſt alſo Alles mit Clariſſen richtig machen? Denn mit Selinden biſt du, wie es ſcheint, bereits einverſtanden.“

Nicht ſo ganz, wie du glaubſt; aber, wenn du dir aus deiner Gefälligkeit gegen deinen Freund ein Verdienſt bei ihr machen wollteſt, ſo würde ſie vielleicht zu bewegen ſeyn. Denn mit allen deinen Vorzügen vor mir —

„Keine Complimente unter Freuden! Wenn du nur Clariſſen gewinnen kannſt, ſo wird ſich das Uebrige von ſelbſt machen. — Du nimmſt alſo die Sache auf dich, Raymund?“

Hier iſt meine Hand!

„Und hier die meinige! Waren wir nicht Kindsköpfe, daß wir uns vor einander fürchteten?“

Die beiden Freunde trennten ſich nun, jeder mit dem andern ſehr zufrieden, und der ungeduldige Raymund machte ſich noch am nämlichen Morgen an Clariſſen und trug ihr, nach einigen Vorbereitungen, die er ſich hätte erſparen können, ſein und ſeines Freundes Anliegen mit einer angenommenen leichtſinnigen Luſtigkeit vor, hinter welche er ſeine Verlegenheit, einer Frau, wie Clariſſe, einen ſolchen Antrag zu thun, zu verſtecken ſuchte. Es iſt am Ende nur Scherz, ſagte er mit einer unſchuldigen Schalksmiene; aber wir thäten vielleicht nicht übel, wenn wir Ernſt daraus machten. Was meinſt du, liebe Clariſſe?

„Es kommt dich alſo wirklich ſo leicht an, mich aufzugeben, Freund Raymund?“

Ich ſchäme mich, vor einer ſo weiſen Frau, als du, wie ein kleiner Junge dazuſtehen. Mein Antrag hat in der That keinen Menſchenverſtand. Du biſt das liebenswürdigſte Weib, das ich je ſehen werde. Ich kenne und fühle deinen ganzen Werth, wiewohl ich deiner nie würdig war. Aber ich kann es nicht über mein Herz bringen, dich zu betrügen. Dieſes Hexengeſicht von Selinde hat mir nun einmal den Kopf verrückt. Ich muß wirklich bezaubert ſeyn, der leibhafte Teufel-Amor iſt mir in die Glieder gefahren, und ich ſehe kein Mittel, ſeiner los zu werden, als wenn ich ihm den Willen thue.

„Du magſt wohl Recht haben, lieber Raymund, ſagte Clariſſe lachend; wenigſtens mag es das angenehmſte Mittel ſeyn, dieſen Teufel auszutreiben.“

Ich will dir Alles bekennen, beſtes Weib, fuhr Raymund fort. Ich habe mein Möglichſtes gethan, aber, leider! vergebens, Selinden zu einem geheimen gütlichen Vergleich zu bewegen.

„Leichtfertiger Menſch! So etwas bei einer Frau, wie Selinde, nur zu denken!“

Schilt mich nicht, Clariſſe; es geſchah bloß, weil ich den Gedanken, dich zu verlieren, haſſe.

„Du hätteſt uns wohl lieber alle beide?“

Das wäre freilch das Beſte, ſagte der leichtfertige Menſch, indem er ihr, wie aus Dankbarkeit, die Hand küßte —

„und bedauerteſt dann doch, daß du kein Muſelmann ſeyſt und noch ein Paar gaſellenaugige Circaſſierinnen dazu nehmen könnteſt? — Aber Scherz bei Seite, Herr Gemahl!

du kennſt mich, hoffe ich. Dir und Selinden zu lieb bin ich Alles zufrieden, wofern dein Freund Mondor eben ſo gefällig iſt, wie ich. Aber warum willſt du mich nicht ledig bleiben laſſen? Warum ſoll denn gerade ich Selindens Stellvertreterin ſeyn?"

Als ob du nicht wüßteſt, daß dich Mondor anbetet, daß er nicht ohne dich leben kann?

„Das iſt wirklich mehr, als ich weiß."

So weiß ich's deſto gewiſſer. Ich leſe ſchon lange in ſeiner Seele. Selinde paßt nicht für ihn. Mit dir wär' er der glücklichſte Mann unter der Sonne, mit ihr iſt es das Gegentheil. Ich muß dir ſagen, Clariſſe, er hat mich oft ſo herzlich gedauert, daß es Augenblicke gab, wo ich aus bloßem Mitleid fähig geweſen wäre, dich ihm abzutreten, dich ſogar fußfällig um deine Einwilligung zu bitten, wäre mir Selinde auch ſo gleichgültig geweſen, wie die Favoritin des Königs Salomo.

„Raymund, das verdient einen Kuß, wie du noch keinen von mir bekommen haſt!" — Sie hielt Wort.

Clariſſe, Clariſſe, rief Raymund, — wenn du es ſo anfängſt —

„Sprich es nicht aus, was du ſagen wollteſt, fiel ſie ihm in die Rede; du würdeſt dich ſehr irren. Es ſollte bloß der Abſchiedskuß ſeyn. Es iſt der letzte, darauf kannſt du dich verlaſſen!"

Wir ſcheiden doch als Freunde? ſagte Raymund halb wehmüthig.

Ganz gewiß! Nur irre dich nicht, lieber Raymund. Es könnte eine Zeit kommen, wo dich die Reue anwandelte" —

Sehr möglich!

„Daß du dir ja nicht einbildeſt, es brauche dann weiter nichts, als zu mir zurückzukommen und von deinem ehemaligen Platz wieder Beſitz zu nehmen! Daran iſt dann gar nicht mehr zu denken!“

Bei dem, was wir vorhaben, darf auch ſo etwas gar nicht vorausgeſehen werden, ſagte Raymund lächelnd.

„Es iſt immer gut, mein Freund, erwiederte ſie, auf alle Fälle zu wiſſen, worauf man ſich zu verſehen hat.“ — Und hiermit erhielt Raymund ſeine Entlaſſung und eilte, was er konnte, Mondorn und Selinden von dem guten Erfolg ſeiner Unterhandlung mit Clariſſen zu benachrichtigen.

Alles Nöthige wurde nun ohne Aufſchub beſorgt, um dem ſonderbarſten Tauſch, der vielleicht je gemacht worden iſt, die gehörige Geſetzmäßigkeit zu geben.

Clariſſe hatte ſich noch zwei Hauptbedingungen ausbedungen, welchen die andern drei ihre Beiſtimmung nicht verſagen konnten: die eine, daß Mondor mit Clariſſen die erſten ſechs Monate auf ſeinem Gute, vier oder fünf Meilen von der Stadt gelegen, zubringen; die andere, daß Raymund Clariſſen, und Mondor Selinden künftig nie anders als an öffentlichen Orten ſehen und ſprechen ſollten. Auch wurde, auf ein Paar Worte, welche Clariſſe ihrem ehemaligen Gemahl ins Ohr ſagte, die badende Pallas, wohl zugedeckt und eingepackt, aus Raymunds Cabinet nach Mondors Landgute abgeführt.

Clariſſe hat mir im Vertrauen noch einen geheimen Artikel entdeckt, wozu ſich Mondor gegen ſie verbindlich machen

mußte, und wozu ſchwerlich ein Anderer, als ein ſo platoniſcher Schwärmer wie er, ſich verſtanden haben würde. Es war dieſelbe Bedingung, unter welcher, in dem bekannten kleinen Roman Abbaſſai, der Khalife Harun Alreſchid ſeine Schweſter dem Großvezier Giafar zur Gemahlin gibt; jedoch mit der billigen Milderung, daß, inſofern Mondor ſich nur alles zwangrechtlichen Anſpruchs begebe, ihm die Freiheit unbenommen bleiben ſollte, zu verſuchen, wie weit er es im Wege der Güte bei ihr bringen könne. Was der Erfolg dieſer Abrede war, geziemte mir nicht zu fragen, und ihr vielleicht nicht mir zu offenbaren.

Bis hieher werden Sie meine Anekdote ſo ſonderbar eben nicht gefunden haben; aber das Seltſamſte kommt noch.

Die beiden Freunde ſchienen im erſten halben Jahr ihres neuen Eheſtandes mit ihrem Tauſch unendlich zufrieden zu ſeyn. Mondor, bei welchem ehemals ein Tag, der ohne einen Sturm zwiſchen ihm und Selinden vorüber ging, eine Seltenheit war, glaubte mit der ſanften, heitern, immer ſich ſelbſt gleichen Clariſſe in einem wahren Elyſium zu leben. Bei ihr fand er Alles, was ihm Selinde, auch wenn ſie gewollt hätte, nicht gewähren konnte: angenehme, mannigfaltige Unterhaltung des Geiſtes, traulichen Umtauſch der Gedanken und Geſinnungen, zarte Theilnahme und zuvorkommende Aufmerkſamkeit. Ihre Kenntniſſe, ihre Talente ſchienen unerſchöpfliche Quellen von Vergnügen für den Glücklichen, der unmittelbar aus ihnen ſchöpfen konnte. Sie lebte faſt ganz allein für ihn, ſo wie auch er nur ſelten und gezwungener Weiſe von ihrer Seite kam. Denn es war nun

einmal in der Natur des guten Mondor, Alles auf die äußerſte Spitze zu treiben; und je kürzer ihn Clariſſe in andern Rückſichten hielt, deſto gieriger übernahm er ſich in den geiſtigen Genüſſen, die ſie ihm mit der gefälligſten Freigebigkeit zugeſtand. Er geizte mit jedem Augenblick und würde ſich's nicht verziehen haben, wenn er, durch ſeine Schuld, um eine einzige Minute, die er mit ihr zubringen konnte, gekommen wäre. Die natürlichen Folgen dieſer übermenſchlichen Art, glücklich zu ſeyn, konnten für beide nicht ausbleiben. Auch in geiſtigen Genüſſen zieht Ueberſättigung und Unmäßigkeit — Gleichgültigkeit und Erſchlaffung der innern Sinne nach ſich. Wie viel Clariſſe auch zu geben hatte, endlich hatte ſie doch Alles gegeben; wie liebenswürdig ſie war, ſo blieb ſie doch immer dieſelbe, und es war nicht in ihrem Charakter, daß ſie ſich hätte anſtrengen ſollen, die Eigenſchaften und Vorzüge, wodurch ſie Mondorn bezaubert hatte, ihm unter immer neuen Geſtalten darzuſtellen. Der täuſchende Zauber lag in ihm, nicht in ihr; in ihr war Alles wahr und anſpruchlos. Daß er ſchwärmte, war nicht ihre Schuld; daß er endlich aufhörte zu ſchwärmen, war es eben ſo wenig; aber ſchon eine ziemliche Zeit, bevor ſie ihm gleichgültig zu werden anfing, war er ihr durch ſeine Schwärmerei nur zu oft widerlich geweſen. Unvermerkt war er ihr durch den Zwang, den ihr ſeine Unzertrennlichkeit auflegte, auch überläſtig, und ſie dachte nicht ſelten mit einiger Sehnſucht an die Tage zurück, da Raymunds gefälliger Kaltſinn ihr unbeſchränkte Freiheit ließ, ſich und ihre Zeit nach eigenem Belieben anzuwenden. Das Schlimmſte war indeſſen, daß

ſich zwiſchen ihrer beiderſeitigen Vorſtellungsart nach und nach ein Mißverhältniß offenbarte, welches nothwendig für beide an unangenehmen Folgen fruchtbar ſeyn mußte. Clariſſe war nämlich eine geborne Feindin alles Uebertriebenen und Unwahren — und Mondor übertrieb unaufhörlich. Clariſſe hegte keine Vorurtheile, keine Lieblingsmeinungen; Mondor hingegen hatte eine Menge Dulcineen, deren Schönheit er immer gegen die ganze Welt mit eingelegter Lanze zu verfechten bereit war. Es zeigte ſich alſo, nachdem ſie einige Monate beiſammen gelebt hatten, daß ſie über Vieles ganz verſchieden dachten. Anfangs fand Clariſſens Gefälligkeit immer Mittel, dergleichen Diſſonanzen durch geſchickte Ausbeugungen oder vermittelnde Ideen wieder ins Gleiche zu bringen: aber mit der Zeit wurde dieſe ſchonende Nachgiebigkeit immer ſeltener, und ſie ſpielte meiſtens ihre eigene Partie fertig weg, ohne ſich zu bekümmern, ob ſein Inſtrument mit dem ihrigen rein zuſammen geſtimmt war, oder ob ſie nicht gar aus zweierlei Tonarten ſpielten. Alle dieſe Unfüglichkeiten würde gleichwohl ihre Weisheit und Sanftmüthigkeit ſehr erträglich gemacht haben, wenn nicht gerade dieſe Weisheit das geweſen wäre, was den heftigen und in ſeine Ideen und Grillen verliebten Mondor bei manchen Gelegenheiten am meiſten zur Ungeduld getrieben hätte. Gerade daß ſie keine Blößen gab und im Grunde immer Recht hatte, reizte bei ihm den Geiſt des Widerſpruchs deſto ſtärker auf, und ſo behauptete er oft die widerſinnigſten Dinge, weniger um ſeinen Witz zu zeigen, als ihrem Verſtande weh zu thun und ſie um eine Antwort verlegen zu machen. Unter den

kleinen Mißhelligkeiten, die hieraus entſtanden, litt indeſſen Niemand mehr, als Mondor. Clariſſe, welche ſelten warm und niemals bitter wurde, war gleich wieder bereit, Friede zu machen; ihre Seele war wie ein heiterer Himmel, der durch kleine ſchnell vorüberziehende Wölkchen nicht verdüſtert wird. Aber Mondors Reizbarkeit und Hitze, die ihn immer über die Gränzen der Mäßigung hinaustrieben, machten auch, daß er weder ſo ſchnell, noch mit ſo guter Art wieder ins Gleichgewicht kam. Unwillig über ſich ſelbſt, unwillig über die Veranlaſſung des Streits, unwillig darüber, daß irgend etwas die Harmonie zwiſchen ihm und Clariſſen ſtören könne, machte ſeine übermäßige Empfindlichkeit und unbändige Einbildungskraft aus einem kleinen Uebel ein großes, und nicht ſelten ſchmollte er ziemlich lange mit Clariſſen, bloß weil er ſich ſelbſt nicht verzeihen konnte, daß er ſich gegen ſie vergeſſen hatte. Alle dieſe und ähnliche kleine Urſachen brachten, bevor noch das erſte Jahr um war, eine große Wirkung hervor, nämlich, daß Mondor, gegen alle ſeine Erwartung, ſich mit Clariſſen noch weniger glücklich fühlte, als mit Selinden.

Als der herannahende Winter ihn vom Lande in die Stadt zurückrief, hatte er das nicht ganz reine Vergnügen, zu ſehen, daß im Gegentheil ſein Freund Raymund mit der ſchönen Selinde in der erbaulichſten Eintracht lebte, und daß ſie allgemein für das glücklichſte Paar im ganzen Diſtrict geprieſen wurden. Sie ſchienen ganz für einander gemacht zu ſeyn; gleiche Neigungen, gleicher Geſchmack, einerlei Wille, wiewohl keines dem andern den geringſten Zwang auflegte, und jedes that, was ihm beliebte. Von

Mißverſtändniſſen und Verkältungen keine Spur! Fanden ſie ſich zuſammen, ſo ſchienen ſie ſo entzückt von einander, als ob ſie ſich lange nicht geſehen hätten; waren ſie, wie meiſtens, an verſchiedenen Orten, ſo ſchien keines das andre zu vermiſſen.

Mondor konnte ſich mit aller ſeiner Freundſchaft für Raymunden eines kleinen Anfalls von Eiferſucht nicht erwehren. Die Erinnerungen aus den goldnen Tagen der erſten Liebe wurden immer lebendiger in ſeiner Phantaſie, das Verlangen, Selinden wieder zu ſehen, immer ungeduldiger in ſeiner Bruſt; und da er ſie nur öffentlich ſehen durfte, überwand er ſogar ſeine alte Abneigung vor großen, vermiſchten und lärmenden Geſellſchaften und ſuchte ſie überall in Aſſembleen und Tanzpartien auf. Sie war (däuchte ihn) ſeit er die Thorheit begangen, ſich von ihr zu ſcheiden, noch einmal ſo ſchön geworden, als zuvor; ſie war ihm wieder das Ideal aller Grazien, und er begriff immer weniger, wie der Beſitzer einer ſo reizenden Frau jemals mit ihr habe unglücklich ſeyn können. Hiezu kam noch, daß ſie im Grunde das unſchuldigſte Geſchöpf von der Welt war; denn nie hatte das Einzige, was er ehmals an ihr auszuſetzen hatte, ihr Leichtſinn, ihr Hang zu den Vergnügungen und ihre Begierde zu gefallen, ihrem Ruf den mindeſten Flecken zugezogen; und, indem ſie allen Männern Netze zu ſtellen ſchien, war kein Einziger, der ſich der geringſten Aufmunterung oder Begünſtigung von ihr zu rühmen hatte. Ihre Fehler, ſagte Mondor jetzt zu ſich ſelbſt, machen ſie nur deſto liebenswürdiger und verdienen eigentlich dieſen Namen nicht einmal. Denn ſie

ſind es eben, die ihr dieſe unerſchöpflichen, immer neuen Reize geben, welche Ueberdruß und Sättigung unmöglich machen. Dieſe Betrachtungen führten ihn unvermerkt auf die Entdeckung: daß die ſchöne Selinde, Alles wohl überlegt und in einander gerechnet, ſich doch beſſer für ihn ſchicke, als die kalte einförmige, ſich ſelbſt genügſame Clariſſe, mit ihrer ſokratiſchen Hochweisheit und ihrer unbelebten Bildſäulengeſtalt — und daß alle Schuld ſeines ehemaligen Mißverhältniſſes mit der erſtern bloß an ſeinen grillenhaften, überſpannten Forderungen gelegen habe. Hätte ihn die Scham vor Clariſſen und die Furcht, von Raymunden ausgelacht und von Selinden abgewieſen zu werden, nicht mit Gewalt zurückgehalten — kaum getraute er ſich ſelbſt zu geſtehen, was er zu thun fähig geweſen wäre.

Indeſſen ſuchte er ſich doch, ſoviel der Wohlſtand zulaſſen wollte, Selinden immer mehr zu nähern; und da ſie ſich ſo unbefangen und artig gegen ihn betrug, als ob ſie einander erſt jetzt kennen lernten: ſo fühlte er ſich dadurch aufgemuntert, das, was in ſeinem Herzen vorging, immer deutlicher, wiewohl unter der zarteſten Verſchleierung, aus ſeinem ganzen Benehmen gegen ſie hervorſchimmern zu laſſen. Selindens Eitelkeit wurde dadurch nicht wenig geſchmeichelt, und alle ihre Freundſchaft für Clariſſen konnte nicht verhindern, daß es ihr nicht Mühe koſtete, die Freude zu verbergen, die ſie über einen ſo ſchönen Triumph ihrer Reizungen empfand. Unvermerkt erwachten auch in ihr die Bilder der erſten Tage und Wochen ihrer Verbindung mit Mondorn, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ſtille Vergleichungen

zwiſchen ihm und Raymunden anzuſtellen, die immer zu ſeinem Vortheil ausfielen. Mondor beobachtete ſie zu ſcharf, um die Spuren deſſen, was in ihrem Innern vorging, nicht in ihren Augen und in tauſend kleinen, andern Leuten unſichtbaren Aeußerungen wahrzunehmen, und die Sehnſucht nach Wiederherſtellung ihres ehemaligen Verhältniſſes nahm jetzt mit der Hoffnung täglich zu. Clariſſe, die einzige ganz unbefangene Perſon unter den vier Freunden (denn auch Raymund hatte ſeine Urſachen, ſich in den vorigen Stand zurückzuwünſchen, wiewohl er zu böſem Spiele zu lächeln wußte), Clariſſe, ſage ich, ſah der Komödie mit ruhiger Erwartung der Entwicklung zu, ohne die Spielenden weder aufzumuntern noch abzuſchrecken, ungefähr wie man einem Kinderſpiel zuſieht; um ſo ruhiger, da ſie, ihrer Denkart nach, bei dem vorhergeſehenen Ausgang mehr zu gewinnen, als zu verlieren hatte. Denn ſie hatte ſich (wie wir wiſſen) nicht aus Wahl, ſondern aus bloßer Gefälligkeit gegen ihre Freundin und Raymunden, von letzterem getrennt; und da dieſer nichts Angelegneres zu haben ſchien, als ſie zu überzeugen, daß ſein Mittel, den kleinen, ihm von Selinden eingezauberten Liebesteufel los zu werden, trefflich angeſchlagen habe: ſo war kein Zweifel, daß es nur von ihr abhangen werde, ob und auf welche Bedingungen ſie es noch einmal mit ihm wagen wolle.

So ſtanden die Sachen zwiſchen den vier Freunden, als Mondor, der leidenſchaftlichſte unter ihnen, ſich endlich entſchloß, das Eis zu brechen und ſich von Raymunds und Selindens Geſinnungen, wie ſie auch ausfallen möchten,

gewiß zu machen. Unſer Tauſch, ſagte er an einem ſchönen Morgen zu ſeinem Freund, iſt dir, wie ich ſehe, ſehr wohl bekommen, Raymund.

Meinſt du? erwiederte dieſer in einem etwas leichtfertigen Tone.

„Man kann, dünkt mich, nicht glücklicher ſeyn, als du mit Selinden biſt.“

Wenigſtens nicht glücklicher, als du mit Clariſſen, ſollt' ich denken.

Mondor ſeufzte.

Höre, lieber Mondor, es wäre grauſam, wenn ich mit einem Freunde, dem ſein Glück einen ſo ſchweren Seufzer auspreßt, nur einen Augenblick länger ſcherzen wollte. Du würdeſt dich ſehr irren, Bruder, wenn du mein Glück nach dem äußern Anſchein oder nach deinem Gefühl beurtheilen wollteſt. Nicht Alles, was gleißt, iſt Gold, würde Sancho Panſa an meiner Stelle ſagen, und Niemand weiß, wo einen Andern der Schuh drückt, wie neu und zierlich der Schuh auch ſeyn mag. Laß uns offenherzig mit einander ſprechen, und weg mit der falſchen Scham! Wir haben beide eine große Thorheit begangen, Mondor! Wir konnten mit unſerm Loſe zufrieden ſeyn, glaubten uns verbeſſern zu können und ſind nun beide überzeugt, wir hätten beſſer gethan, wenn jeder das Seinige behalten hätte. Selinde und Clariſſe ſind beide in ihrer Art ſehr liebenswürdige Weiber; aber darum taugen ſie nicht für jeden. Du und ich ſind unter den Männern nicht die ſchlechteſten; jeder von uns, denke ich, iſt die beſte Frau werth. Aber die beſte für

Raymund iſt darum nicht auch die beſte für Mondor, und umgekehrt. Dir, z. B., iſt Clariſſe nicht warm, nicht lebhaft genug; ich hingegen habe gerade eine ſo kalte und weiſe Frau zum Gegengewicht meines Leichtſinns nöthig. Du haſt einen zu warmen Kopf für Clariſſen, und ich bin nicht reich genug für Selinden. Wer könnte ſo grauſam ſeyn, einer ſo ſchönen und gutartigen Frau, wie Selinde, irgend eine ihrer kleinen Phantaſien, ihrer im Grunde ſo unſchuldigen Vergnügungen zu verſagen? Aber, um beide ohne Nachtheil befriedigen zu können, reichen meine Mittel nicht zu; und da ich ihr nichts abſchlagen kann, würde ſie mich in wenig Jahren zu Grunde gerichtet haben. Du hingegen biſt reich genug für eine noch viel koſtbarere Frau, als Selinde. Ueberdieß iſt auch ſie, wie du und ich, durch die Erfahrung weiſer worden: du wirſt gefälliger gegen ſie ſeyn, und ſie wird dich durch ihre Mäßigung dafür belohnen. Je weniger du von ihr forderſt, deſto mehr wird ſie für dich thun. Nimm alſo deine Selinde wieder, Bruder, und gib mir meine Clariſſe zurück, mit der ich ehmals zufrieden und glücklich war; ſo glücklich, daß ich ſie ſelbſt in Selindens Armen nie vergeſſen konnte.

Mondor fand, daß ſein Freund ſehr richtige Schlüſſe mache; und da ihm nichts gewiſſer war, als daß man entweder wahnſinnig ſeyn müßte (wie er geweſen zu ſeyn bekannte) oder einer Frau, wie Selinde, ohne Schmerzen nicht entſagen könne, ſo rechnete er Raymunden als verdienſtliche Großmuth und als den höchſten Beweis ſeiner Freundſchaft an, was in der That bloß das Werk der Klugheit und der Sorge für ſein eignes Beſtes war.

Alles trat nun wieder in die alte Ordnung zurück. Mondor und Selinde hatten einander gleich viel zu verzeihen und vereinigten ſich wieder, mit dem Vorſatz, durch Fehler klüger gemacht, einander deſto reichlicher zu entſchädigen. Beide hielten ſich Wort; und Clariſſe, zu geſunden Kopfes, um eine Empfindlerin, und zu reines Herzens, um weder eine wahre noch geheuchelte Spröde zu ſeyn, erlaubte dem entzauberten Raymund, ohne ihm eine allzuſchwere Buße aufzulegen, das Bild und Urbild ſeiner Pallas im Bade im Triumph in ſein Haus zurück zu führen.

Beide Freunde und Freundinnen ſind ſeit dieſer Zeit täglich mit ihrem Rücktauſch zufriedener, und (was für alle Viere ſehr viel beweiſet) nie hat auch nur der Schatten von Argwohn und Eiferſucht weder der Liebe noch der Freundſchaft den geringſten Abbruch bei ihnen gethan. Ich habe daher meiner Anekdote den rechten Namen zu geben geglaubt, indem ich ſie Liebe und Freundſchaft auf der Probe betitelte: und nun bleibt mir nichts übrig, als zu wünſchen, daß ſie meinen gütigen und nachſichtsvollen Zuhörern nicht mißfallen haben möge.

Nadine endigte hier ihre Erzählung und überließ es (wie ſie verſprochen hatte) ihren Zuhörern, ſo viel Moral daraus zu nehmen, als Jedes zu ſeinem jetzigen oder künftigen Gebrauch darin zu finden wußte.

Ihre Beſcheidenheit wurde nun durch die Lobſprüche, womit ſie ſich von allen Seiten überhäuft ſah, auf keine leichte Probe geſetzt. Die vier Freunde und ihr zweimaliger Weiber-

und Männertauſch gaben (wie man denken kann) reichen Stoff zu allerlei ernſten und ſcherzhaften Anmerkungen und Einfällen; und Herr M. war der Meinung: eine von Nadinens Geiſt überſchattete Schriftſtellerin könnte dieſe Anekdote zu einem der artigſten Romane ausſpinnen, die ſeit manchem Jahr in unſrer romanreichen, wiewohl ſehr unromantiſchen Zeit zu Tage gefördert worden.

Am folgenden Abend wurde die Geſellſchaft zu Roſenhain mit einem Baron von Werdenberg vermehrt, einem Verwandten der Frau des Hauſes, welcher, auf einer Reiſe in dieſe Gegenden begriffen, es für Pflicht gehalten hatte, dem Herrn und der Frau von P. ſeine Aufwartung zu machen. Es war ein ſchöner, ſtattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, ſeines Charakters wegen allgemein geſchätzt und als ein angenehmer Geſellſchafter überall wohl aufgenommen; ein Mann von Bildung und Geſchmack, der die Welt kannte und Vieles geſehen hatte, aber, weil er ohne Ehrgeiz und Habſucht war, einen zu hohen Werth auf ſeine Freiheit ſetzte, um ſich in die vergoldeten Feſſeln eines Hofes zu ſchmiegen oder ſich verſucht zu fühlen, die Welt regieren und verwirren zu helfen. Uebrigens war er im Beſitz den Damen allgemein zu gefallen, weil er allen gefällig zu ſeyn befliſſen war und, da er ſich keiner ausſchließlich widmete, ſich für ein Gemeingut, an welches alle gleiche Rechte hätten, anzuſehen ſchien. Dieß war wenigſtens das Licht, worin man ihn bisher betrachtet hatte; und ſo viel mag vor der Hand genug ſeyn, uns eine Idee von dieſem Baron Werdenberg

zu geben, bis er ſelbſt in der Folge uns vielleicht etwas näher mit ſich bekannt macht.

Nach der Abendtafel erwähnte Jemand, mit was für einer Art von Spiel die Geſellſchaft ſich ſeit mehreren Tagen unterhalten habe. Da die Gäſte ſich hatten erbitten laſſen, ihrem Aufenthalt zu Roſenhain noch einige Tage zuzugeben, ſo bedauerte man allgemein, daß die fünf Perſonen, welche die Gefälligkeit gehabt, ſich dieſes kleine Verdienſt um die Geſellſchaft zu machen, ſchon alle an der Reihe geweſen wären, und man alſo dieſes Vergnügen heute würde entbehren müſſen. Da nun keines von denen, die ihren Beitrag bereits gegeben hatten, ſich geneigt bezeugte, ein Uebriges zu thun, die bloßen Zuhörer hingegen ſich des ihnen gleich anfangs zugeſtandenen Vorrechts nicht begeben wollten, kam die ſchöne Nadine von Thalheim endlich auf den Einfall, alle Beredſamkeit ihrer Augen und ihrer Zunge anzuwenden, um den Herrn von Werdenberg zu überreden, daß er ſich die Geſellſchaft durch irgend eine kleine Anekdote, entweder von ſeiner eignen Erfindung oder aus dem Schatze ſeines Gedächtniſſes, verbinden möchte. Der Baron wehrte ſich, ſolang er mit guter Art konnte, indem er alle Arten von Behelfen, womit man eine ſolche Zumuthung von ſich abzulehnen pflegt, geltend zu machen ſuchte. Aber die ſchöne Thalheim wollte ſich nun einmal nicht abweiſen laſſen, und die übrigen Damen und Herren unterſtützten ihre Bitte aufs lebhafteſte. Auf jeden Fall, ſagte Roſalinde in ſcherzendem Tone, können Sie darauf rechnen, daß wir die geneigteſten Zuhörer ſind, die ein Erzähler ſich nur immer wünſchen kann.

Wer könnte Ihnen nach einer ſolchen Verſicherung länger widerſtehen, meine gnädigen Damen, ſagte der Baron lachend; Ihre Bitten ſind für mich Befehle; wollte der Himmel nur, daß die edle Tugend des Gehorſams mir auch das Talent geben könnte, deſſen Mangel ich in einer Geſellſchaft, wie dieſe, ſtärker als jemals fühle. Wenn es indeſſen nur darauf ankommt, Ihnen meine kleine Eigenliebe aufzuopfern, ſo bin ich bereit; nur muß ich vor allen Dingen um die Gnade bitten, mir eine Bedingung zuzugeſtehen, ohne welche es mir unmöglich ſeyn würde, meine Zuſage zu erfüllen. Alles in der Welt, riefen die Damen, reden Sie nur! Selbſt ein Mährchen zu erfinden, fuhr Werdenberg fort, iſt nun einmal meine Sache nicht, und die Mährchen meiner Mutter Gans ſind, aufrichtig zu reden, die einzigen, die ich von meinen Kinderjahren her behalten habe. Wollen Sie aber mit einer wahren Geſchichte, ſo gut ich ſie zu geben habe, vorlieb nehmen, ſo kann ich Ihnen mit einer kleinen Anekdote aufwarten, die ſich ſeit kurzem mit einem meiner Freunde zugetragen hat. Sie iſt eben nichts Beſonderes; weder ſo rührend, um Thränen zu erpreſſen, noch luſtig genug, um lachen zu machen. Es iſt ein ganz einfaches Geſchichtchen, aber es iſt wenigſtens wahr; und bei einer Erzählung, die weder von Seiten des Inhalts noch des Vortrags glänzt, iſt dieß doch immer einiges Verdienſt. Im ſchlimmſten Fall bin ich beinahe gewiß, daß, wenn Sie auch bei der Erzählung ſelbſt ein wenig nicken ſollten, der Ausgang wenigſtens Sie wieder aufwecken wird.

Fangen Sie nur immer an, Herr von Werdenberg, ſagte Nadine; wenn Sie uns Langeweile machen, werden wir ſchon Mittel finden, auf die eine oder andere Art das Wiedervergeltungsrecht an Ihnen auszuüben; darauf können Sie ſich verlaſſen.

Der Baron begann alſo ſeine Erzählung folgendermaßen.

Die Liebe ohne Leidenſchaft.

Ein junger Mann, der, ſtatt ſeines wahren Namens, einſtweilen von Falkenberg heißen mag, wurde auf einer Reiſe nach W. durch einen Zufall in dem kleinen Marktflecken Erlebach aufgehalten. Glücklicher Weiſe für ihn traf ſich's, daß der jährliche Markt, der eben an dieſem Tage gehalten wurde, dem unbedeutenden Orte eine ziemliche Lebhaftigkeit gab, zumal die ſchöne Jahreszeit und das günſtigſte Wetter eine Menge Perſonen allerlei Standes und Gewerbes aus der ganzen Gegend herbeigezogen hatte. Falkenberg liebte dieſe Art von Volksfeſten, wo ihm, unter allen Rollen, ſo dabei geſpielt werden, die des bloßen Zuſchauers die unterhaltendſte däuchte. Er befand ſich gerade in der heitern Unbefangenheit und Leerheit, worin man bereit iſt, ſich, wie Triſtram Shandy, ſogar mit einem Eſel in ein Geſpräch einzulaſſen oder den Bewegungen einer Schnecke zuzuſehen. In dieſer Stimmung war er eine gute Weile von einer Bude zur andern herumgeſchlendert und hatte die Bemerkungen, wozu ihm das Glücksrad, der Marktſchreier, der Marmottenjunge und die um ſie her ſchwärmenden Volksgruppen Gelegenheit gaben, ziemlich bald erſchöpft: als er

in der Thür eines Kramladens eine junge Frauensperſon gewahr wurde, deren Geſtalt und Geſichtsbildung einen ſo auffallenden Abſtich von den Geſtalten und Geſichtern des ſich hinzudrängenden Geſindels machte, daß er dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, ſich näher mit ihr bekannt zu machen. Ihrem ſehr einfachen Anzug nach, und weil er ſie mit vieler Munterkeit beſchäftigt ſah, allerlei Waaren, die ihr in Päckchen und Schachteln herabgelangt wurden, auf den Ladentiſch auszulegen, glaubte er nicht zu irren, wenn er ſie, trotz ihrer vornehmen Miene und der Grazie, die alle ihre Bewegungen begleitete, für die Eigenthümerin des Kramladens anſah. Er näherte ſich dem Tiſch, und nachdem er ſie, ohne Zuthun ſeines Willens, mit mehr Ehrerbietung gegrüßt hatte, als eine Perſon ihres Standes von ſeinesgleichen erwarten konnte, wollte er die Bekanntſchaft damit anfangen, daß er ſich durch Einkauf einiger ihm ſehr überflüſſiger Artikel in Gunſt bei ihr ſetzte, und erkundigte ſich, im Ton eines Käufers, der nicht lange zu feilſchen geſonnen iſt, nach dem Preiſe.

Die vermeinte Krämerin betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck einer flüchtigen Ueberraſchung, faßte ſich aber eben ſo ſchnell wieder und antwortete ihm lächelnd: Darüber werden wir bald einig ſeyn, mein Herr; ich gebe alle meine Waare unentgeltlich. Mit dieſem Worte raffte ſie Alles, was auf dem Tiſche lag, in einen großen Korb zuſammen, trat vor die Ladenthür und theilte es unter die Umſtehenden aus, deren äußerliches Anſehen laut genug bezeugte, daß ihre Kaufluſt mit den Mitteln, ſie ehrlicher

Weiſe zu befriedigen, in ganz und gar keinem Verhältniß ſtand. Sie gab einem Jeden, was er am meiſten zu bedürfen ſchien; und da der Korb in wenig Augenblicken leer war, ließ ſie ihn zum zweiten und dritten Male füllen, um auch die neuen Kunden, die ohne Geld zu kaufen herbei eilten, zufrieden zu ſtellen. Dieſes Manoeuvre ſetzte ſie, zu großer Verwunderung aller Zuſchauer, ſo lange fort, bis die ganze Bude rein ausgeleert war.

Falkenberg, der anfangs nicht wußte, was er von dieſer ſonderbaren Krämerin zu denken habe, merkte nun wohl, daß er ſich in ſeiner Meinung von ihrem Stande geirrt, war aber darum nicht weniger verlegen, wie er ſich das, was er ſah, erklären ſollte.

Die Unbefangenheit ihres ganzen Benehmens und die anmuthige Art, wie ſie ihre Gaben austheilte, machte den Gedanken, daß es unter ihrer Haube nicht richtig ſtehe, unmöglich. Daß ſie nicht weniger reich als leichtſinnig und launenhaft freigebig ſeyn müſſe, ſchien außer Zweifel; aber, wenn Anwandlungen dieſer Art häufig bei ihr waren, dachte Falkenberg, ſo gäb' es keinen Schatz in Tauſend und Einer Nacht, den ſie nicht in kurzer Zeit erſchöpfen könnte.

Die Dame ſchien die Gedanken des Unbekannten ohne Mühe zu errathen; auch glaubte ſie ziemlich deutlich in ſeinen Augen zu leſen, daß ſie ihm nichts weniger als gleichgültig ſey; etwas, wobei ſie natürlicher Weiſe den Wunſch, auch ihr nicht gleichgültig zu ſeyn, bei ihm vorausſetzen konnte. Wenn dieß wirklich der Fall war, ſo ließ ſie wenigſtens nichts davon ſichtbar werden. Indeſſen, bevor ſie ſich

mit der Krämerin, der ſie ſo ſchnell und unverhofft von ihrem ganzen Marktvorrath geholfen hatte, zum Abrechnen in ein kleines Hinterſtübchen zurückzog, wandte ſie ſich mit dem ungezwungen edeln Anſtand einer Perſon, der man auch in der ſchlichteſten Kleidung anſieht, daß ſie ſich in der prächtigſten nicht beſſer dünken würde, gegen Falkenbergen und erſuchte ihn, zum Andenken ihrer eben ſo kurzen als zufälligen Bekanntſchaft einen — Bleiſtift anzunehmen, den ſie aus ihrem Buſen hervorzog und ihm mit einer herzſtehlenden Anmuth überreichte. Wenn Sie jemals in den Fall kommen, ſetzte ſie hinzu, dieſen Bleiſtift zu einem geheimen Wort an eine Geliebte zu gebrauchen, ſo erinnere er Sie an die Unbekannte auf dem Jahrmarkt zu Erlebach! — und bevor er vor Verwirrung ſeiner Sinnen eine Antwort herausbringen konnte, war ſie entſchlüpft, und die hinter ihr ſich ſchließende Thür ſagte ihm in ihrer knarrenden Sprache, daß er ſeine Entlaſſung habe.

Wenn ich den Helden meiner Geſchichte erdichtet hätte, ſo müßte ich geſtehen, daß ich, um die Wirkungen hervorzubringen, die ein nach dem Beifall unſrer Zeitgenoſſen ſtrebender Romanſchreiber auf ſeine Leſer zu machen bemüht iſt, keinen unbequemern Charakter hätte wählen können, als den ſeinigen. Aber er wird ſich Ihnen in kurzem als ein wirkliches Glied in der Kette der Weſen darſtellen, und es iſt nicht meine Schuld, daß er, wie alle andere Glieder dieſer Kette, iſt, was er iſt. Ich darf alſo nicht verbergen, daß mein Herr von Falkenberg bei dieſer Gelegenheit eine Kaltblütigkeit zu Tage legte, die vielleicht ohne Beiſpiel iſt. Zwar

kann ich nicht leugneu, daß er eine ziemliche Weile, mit dem Bleiſtift der Unbekannten in der Hand und die Augen auf die Thür des Hinterſtübchens geheftet, ſo unbeweglich wie eine Herme ſtehen blieb. Aber, ſobald er wieder zur Beſinnung kam, war das Erſte, was er ſich ſagte: daß, vernünftiger Weiſe, hier nichts weiter für ihn zu thun ſey, als — ſeines Weges zu gehen. Er fragte zwar auf allen Seiten nach dem Namen und andern Prädicabilien der ſonderbaren Dame; aber Niemand konnte ihm ſagen, wie ſie heiße, noch woher ſie gekommen, und wohin ſie gehe. Da er hingegen ſehr wohl wußte, wohin er wollte, und ſein Wagen (deſſen Ausbeſſerung ihn zu Erlebach aufgehalten hatte) wieder in reiſefertigem Stande war, ſetzte er ſich ohne längern Aufſchub ein und fuhr, mit dem Bilde der Unbekannten vor der Stirn und ihrem Bleiſtift in der Taſche, mit eben ſo geſundem Herzen (wie er ſich ſchmeichelte) davon, als er angekommen war.

Das Wahre iſt, daß er während ſeiner ganzen Reiſe von Erlebach bis A. (wo er, wegen einiger Geſchäfte, welche unterwegs abzuthun waren, erſt am fünften Tage anlangte) an nichts Anderes denken konnte, als an ſein kleines Abenteuer mit der ſchönen Unbekannten, obgleich nicht ohne Schamröthe über die höchſt unbedeutende Perſon, die er dabei vorgeſtellt hatte. Ihre feine Geſichtsbildung, das liebliche Feuer ihrer großen ſchwarzen Augen, ein ihr eignes Lächeln, das der Liebe, die ſie einflößte, zu ſpotten oder zu trotzen ſchien; ein eben ſo edles als anſpruchloſes Weſen in ihrem ganzen Anſtand und Benehmen, die einnehmende

Munterkeit und ſchnellbeſonnene Schicklichkeit, womit ſie ihre Gaben, ohne den mindeſten Werth darauf zu legen, nach den anſcheinenden Bedürfniſſen und Erwartungen der Beſchenkten ausgeſpendet hatte, kurz Alles, was ihm an dieſer ſonderbaren Perſon aufgefallen war, bis auf die kleinſten Bewegungen ihrer ſchönen Arme und Hände, ſtellte ſich ſeiner Erinnerung ſo lebhaft wieder dar, als ob er ſie vor ſich ſähe. Natürlicher Weiſe erregte das, was er geſehen hatte, das Verlangen, noch mehr von ihr zu wiſſen, und das Ganze endigte immer damit, unzufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn, daß er nicht länger zu Erlebach geblieben und alles Mögliche verſucht habe, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu kommen. Indeſſen, da er von Natur keiner von den Brennbaren war, die gleich im erſten Augenblick Feuer fangen und im zweiten ſchon in voller Flamme ſtehen; da überdieß eine unverwandte Beſchäftigung der Gedanken mit dem nämlichen Gegenſtand das ſicherſte Mittel iſt, den Eindruck desſelben abzuſtumpfen, und endlich auch die Geſchäfte, die er unterwegs zu beſorgen hatte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit erforderten: ſo hatte ſeine Vernunft eben keinen großen Kraftaufwand vonnöthen, um ſein Gemüth in ziemlichem Gleichgewicht zu erhalten; und ſo fand ſich's, daß er am Morgen des fünften Tages das Zeugniß aller ſeiner Sinne aufrufen mußte, um ſich des Zweifels zu erwehren, daß die Begebenheit zu Erlebach mehr als ein ungewöhnlich lebhafter Traum geweſen ſey.

Dieſer Wahn war von kurzer Dauer. Das Erſte, was ihm beim Eintritt in den Gaſthof, wo er zu A. abſtieg, in den Wurf kam, war ſeine Unbekannte, die, ohne ihn zu

bemerken, in einem ſchimmernden Anzug an ihm vorbeirauſchte, um ſich in einen prächtigen, mit reichgekleideten Bedienten beſchwerten Wagen zu werfen und vermuthlich in Geſellſchaft zu fahren. Nichts war ihm gewiſſer, als daß ihn ſeine Augen nicht getäuſcht hatten, wiewohl der Glanz, worin ſie jetzt bei ihm vorüber blitzte, einen eben ſo ſtarken als vortheilhaften Abſtich von der einfachen Kleidung machte, worin ſie ſeine erſte Aufmerkſamkeit in der Bude zu Erlebach auf ſich gezogen hatte.

Dieſes zweite unverhoffte Zuſammentreffen ſetzte Falkenbergen in eine Bewegung, die er ſich ſelbſt nicht recht zu erklären wußte. Es war ihm, als ob es ihm ahne, es werde ihm ſchwer werden, ſich vor einer Leidenſchaft zu bewahren, die vielleicht das Unglück ſeines Lebens machen könnte; und deſto ernſtlicher war ſein Vorſatz, alle Kräfte ſeiner Vernunft gegen eine ſolche Beeinträchtigung ſeiner Freiheit aufzubieten.

Bei Allem dem ließ er dennoch ſeine erſte Sorge ſeyn, mit guter Art Erkundigungen über die Dame einzuziehen. Der Wirth ſagte ihm Alles, was er aus ihren Bedienten herausgefragt hatte: man nenne ſie Fräulein von Haldenſtein; ſie ſey die einzige Tochter und Erbin des verſtorbenen Banquiers Haldenſtein in ** und befinde ſich bereits in freiem Beſitz eines unermeßlichen Vermögens. Sie ſey erſt dieſen Morgen von einem ihrer Güter unweit D... in A... angekommen, um der Verlobung einer Anverwandtin beizuwohnen, und werde ſchon morgen wieder nach W. abgehen, wo ſie ſich bei einem alten und reichen kinderloſen Oheim aufzuhalten geſonnen ſey, u. ſ. w.

Dieſe Nachrichten waren mehr, als nöthig war, die Leidenſchaft, die ſich in ſeinem Herzen oder (wie die Alten meinten) in ſeiner Leber zu bilden anfangen wollte, im Keim zu erſticken. Falkenberg gehört einem der älteſten Geſchlechter Deutſchlands an und beſitzt, ohne reich zu ſeyn, gerade ſo viel Vermögen, um bei mäßigen Wünſchen genug zu haben. Er würde ſich vielleicht ohne großen Kampf über den Stolz eines uralten und immer rein erhaltenen Erbadels hinweggeſetzt haben, wenn Liebe, und Liebe ganz allein, ohne den Verdacht eines andern Bewegungsgrundes, ihn dazu gedrungen hätte; aber den Gedanken, daß irgend Jemand ihn fähig halten möchte, dem Gott des Reichthums ein ſolches Opfer zu bringen, konnte ſein Stolz nicht ertragen. Es war glücklich für ihn, daß dieſe Geſinnung Stärke genug hatte, ihn (wie er ſich wenigſtens gewiß hielt) gegen die Gefahr einer voreiligen Leidenſchaft ſicher zu ſtellen. Denn wer bürgte ihm davor, daß die Dame noch frei war? oder, wenn ſie es war, daß ſie ihn allen Andern, die ſich ohne Zweifel um ſie bewarben, vorziehen würde?

Es iſt eine wunderliche Sache um die Selbſttäuſchungen des menſchlichen Herzens. Wenn Falkenberg entſchloſſen war (und er war es wirklich), der ſchönen Haldenſtein keine Gewalt weder über ſein Herz noch über ſeine Leber einzuräumen, warum hatte er nichts Angelegneres, als ſich am folgenden Morgen auf einer mit ihrem Bleiſtift beſchriebenen Karte zu erkundigen, wann es ihr gelegen ſey, ſeinen Beſuch anzunehmen? Das Sonderbarſte indeſſen war, daß ſein Bedienter auf halbem Wege der Kammerjungfer des Fräuleins

in die Hände lief, die den Auftrag hatte, ihrer Dame die Geſellſchaft ſeines Herrn beim Frühſtück auszubitten.

Falkenberg erſchrak beinahe über dieſes beſtändige Zuſammentreffen und würde etwas verlegen vor dem Fräulein erſchienen ſeyn, wenn ſie ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Die Augenblicke, ſagte ſie, da wir uns zu Erlebach ſahen, ſchlüpften ſo ſchnell vorbei, daß es unbillig gegen uns ſelbſt wäre, wenn wir den Wunſch, uns näher zu kennen, der uns vermuthlich beiden gemein war, nicht befriedigen wollten, da uns der Zufall zum zweiten Mal Gelegenheit dazu macht. Falkenberg beantwortete dieſe Artigkeit, wie es einem höflichen und wackern Ritter zuſteht.

Nach einigen andern Reden, die zu Anfang eines Geſprächs unter vier Augen die Stelle des Räuſperns vertreten, ſagte das Fräulein: Geſtehen Sie, Herr von Falkenberg, daß Sie nicht wußten, wofür Sie mich halten ſollten, da Sie mich den ganzen Kram der wandernden Handelsfrau ſo hurtig unter die geſammte Bettlerſchaft von Erlebach und der umliegenden Gegend austheilen ſahen. Daß es nicht aus ſogenannter Empfindſamkeit oder romanenmäßiger Wohlthätigkeit geſchah, werden Sie mir leicht abgemerkt haben.

Im erſten Augenblick ſtutzte ich allerdings, verſetzte Falkenberg, weil er nicht gleich fand, was er antworten ſollte; aber —

Das hätten Sie wohl nicht gedacht, unterbrach ſie ihn, daß Sie ſelbſt das ganze Verdienſt von meinem guten Werke haben? Denn der Einfall kam mir erſt, wie ich ſah, daß Sie mich für die Krämerin hielten. Uebrigens war die

Sache eine Kleinigkeit. Der ganze Kram war mit dreihundert Gulden ausgekauft, und ich ſchäme mich beinahe, daß die blinde Göttin ſo verſchwenderiſch gegen ein verdienſtloſes Mädchen geweſen iſt, daß ich zehnmal ſo viel verlieren oder wegwerfen kann, ohne ärmer dadurch zu werden. Glauben Sie indeſſen nicht, daß dergleichen plötzliche Anwandlungen etwas Gewöhnliches bei mir ſind. Ich bin zwar, leider! wie das einzige Töchterchen eines geldreichen Hauſes erzogen und ganz und gar nicht gewöhnt worden, einen andern Willen zu haben als meinen eignen: aber die Natur iſt ſo gütig geweſen, dafür zu ſorgen, daß ich ſelten etwas will, das ich nicht ſollte; und, einige unſchuldige Grillen abgerechnet (ſetzte ſie lächelnd hinzu), gelte ich unter meinen Bekannten, ohne Ruhm zu melden, für eine ziemlich raiſonnable Perſon.

Wenn Sie meinen Vorwitz nicht unbeſcheiden finden, ſagte Falkenberg, ſo möchte ich wohl wiſſen, was für Grillen das ſind, welche Sie nicht geneigt ſcheinen Ihrer eignen Vernunft aufzuopfern?

Das Fräulein ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen; zum Beiſpiel, erwiederte ſie mit einer ſpitzfindig naiven Miene, die ihr unbeſchreiblich reizend läßt, nennen Sie das etwa nicht Grille, daß mich zuweilen in ganzem Ernſt die Luſt anwandelt, mein ganzes Vermögen wegzuſchenken oder, wie Madame Scarron-Maintenon, ein deutſches St. Cyr zu ſtiften?

In der That, mein Fräulein, ſagte Falkenberg, Sie ſind, denke ich, die Erſte, die in ihrer Lage von einer ſolchen Grille geplagt wird.

Da ich einmal im Beichten bin, fuhr das Fräulein fort, ſo will ich Ihnen offenherzig bekennen, wie es mit mir iſt, und Sie werden finden, daß meine Vernunft mehr Antheil an dieſer Grille hat, als Sie ſich vielleicht vorſtellen. Ich geſtehe Ihnen alſo — und wenn ich dabei erröthe (ſie erröthete wirklich bis an die Ohrläppchen), ſo ſetzen Sie es nicht auf meine Rechnung, denn in der That iſt hier gar kein Grund, warum ein ehrliches Mädchen ſchamroth werden ſollte — Ich geſtehe Ihnen alſo, Herr von Falkenberg, ich werde, wie die Tochter Jephtah's, zu ewiger Beweinung meiner Jungferſchaft verdammt ſeyn, wenn ich nicht Mittel finde, um etliche Millionen ärmer zu werden. Denn ich bin unwiderruflich entſchloſſen, nicht zu heirathen, bis ich gewiß bin, daß der Mann, den ich wähle, nicht meine Millionen, ſondern mich ſelbſt liebt; und wie könnte ich je zu dieſer Gewißheit kommen, ſolange ich ſolche Gewichte an mir hängen habe?

Ich begreife dieſe Wirkung Ihres Zartgefühls um ſo leichter, ſagte Falkenberg, da ich von einer ähnlichen Grille, wie Sie es ſo nennen wollen, beſeſſen bin. Ich bin zwar für einen jungen Mann meines Standes nicht reich; aber eher würde ich, wie Diogenes und Menippus, von Wolfsbohnen und Wurzeln leben, als eine Frau mit großem Vermögen heirathen, wenn ſie gleich ſo liebenswürdig wäre, daß ich mich durch den Beſitz ihrer Perſon für den glücklichſten aller Sterblichen halten müßte.

„Iſt dieß Ihr Ernſt, Herr von Falkenberg?“

Sie würden keinen Augenblick daran zweifeln, wenn ich die Ehre hätte, näher von Ihnen gekannt zu ſeyn.

„Wären Sie vielleicht nicht abgeneigt, dieſe Ehre zu haben?“ ſagte ſie mit der beſagten Miene, mit welcher ſie einem Manne das Herz (vorausgeſetzt, daß er eines hat) ſo ſicher und unvermerkt wegſtiehlt, daß er keine Zeit hat, ſich in Acht zu nehmen.

Ich würde ſtolz darauf ſeyn, ſagte Falkenberg, wenn Sie mir erlaubten, mich um Ihre Freundſchaft zu bewerben.

„Wenn dieß, wie ich mir ſchmeichle, keine Höflichkeitsformel iſt“ —

Es iſt das reine Gefühl meines Herzens.

„Ich glaube Ihnen; und in der That, wenn jemals ein Mann von ſechs oder acht und zwanzig, wie Sie zu ſeyn ſcheinen, und ein Mädchen von ein und zwanzig, wie Ihre Dienerin, durch Sympathie der Sinnesart und ein gewiſſes Einverſtändniß ihrer Sterne, welche ſie immer ohne ihr Zuthun zuſammen bringen, voraus beſtimmt waren, Freunde zu werden — da ihrer Beider Art zu denken ein noch näheres Verhältniß unmöglich macht, ſo wagen wir, ſollt' ich meinen, nichts dabei, wenn wir uns an das einzige halten, das zwiſchen uns Statt finden kann. Sie gehen nach W., höre ich?“

Und Sie ebenfalls?

„Ein neuer Beweis, daß unſre Sterne wirklich einverſtanden ſind. Die Pflicht ruft mich zu einem alten unbeweibten Oheim, der im Herbſte des Lebens dafür büßen muß, daß er im Frühling zu raſch gelebt hat. Ich werde Alles thun, was ich dem Bruder meiner Mutter ſchuldig bin, deren Stelle, da ſie ſelbſt nicht mehr iſt, ich nun zu vertreten habe. Weil mir aber an ſeiner Erbſchaft wenig

gelegen iſt, ſo werde ich mir gleichwohl das Amt einer Wärterin nicht ſo ſchwer machen, daß mir nicht noch Zeit und Freiheit, auch für die Geſellſchaft zu leben, übrig bleiben ſollte. Wir werden alſo häufige Gelegenheit haben, uns in Geſellſchaften und an öffentlichen Orten und, wenn Sie ſich mit dem General Löwenfeld (wie mein Onkel ſich nennt) bekannt machen wollen, auch in ſeinem Hauſe ohne Zwang zu ſehen. Ich kann mir ſelbſt nicht verbergen, daß dieß Alles, für die kurze Zeit unſrer Bekanntſchaft, ein wenig raſch geht; aber was iſt zu thun, wenn man einander auf der Reiſe, auf einem Jahrmarkt und im Gaſthof kennen lernt?"

Ueberdieß, ſagte Falkenberg, bin ich, ſeitdem mich mein guter Genius vor die Bude zu Erlebach geführt hat, ſehr geneigt zu glauben, daß die Freundſchaft nicht weniger ihre Blitzſchläge hat, als die Liebe, und daß es ſich eben ſo gut auf den erſten Blick unterſcheidet, ob zwei Perſonen Freunde ſeyn, als ob ſie ſich in einander verlieben werden.

„Ich ſehe in der That nicht, verſetzte das Fräulein, warum die Art von Sympathie, die ſich zu Freundſchaft entfaltet, ihr Daſeyn nicht eben ſo ſchnell offenbaren ſollte, als jene, an der die Liebe ſich entzündet. Für einen künftigen Liebhaber hätte ich Sie auf den erſten Blick vielleicht zu kalt gefunden; für einen Freund ſind Sie gerade, was ich wünſche."

Nehmen Sie ſich in Acht, Fräulein, ſagte Falkenberg lachend, daß der kalte Liebhaber am Ende nicht als ein zu warmer Freund befunden werde!

„Halb und halb läßt ſich ſo etwas ſelbſt dem Beſten unter euch zutrauen, erwiederte Fräulein Haldenſtein in gleichem

Tone; aber ich ſtehe für alle Zufälle. Ihre Freundſchaft iſt mir zu werth, als daß ich nicht alle mögliche Sorge tragen ſollte, ſie mir rein und unverfälſcht zu erhalten.“

Doch, es iſt Zeit, meine Damen und Herren, ſagte der Erzähler, dem Geſpräch der beiden Perſonen meines Duodrama's, wenn es auch noch länger gedauert haben ſollte, ein Ende zu machen.

Ich habe Sie hinlänglich in das Innre derſelben blicken laſſen, um zu wiſſen, weſſen Sie ſich zu ihnen verſehen können; und ich werde nun in meiner Erzählung deſto raſcher fortfahren, da ich Ihnen nichts als ſehr natürliche Begebenheiten und Erfolge zu erzählen habe.

Falkenberg, deſſen Reiſeplan einigen Aufenthalt zu M. und R. forderte, langte etliche Wochen ſpäter zu W. an, als Fräulein Haldenſtein, und ihre einverſtandenen Sterne ermangelten nicht, die neuen Freunde ſehr bald wieder zuſammen zu bringen. Der Baron machte die Bekanntſchaft des Oheims, der, von Gicht und Podagra auf ſeinem Canapee gefeſſelt, immer zu Hauſe anzutreffen war und über keine zu große Menge läſtiger Beſuche zu klagen hatte. Der alte General ſprach, wie alle ſeines gleichen, gern von ſeinen Thaten, und Falkenberg, der im letzten Krieg in Italien einen Feldzug als Freiwilliger mitgemacht hatte, wußte ihm ſo mancherlei Anläſſe dazu zu geben und hörte ihm ſo gefällig und theilnehmend zu, daß er unvermerkt eine Art von Günſtling des alten Herrn wurde. Er konnte ſo oft kommen, als er wollte, und der General, weit entfernt, ſich an das gute Vernehmen zwiſchen ihm und ſeiner Nichte zu ſtoßen,

pflegte sie öfters mit ihrer beiderseitigen Kaltblütigkeit aufzuziehen und Falkenbergen mit dem Salamander zu vergleichen, der mitten im Feuer unversehrt leben könne.

Daß dieß im buchstäblichen Sinne der Fall bei ihm war, möchte ich nicht behaupten; gewiß ist indessen, daß er den ganzen Winter durch, wo er das Fräulein beinahe täglich sah, sich ohne sonderlichen Abbruch seiner Eßlust und seines Schlafs in den Gränzen, die er sich gezogen hatte, hielt und nicht wenig mit sich selbst zufrieden war, daß er einen seiner Lieblingssätze, „daß wahre Liebe keine Leidenschaft, sondern bloß das reine und ruhige Verhältniß zweier von der Natur zusammengestimmter Gemüther sey," durch sein Beispiel so trefflich bestätige. Inzwischen machte er sich häufige Verdienste um Fräulein Haldenstein, brachte ihre weitläufigen Angelegenheiten in bessere Ordnung, betrieb und beendigte einige Processe, die sie vernachlässigt hatte, und fand sich für Alles, was er für seine Freundin that, durch das Vergnügen, so er sich daraus machte, und von ihrer Seite durch einen auszeichnenden Blick oder einen leisen Händedruck reichlich belohnt und glücklicher, als die schönsten und gefälligsten unter den ziemlich zahlreichen Damen, die sich seine Eroberung angelegen seyn ließen, ihn durch den höchsten Preis, den sie darauf setzten, hätten machen können.

Was das Fräulein betrifft, so muß ich gestehen, sie that ihr Möglichstes, ihm die Liebe ohne Leidenschaft, wozu er sich gegen sich selbst und gegen sie verbindlich gemacht hatte, zu erschweren. Nicht daß sie sich dabei irgend einer von

den verführeriſchen Künſten bedient hätte, die von mancher Andern mit eben ſo wenig Erfolg als Bedenklichkeit an ihn verſchwendet wurden; aber ſie war ſo liebenswürdig, daß es ihm immer ſchwerer und zuletzt beinahe unmöglich wurde, ihr zu verbergen, was er ſich ſelbſt nicht länger verheimlichen konnte. Es kam endlich ſo weit mit ihm, daß er ſich geneigt fühlte, ſich eines thörichten Stolzes anzuklagen, daß er bei ihrer erſten Unterredung zu A. das Geſtändniß der Urſache, warum ſie vermuthlich immer unvermählt werde bleiben müſſen, mit der impertinenten Verſicherung erwiedert hatte, deren wir uns vermuthlich noch ganz wohl erinnern. Aber das fatale Wort war nun einmal über ſeine Lippen geſprungen, und eben derſelbe Stolz, der ihn zu jener Erklärung getrieben hatte, zwang ihn jetzt, eine Rolle fortzuſpielen, die er, der zum Schauſpieler nicht geboren war, eben darum ſchlecht ſpielte, weil ſie nicht mehr ſeine eigene war.

Die Damen haben, bekannter Maßen, einen ihrem Geſchlecht eignen Sinn, Alles, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht, und ſein jedesmaliges wahres Verhältniß zu ihnen auszuſpähen, wenn er es auch unter einer ſiebenfältigen Hülle zu verbergen ſuchen wollte. Julie Haldenſtein hatte nicht die Hälfte des übrigen vonnöthen, um zu ſehen, welche Gewalt der arme Falkenberg ſich anthun mußte, um ihr nicht, ſo oft ſie ſich einen Augenblick allein mit ihm befand, zu Füßen fallen und zu bekennen, daß er alle Hoffnung, ohne ſie glücklich zu ſeyn, abgeſchworen habe und, ihren Millionen zu Trotz, bereit ſey, ſich auf der Stelle mit ihr trauen zu laſſen, wofern ſie ſich entſchließen könne, von

ſich ſelbſt und ihm die gute Meinung zu haben, daß er ihr eben denſelben Antrag thun würde, wenn ſie (nach dem bekannten edeln Ausdruck der Engländer) nicht einen Heller werth wäre.

Was ihr verſchwiegenes Herz bei dieſem Geſtändniß, das ſie jetzt nur zu oft in ſeinen Augen las, empfand oder nicht empfand, beruht auf bloßen Vermuthungen: das Gewiſſe iſt, daß, wofern etwas der Liebe Aehnliches ſich in ihrem Buſen regte, es nur die Liebe ohne Leidenſchaft ſeyn mußte, welcher der arme Falkenberg, zur Schande ſeiner eignen Theorie, täglich immer ungetreuer wurde. Sie ſtellte ſich, als ob ſie ſeine Ungleichheiten, Launen, halb erſtickten Seufzer und andere Malzeichen einer übel verhehlten Liebe nicht gewahr würde, und änderte an der Offenheit ihres Betragens ſo wenig, daß ſie vielmehr die achtungsvolle und beinahe zärtliche Aufmerkſamkeit zu verdoppeln ſchien, womit ſie ihn, als ihren erklärten Freund, vor ihren erklärten Anbetern auszeichnend begünſtigte.

Unter den letzten befanden ſich drei oder vier Herren von Stande und ſogar ein italieniſcher Fürſtenſohn, welche ſich in die Wette beeiferten, der heftigen Zuneigung, die ſie zu ihren Millionen trugen, die Miene zu geben, als ob ſie ausſchließlich auf ihre Perſon gerichtet ſey. Der Oheim Löwenthal hatte zwanzig Urſachen, wovon er die ſtärkſten in petto behielt, warum er keinem Italiener hold ſeyn konnte; aber unter den Uebrigen war ein junger Graf, welcher Mittel gefunden hatte, Falkenbergen unvermerkt aus dem erſten Platz in ſeiner Gunſt zu verdrängen; denn er hatte zwei

Feldzügen in Italien beigewohnt, hatte fünf oder ſechs Schlachten verlieren helfen, machte (was Falkenberg nicht that) alle Abende die Partie des Generals im Trictrac und hörte ſeinen Erzählungen noch aufmerkſamer zu, als jener. Der alte Herr glaubte für ſo viele Gefälligkeiten nicht weniger thun zu können, als die Anſprüche des Grafen mit aller Ungeduld eines podagriſchen Oheims, von welchem viel zu erben iſt, zu unterſtützen; aber, da die Nichte unabhängig war und ſo wenig Abſichten auf ſeine Erbſchaft hatte, daß ſie ihm vielmehr täglich anlag, ſich zur Pflege ſeines Alters und Podagra's eine junge Gemahlin mit ſeinem Gelde zu erkaufen: ſo kamen die Angelegenheiten des Grafen um keinen Schritt vorwärts, und Falkenberg hatte wenigſtens den Troſt, daß keiner ſeiner Nebenbuhler glücklicher war, als er ſelbſt.

Inzwiſchen hatte ſich etwas zugetragen, deſſen ein weniger ſtolzer Mann als Falkenberg ſich vermuthlich bei Julien zu ſeinem Vortheil bedient haben würde. Er war, wiewohl ganz gegen ſeine Abſicht und beinahe ohne daß er wußte, wie er dazu kam, ſo glücklich geweſen, die Neigung einer der reichſten Erbinnen in den *** Staaten zu gewinnen. Sie war noch um ein Beträchtliches reicher, als Julie Haldenſtein, überdieß an Geſtalt, Bildung und Talenten eines der ausgezeichnetſten Mädchen am ganzen Donauſtrom. Falkenberg würde ſich ohne Zweifel in einer andern Lage ſtark verſucht gefühlt haben, ſeine Maxime einem ſo glänzenden Glück aufzuopfern; in der ſeinigen bedachte er ſich keinen Augenblick; und da die Sache durch die Hände verſtändiger

Mittelsperſonen ging, fiel es ihm nicht ſchwer, den Antrag mit der zarteſten Schonung der jungen Dame und ihrer Familie abzulehnen.

Daß Falkenberg weder Julien, noch irgend einem Andern das Geringſte von dieſem Geheimniß merken ließ, bedarf wohl keiner Verſicherung; aber, ob es gleich nie zur Kenntniß des Publicums kam, ſo konnte es doch vor dem Fräulein Haldenſtein nicht ſo verborgen bleiben, daß ſie ſich von dieſem unzweideutigen Beweiſe des hohen Werths, worin ſie bei ihrem ſtolzen Freunde ſtand, nicht völlig hätte gewiß machen können. Eine Vertraute, die das Geheimniß gegen alle Welt, nur nicht gegen Julien zu bewahren wußte, entdeckte ihr Alles, was ihr von der Sache bekannt war, und leiſtete ihr und Falkenbergen dadurch, ohne es zu wiſſen, einen Dienſt von der größten Wichtigkeit. Denn die ſchöne Haldenſtein ſchob es nicht länger als bis zum nächſten Morgen auf, der Pein ihres Freundes ein Ende zu machen. Sie traf Anſtalt, daß ſie eine Stunde mit ihm allein ſeyn konnte, und es erfolgte nun zwiſchen ihnen ein zweites Geſpräch unter vier Augen, welches ich, da es die Entknotigung meiner Geſchichte herbeiführt, meinen gefälligen Zuhörern nicht vorenthalten darf.

„Sie ſind ſeit einiger Zeit nicht, wie ehemals, Falkenberg — es iſt, als ob ein drückendes Geheimniß auf Ihrem Herzen läge —“

Ein Geheimniß, Julie? — ſtotterte Falkenberg, die Farbe wechſelnd — ein Geheimniß — vor Ihnen, meine Freundin?

„Wenn es mir keines iſt, ſo haben Sie wenigſtens keine Schuld daran. Aber beruhigen Sie ſich. Ihr Geheimniß iſt es nicht, wovon ich mit Ihnen ſprechen wollte. Ich habe Ihnen einen Antrag zu thun. Eine meiner Freundinnen hat ſo viel Geld, daß ſie nicht weiß, was ſie damit anfangen ſoll. Könnten Sie ſich wohl mir zu Liebe entſchließen, ihr Vermögen in Verwaltung zu nehmen und im Namen der Eigenthümerin jeden ſchönen und guten Gebrauch davon zu machen, wozu Ihr Kopf, Ihr Herz und Ihr Geſchmack Ihnen die Anleitung geben wird? Noch mehr. Das Mädchen hätte gern einen Mann, aber freilich einen ſehr edeln, ſehr liebenswürdigen. Nun iſt ihr aber im Vertrauen geſteckt worden, daß Sie, lieber Falkenberg, vor kurzem eine der reichſten Partien im Lande ausgeſchlagen haben. Dieß macht das arme reiche Mädchen ſchüchtern. Wenn ich Ihnen indeſſen ſage, daß meine Freundin mir ſo ähnlich iſt, als ob ſie mir aus den Augen geſchnitten wäre —"

Julie, Sie ängſtigen mich — ſtammelte Falkenberg mit einer Beklemmung, die ihn kaum athmen ließ.

„Daß ſie Julie heißt, wie ich — daß ſie — mit einem Wort, daß ſie — ich ſelbſt iſt?"

Liebenswürdigſte aller Sterblichen, rief Falkenberg außer ſich, was kann ich Ihnen antworten?

„Hören Sie mich ruhig an, Falkenberg. Sie haben ſich Wort gehalten; Sie haben bewieſen, daß ſie über gemeinen Eigennutz erhaben ſind. Zeigen Sie mir nun auch, daß Sie ſich eben ſo leicht über kleinlichen Stolz und Eigenſinn erheben können. Sie lieben mich — warum wollten Sie ſich ſelbſt

verſagen, glücklich zu ſeyn? — Ich bin kein leidenſchaftliches Weſen; ich brauſe nie auf, gerathe nie in Flammen, ſchwärme nie; aber ich bin der wahrſten, zarteſten, beſtändigſten Liebe fähig. In Allem dieſem, denk' ich, ſind wir einander ähnlich genug, um ganz artig zuſammen zu paſſen. Ich bin entſchloſſen, das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu ſtellen — wollen, können Sie ſich entſchließen, mir auch das Ihrige anzuvertrauen?"

Was Falkenberg antwortete, und mit welchem Feuer, welcher Innigkeit er es that, ſagt Jedem von Ihnen ſein eigenes Herz.

Julie hatte nicht vergeſſen, ihren Oheim auf dieſen Ausgang vorzubereiten; und da ſie Alles über ihn vermochte, koſtete es wenig Mühe, ihn mit dem Glücke ſeines ehemaligen Günſtlings auszuſöhnen. Das Fräulein weilte nun nicht länger zu W. Sie erinnerte ſich der Freundin, deren Verlöbniß ſie in A. hatte begehen helfen, und die ſich jetzt mit ihrem Gemahl auf einem Gute befand, das nicht weit von einem der ihrigen entlegen war, und eilte zu ihr, um mit ihrer Beihülfe einen mit Falkenberg abgeredeten Plan auszuführen, den ſie aus Gefälligkeit gegen ihn entworfen hatte. Falkenberg gehört nämlich, wie geſagt, einer Familie an, die nicht mit Unrecht auf ihren Namen und auf ihr Geſchlechtsregiſter ſtolz iſt. Er hatte mit allen Gliedern derſelben immer im beſten Vernehmen gelebt, und, ob er gleich unabhängig und überdieß aus einem jüngern Zweig entſproſſen iſt, ſo machte er ſich's doch zur Pflicht, den Schritt, den er zu thun im Begriff war, nicht ohne ihre Beiſtimmung

zu thun, wenn dieſe anders, wie er hoffte, mit guter Art zu erhalten wäre.

Da der Erzähler hier ein wenig inne hielt, ſagte Frau von P.: „Ich dächte, wenn dieſe Familie ihren Stammbaum auch bis auf einen der zwölf Pairs Kaiſers Karls des Großen hinauf führte, ſie könnte ſehr zufrieden ſeyn, eine Perſon wie Fräulein von Haldenſtein in denſelben eingeimpft zu ſehen.“ Die ganze Geſellſchaft, ſelbſt den alten Baron nicht ausgenommen, ſtimmte einhellig dem Ausſpruch ſeiner edeldenkenden Gemahlin bei.

Wenn dieß iſt, ſagte Falkenberg, ſich gegen Frau von P. und die die ganze Geſellſchaft verbeugend, was ſollte mich länger verhindern, zu geſtehen, daß ich Ihnen unter dem angenommenen Namen Falkenberg meine eigene Geſchichte erzählt habe?

Und ich, ſagte Nadine, indem ſie aufſtand und ſich dem Herrn und der Frau des Hauſes mit Ehrerbietung näherte, darf ich es wagen, Ihnen dieſe Julie Haldenſtein darzuſtellen, welche unter dem erdichteten Namen Nadine von Thalheim ſo gütig von Ihnen aufgenommen wurde? und darf ich mir ſchmeicheln, für dieſe unſchuldige Hinterliſt Ihre Verzeihung zu erhalten und durch Entdeckung meines eigenen Namens nichts von Ihrer Gewogenheit verloren zu haben?

Die angenehme Ueberraſchung aller Anweſenden und der ſchöne Tumult von Ausbrüchen der lebhafteſten Freude, Umarmungen, Glückwünſchen und wechſelſeitigen Liebeserklärungen gehört unter die dramatiſchen Scenen, denen auch

die beſte Beſchreibung ihren Reiz benimmt. Der fernere Erfolg dieſer Geſchichte liegt außerhalb des Heramerons von Roſenhain; und da das Schickſal ſein Möglichſtes für die Hauptperſonen des Stücks gethan hat, ſo können wir, falls ſie uns einiges Wohlwollen eingeflößt haben ſollten, ziemlich gewiß ſeyn, daß die Schuld nur an ihnen ſelbſt liegen müßte, wenn ſie mit ihrem Loſe nicht zufrieden wären.

Anmerkungen.

Nachlaß des Diogenes.

S. I. Z. 11. Zu unterhalten — Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daß seit den fünf und zwanzig Jahren, da alles hier Gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist (so wie in S. überhaupt), die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daß es dem inquisitivsten Reisenden unmöglich seyn würde, das ehemalige Urbild von dem hier aufgestellten Gemälde ausfindig zu machen. Anm. vom Jahre 1795. W.

S. V. Z. 4. Febronius — Der durch Gelehrsamkeit und Tugend gleich achtungswürdige trierische Weihbischof, Johann Nikolaus von Hontheim, gab i. J. 1763 unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius ein Werk heraus über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, durch welches Werk das Ansehen der römischen Hierarchie einen gewaltigen Stoß erlitt. S. über ihn Schlichtegrolls Nekrolog 1790. 91.

S. X. Z. 16. Weltbürgers zuschreibt — Ἄγε, Διογενης δ' οὐκ ἐφιλει οὐδενα; ὃς οὑτως ἡμερος ἡν και φιλανθρωπος, etc. — δια τουτο πασα γη πατρις ἡν ἐκεινῳ μονῳ, ἐξαιρετος δ' οὐδεμια, etc. Arrian. L. III. c. 24. p. m. 382. — W. Wie, Diogenes habe Niemanden geliebt? Er, der so mild und menschenfreundlich war? — — Ihm war die ganze Erde Vaterland, kein auserwähltes.

S. X. Z. 23. Thersites — war der häßlichste von allen Griechen in dem Heere vor Troja.

S. 2. Z. 15. Argonauten ihre Säle behängen — Wir können es keinem Kenner der griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Echtheit dieser Stelle zweifelt. Freilich ist es nicht die einzige in diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaß gibt. — Aber desto schlimmer! werden die Kenner sagen. W. (Unter den neuen Argonauten sind die seefahrenden Kaufleute zu verstehen, die, nach der Stelle im Text, Gold aus seidenen Stoffen gewinnen. Darin eben liegt der Zweifel, ob diese Stelle so alt sey, als Diogenes, weil man zu dessen Zeit noch keine solche Stoffe aus China holte.)

S. 9. Z. 21. Kraneon — (Kraneion), ein Hain vor Korinth, wo sich Diogenes aufzuhalten pflegte.

S. 10. Z. 14. Misogyn — Weiberhasser.

S. 13. Z. 14. Anubis — Eine ägyptische Gottheit (Mercur), die in Menschengestalt mit dem Kopf eines Hundes dargestellt wurde.

S. 14. Z. 12. Gärten des Alcinous — Sind bekannt aus der Schilderung Homers in der Odyssee; — die Hesperiden, die Töchter des Hesperus oder des Atlas und der Hesperis, bewohnten schöne Gärten mit Goldfrüchten (Orangen), die von einem furchtbaren Drachen bewacht wurden. Vergl. Bd. 3. S. 291.

S. 15. Z. 5. Tissapherues — Ein Satrap des Königs von Persien.

S. 17. Z. 26. Fünfzig Minen — Sechzig Minen machten ein attisches Talent, dessen Betrag man, in runder Summe, für zwölfhundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann. W.

S. 22. Z. 20. Vier attische Talente — Betragen nach unserm Gelde 5125 Rthlr.

S. 25. Z. 28. Ajax — des Oileus Sohn, dürfte hier wohl mit Ajax, Telamons Sohne, verwechselt seyn, welcher, weil ihm des Achilles Waffen nicht zuerkannt worden, in Raserei verfiel und am Ende sich in sein eigenes Schwert stürzte. Doch hat auch der andere Ajax manche That begangen, die nur einem Rasenden verzeihlich ist.

S. 28. Z. 6. Täfelchen — Parrhasius — pinxit et minoribus tabellis libidines, ea genere potulantis joci se reficiens. Plin. Hist. Nat. L. 35. W.

S. 29. Z. 13. Amphiktyonen — Hießen die Abgeordneten der griechischen Staaten, welche sich jährlich bei Delphi versammelten und einen völkerrechtlichen Gerichtshof bildeten.

S. 29. Z. 19. Keramikos — Dieses Namens gab es zwei Plätze zu Athen, einen innerhalb der Stadt, welcher mit Tempeln, Theatern, bedeckten Gängen u. s. w. verziert war, und einen andern in der Vorstadt

mit der Akademie und andern Gebäuden. Jener entspricht den Tuilerien, auch seiner früheren Bestimmung nach, als Töpferplatz.

S. 43. Z. 1. Die Schellenkappe — des Diogenes ist wohl einer der größten von den Fehlern gegen die Zeitrechnung, deren Wieland oben selbst gedachte.

S. 47. Z. 11. Daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde — Die Leser Lucians werden sich erinnern, wem diese Stelle zugehört. W.

S. 65. Z. 14. Akademie — statt der Akademiker, wie sich die Nachfolger Platons nach dem Orte nannten, wo er gelehrt hatte. Aus Verehrung für Platon wurde in neuerer Zeit der Name Akademie höheren Bildungsanstalten und gelehrten Gesellschaften gegeben.

S. 81. Z. 13. Megära l. Megara.

S. 81. Z. 24. Garamanten — Ein Volk im Innern der africanischen Landschaft-Marmarika.

S. 84. Z. 2. Demokritus und Hippokrates — Beide hier als Aerzte genannt. Den ersten haben die Leser genauer aus den Abderiten kennen gelernt.

S. 88. Z. 3. Tiresias — Ein berühmter thebanischer Wahrsager.

S. 93. Z. 7—10. Welche euch von Wesen und Naturen — — Ursachen und Zwecken unterhalten — Diogenes spricht gegen die Speculation über Metaphysik und bezeichnet mit einzelnen Worten mehrere Systeme griechischer Philosophie. Leukippos und Demokritos behaupteten den Ursprung der Welt aus Atomen, d. i. ursprünglichen, nicht mehr theilbaren Körperchen, aus deren Zusammenfügung nachher alles Andere entstanden sey; Empedokles und Anaxagoras nahmen Homöomerien an, d. i. gewisse kleine Partikeln, aus denen die Elemente selbst erst entstanden seyen durch Scheidung des Unähnlichen und Zusammenfügung des Aehnlichen. Die Homöomerien wären also eigentlich Elemente im Kleinen. S. Lucret. de rer. nat. 1, 830—841. — Das Volle und Leere nahmen ebenfalls Leukippos und Demokritos zum Behuf ihres Weltbaues an.

S. 101. Z. 21. Gymnosophisten — S. die Anmerk. zu Agathon Bd. 6.

S. 103. Z. 5. Phönix — Von diesem fabelhaften Vogel erzählt man, daß er bei Annäherung seines Todes sich selbst ein Nest von Myrrhen bereite und in demselben verbrenne, verjüngt aber aus der Asche wieder hervorfliege. Verschieden davon ist die Erzählung bei Herodot 2, 73 und

Aelian hist. an. 6, 58. Daß er das Symbol einer chronologiſchen Periode ſey, wird nicht mehr bezweifelt.

S. 109. Z. 27. Auf meinem ulyſſiſchen Ruhebette — d. i. aus Blättern bereiteten. S. Odyſſee 5, 475 fgg.

Die Republik des Diogenes.

S. 130. Z. 27. Prieſter der Mutter Berecynthia — Galli genannt, waren Verſchnittene.

S. 141. Z. 1. Büchſe der Pandora — Durch deren neugieriges, vorwitziges Oeffnen flatterten, nach einer Dichtung bei Heſiodus, alle darin verſchloſſen geweſene Uebel über die Welt.

Das Hexameron von Roſenhain.

Der Titel Hexameron iſt dem Dekameron des Boccaccio nachgebildet. Wie dieſe Novellenſammlung ihren griechiſchen Namen von den zehn Perſonen hat, die ſich zehn Tage lang gegenſeitig erzählen, ſo das Hexameron von den ſechs Perſonen, die ſich in ſechs Tagen gegenſeitig erzählen.

Narciſſus und Narciſſa.

Sprung vom leukadiſchen Felſen — Von dem Felſen Leukas auf der Inſel Leukadia im joniſchen Meere war bei den Griechen die Sage, daß, wenn ein unglücklich Liebender von ihm hinabſpringe, er erhalten und von ſeiner Qual befreit werde. (Ovid. Heroid. 15, 165 fgg.) Die Dichterin Sappho ſtürzte ſich von da hinab.

Gebern, Ghebern, Guebern, bei den Türken Ghiaur, Ungläubige, iſt der Schimpfname, womit die Muhamedaner die Anhänger der alten Religion Zoroaſters (Zerduſht) belegen, die aber trotz aller Verfolgung und Hohnes ihrer Lehre treu bleiben. Parſen heißen ſie von Pars, Perſien, wo ehedem ihre Religion die herrſchende des Landes war.

Daphnidion.

Theſſalien war im Alterthum berüchtigt wegen der Zauberkünſte, die dort getrieben wurden.

Gräen — Alte Weiber, hießen in der griechiſchen Mythologie die Töchter des Phorkys und der Keto, weil ſie von Geburt graue Haare hatten.

Aline und ihr Widder — In den Mährchen des Grafen Hamilton.

Orpheus und Pentheus — Jener wurde von den thraciſchen Frauen, dieſer von ſeiner eigenen Mutter und Schweſter in bacchiſcher Wuth zerriſſen.

Die Novelle ohne Titel.

Dſchinniſtan — Sammlung perſiſcher Feenmährchen.

Arkadien der Gräfin Pembroke — Der Titel dieſes Werkes: the Countess of Pembroke's Arcadia, hat mehrere Literatoren zu der Behauptung verführt, dieſen Schäferroman für ein Werk der Gräfin von Pembroke auszugeben. Der Verfaſſer deſſelben aber iſt ihr Bruder, der ruhmwürdige Philipp Sidney (geb. 1554, geſt. 1586), und das Werk iſt ſeiner Schweſter nur gewidmet.

Fräulein von Luſſan — Wahrſcheinlich die natürliche Tochter des Prinzen Eugen von Savoyen, geb. 1682, geſt. 1758, war aus ökonomiſchen Umſtänden zur Vielſchreiberei genöthigt, und darum vervielfältigte ſie gern die Bände. Unter ihren vielen Schriften zeichnete man aus les Veilles de Thessalie.

Verfaſſerin der Clelia iſt die ſchon mehrmals genannte Fräulein von Scudery.

Hidalgo — Edelmann, von niederem Adel.

Corregidor — In Spanien und Portugal der Stadt- oder Polizei-Richter.

d'Arnaud de Baculard — (geb. zu Paris 1718, geſt. daſelbſt 1805), der eine Zeit lang mit Friedrich dem Großen in literariſchem Verkehr ſtand und mehrere Jahre theils in Berlin, theils in Dresden lebte, war ein ſehr fruchtbarer erzählender Schriftſteller. Seine Epreuves du sentiment, Delassemens de l'homme sensible u. a. ſind auch unter uns durch die Ueberſetzungen von Meißner und A. bekannt. Seine Erzählungen haben durchaus etwas Düſteres, aber viel Wärme.

Aſſonanzen auf U — Aſſonanz nennt man die Einheit der Vocale in verſchiedenen Wörtern. Da die Vocale eine natürliche Tonleiter des Menſchen bilden, und U den tiefſten Ton hat, ſo drücken Aſſonanzen auf U etwas Grauenhaftes aus — wie Unkenruf in Teichen.

Freundſchaft und Liebe auf der Probe.

Jupiters goldene Kette — Zu Anfange des 8ten Geſanges der Ilias redet Jupiter die verſammelten Götter ſo an:

Auf, wohlan, ihr Götter, verſucht's, daß ihr all' es erkennet,
(— — wie weit ich der mächtigſte ſey vor den Göttern)
Eine goldene Kette befeſtigend oben am Himmel;
Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie ſehr ihr ränget in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernſt' es gefiele zu ziehen;
Selbſt mit der Erd' euch zög' ich empor und ſelbſt mit dem Meere;
Und die Kette darauf um das Felſenhaupt des Olympos
Bänd' ich feſt, daß ſchwebend das Weltall hing' in der Höhe.

Kandaules — König zu Sardes, hielt ſeine Gemahlin für die ſchönſte Frau und war nicht zufrieden, hievon allein überzeugt zu ſeyn, ſondern wollte auch ſeinen Liebling Gyges davon überzeugen. Er verſchaffte dieſem daher Gelegenheit, ſie beim Entkleiden im Schlafzimmer zu ſehen, was ihm nicht weniger koſtete, als Gemahlin, Thron und Leben.

Giafar — Harun al Raſchid liebte ſeine Schweſter Abaſſah mit Leidenſchaft und vermählte ſie nur darum an ſeinen geliebten Freund Giafar, um ſich während der Zeit, die er bei dieſem zubrachte, von jener nicht trennen zu dürfen. Die Bedingung dieſer Ehe war, daß die Vermählten nie — Eheleute ſeyn und nur in ſeiner Gegenwart mit einander umgehen ſollten.

Die Liebe ohne Leidenſchaft.

Herme heißt eine ſolche Büſte, bei welcher der Kopf auf einem langen viereckigen Stamm oder einer Säule aufſteht.

Prädicabilien — Beſchaffenheiten und Eigenſchaften, die ſich von einem Gegenſtande ausſagen laſſen.

Scarron-Maintenon — Die ſchöne und achtungswürdige Gattin des mißgeſtalteten Dichters Scarron wurde nach deſſen Tode Erzieherin der Kinder, welche Ludwig XIV. mit Frau von Monteſpan erzeugt hatte. Der König, anfangs ihr abgeneigt, fing an, ſie zu achten, und liebte ſie endlich. Sie, die im Gefängniß geboren war, wurde im J. 1685 die Gemahlin des damals mächtigſten Monarchen, ohne glücklicher zu werden, als in ihrer freudeloſen Jugend. Nur im Beglücken fand ſie Troſt, und dieſen verſchaffte ſie ſich auch durch die Stiftung von St. Cyr. In dieſer, eine Stunde von Verſailles entfernten, Abtei gründete ſie eine Anſtalt daſelbſt, worin 300 junge Mädchen von Stande unentgeltlich erzogen und unterrichtet wurden, deren jede bei ihrem Austritt 1000 Thaler Ausſtattung erhielt. Nach Ludwigs Tode zog ſie ſelbſt dahin und ſtarb daſelbſt im J. 1719.

00099792

Digitized with financial assistance from
Government of Maharashtra
on 30 January, 2020